Das alte medizinische Wien in zeitgenössischen Schilderungen

12

Von

Dr. med. et phil. MAX NEUBURGER

o. ö. Professor für Geschichte der Medizin an der Universität zu Wien

Mit 9 Abbildungen



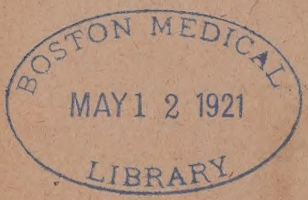
1921

WIEN und LEIPZIG

Verlag von Moritz Perles

Wien, I., Seilergasse 4

1 F 411
1902 St 4



Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien, III., Steingasse 25.

Theodor Puschmanns Manen

gewidmet

BOSTON MEDICAL
MAY 12 1921
LIBRARY

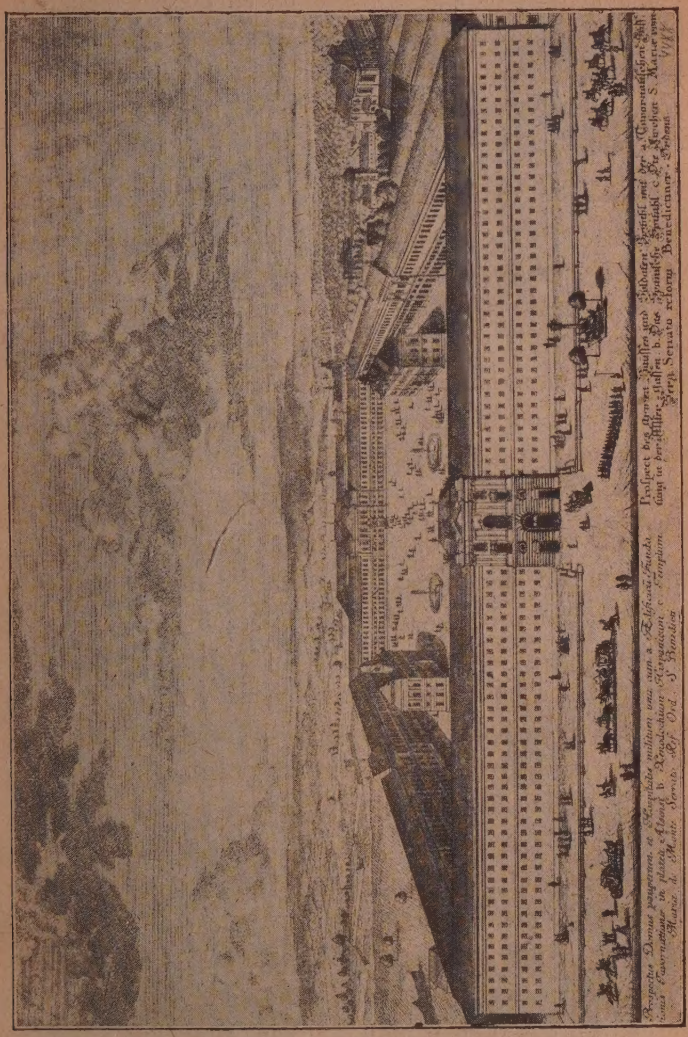
Einleitung.

Das alte medizinische Wien ist wiederholt ein dankbarer Gegenstand historischer Darstellungskunst gewesen, namentlich wurde die Entstehung, Blütezeit und weitreichende Bedeutung der ersten und der zweiten Wiener Schule in ausgezeichneter Weise von J. F. C. Hecker, Lebert, Puschmann, Petersen und anderen geschildert.

In den Schriften dieser Autoren finden zwar neben den führenden Persönlichkeiten und Glanzleistungen der Schule auch die Dii minorum gentium, die Unterrichtsverhältnisse und Spitalseinrichtungen, die fördernden oder hemmenden äußeren Einflüsse usw. einige Berücksichtigung, doch nur in dem Ausmaße, als es das geschichtliche Gesamtbild erfordert und gestattet. Die vorwiegend benützten Quellen — amtliche Akten und medizinische Literatur — verschweigen so manche minderwichtige persönliche oder sachliche Einzelheit, so manches bloß episodische oder anekdotische, aber für die Beurteilung des Zeitcharakters doch nicht ganz bedeutungslose Faktum. Namentlich verraten sie wenig davon, welche Resonanz die Persönlichkeiten und Institutionen im ärztlichen und nichtärztlichen Publikum gefunden haben. Die mündliche Tradition, welche derartige Momente lange festhielt, ist verrauscht oder dem völligen Verstummen sehr nahe, doch klingt die Stimme der Vergangenheit noch immer herüber in »Reisebriefen«, »Tagebuchblättern«, »Lebenserinnerungen« etc. einheimischer und fremder, ärztlicher und nichtärztlicher Schriftsteller, denn so stark war der Eindruck, den das alte medizinische Wien auf


Gerard freyh. van Swieten
Comend. des Ritterord. von H. Stephan
J. K. K. A. Majest. Hofrath u. erster Leibarzt
Geboren d. 7. May 1700. gestorben d. 18. Junn 1772.

Generationen ausübte, daß es immer wieder von neuem von verschiedenem Gesichtspunkt aus betrachtet, von berufener



oder weniger berufener Seite gezeichnet wurde. Mögen manche der in solchen Berichten enthaltenen Angaben nicht über jeden Zweifel erhaben sein, mögen die Urteile, welche darin über

die Wiener Schule oder einzelne ihrer Vertreter ausgesprochen werden, der unparteiischen Kritik der Nachwelt gegenüber nicht immer standhalten — eines haben diese Dokumente zur Zeitgeschichte doch voraus, die Anschaulichkeit, das Temperamentvolle, das Intime der Darstellung, wie es eben nur aus dem Selbstgeschauten, aus dem frisch Erlebten hervorquillt.

Es sei in dieser Hinsicht bloß auf zwei sensationelle Ereignisse in der Geschichte des alten medizinischen Wien hingewiesen, auf die Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses, das aus der Umwandlung des Großarmenhauses (Vgl die Abbildung S. VII) hervorging, und auf die Einweihung der medizinisch-chirurgischen Josefsakademie — wer könnte uns den Eindruck, den die Zeitgenossen empfingen, wahrhaft schildern und wirklich nachempfinden lassen als eben ein Zeitgenosse?

Wenn wir der oft geradezu plastischen Darstellung folgen, wie sie der eine oder andere Augen- und Ohrenzeuge hinterlassen hat, dann ist es, als ob die Vergangenheit neuerstanden vorüberzöge, als ob die Meister der Wiener Schule und mancher halb- oder ganz vergessene ärztliche Praktiker verklungener Zeiten mit all seinen Vorzügen und Schwächen in greifbare Nähe, in die Tageshelle der Gegenwart träte. Und fürwahr, die Wiener medizinische Fakultät, die nicht nur eine unter den deutschen Lehrstätten, sondern lange hindurch die führende Schule gewesen ist, ein Mekka der Heilkunst, dem Scharen von Ärzten und Studenten aus aller Herren Ländern begeistert zuströmten — sie verdient es, daß man sich mit liebevollem Interesse in das Werden und Wachsen, in das Leben und Wirken aller ihr angehörigen Persönlichkeiten, ins Detail ihrer Geschichte versenke! In den zeitgenössischen Schilderungen des alten medizinischen Wien spiegelt sich aber auch die Stellung der Donaustadt als

Zentrum eines großen Reiches, als Stätte der Wissenschaft, als Sitz der Musen; sie entrollen ein Stück Kulturgeschichte



und gewinnen somit eine urkundliche Bedeutung, welche über das rein Ärztliche weit hinausreicht.

Eine Auswahl solcher, vorwiegend von ausländischen Ärzten herrührenden Berichte zu bieten - zunächst für den Zeitraum vom Tode van Swietens bis zum Wiener Kongreß — ist der Zweck, der dem Herausgeber vorschwebte. Vielleicht gestattet es die gerade jetzt sehr erstarkte Empfänglichkeit für die ruhmvolle Größe des alten medizinischen Wien, auch das bereits vorbereitete und durch Anmerkungen erläuterte Material der folgenden Epoche (1815 bis 1848) in Bälde zur Veröffentlichung bringen zu können.

Max Neuburger.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Vom Tode van Swietens bis zur Eröffnung des allgemeinen Krankenhauses	1—60
Freymüthige Briefe an Herrn Grafen von V. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit etc. 9. bis 12. Brief	3—14
Denkwürdigkeiten von Wien etc. Erste Parthie § 11	15—16
Plan . . die gesammten österr. Erblanden auf die höchsten Stuffen der Grösse zu erheben etc.	17—28
Von dem literarischen Zustande der Universität Wien	29—32
Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland. 25. Brief	33—34
Aus Friedrich Nicolai's Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781	34—59
II. Von der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses bis zum Wiener Kongress	61—214
Nachricht an das Publikum über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien	63—72
Aus »Joh. A. v. Brambilla's Rede etc.«	72—81
Aus dem Reisetagebuche des Joh. Heinr. Landolt	81—90
Memoire sur l'academie militaire de Vienne	90—92
Bemerkungen über das Civilspital etc.	92—118
Aus Joh. Peter Frank's Biographie etc.	119—129
Aus »Briefe eines Eipeldauers etc.«	129—140
Aus K. Fr. Burdach's »Rückblick auf mein Leben«	140—149
Aus J. Fr. Ludw. Lentin's »Medizinische Bemerkungen auf einer literärischen Reise durch Deutschland«	149—157
Aus »Medicinische Neuigkeiten von Wien und Italien etc.«	157—158
Aus Schack von Staffeldt's Schriften	159—166
»Einige Bemerkungen über die Einrichtungen der geburtshelferischen Anstalt zu Wien«	167—175
Aus K. A. Rudolphi's »Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte etc.«	175—184
Zeitbilder aus Franz Gräffer's »Kleine Wiener Memoiren«	185—187
Auszug aus den Tagebüchern des Pariser Arztes Dr. Kaempfen	188—190
Aus Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden	191—194
Aus Burdach's »Rückblick auf mein Leben« (1810)	194—198
Aus Joh. Nepomuk v. Ringseis' »Erinnerungen«	198—206
Aus »Nachrichten über Leben und Schriften des Herrn Geheimrats Dr. Karl Ernst v. Baer, mitgeteilt von ihm selbst etc.«	207—214

III. Zur Zeit des Wiener Kongresses . . . . . 215—265
Aus Richard Bright's »Travels from Vienna through Lower Hungary with some remarks of the state of Vienna during the Congress in the year 1814« . . . . . 216—224
Aus Joh. Friedr. Osiander's »Nachrichten von Wien über Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe« . . . . . 225—257
Aus Weissenbach's »Meine Reise zum Congress, Wahrheit und Dichtung« 257—265

I.

Vom Tode van Swietens bis zur Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses.

Freymüthige Briefe an Herrn Grafen von V. über den gegenwärtigen Zustand der Gelehrsamkeit der Universität und der Schulen zu Wien, Frankfurt und Leipzig 1774 [1])

Neunter Brief. Wien, den 12 November 1773 . . . »Es wäre Sünde, von dem jetzigen Zustande der Arzneykunst in Wien zu reden, ohne von ihrem wahren Vater, dem verstorbenen Freyherrn van Swieten, diesem unsterblichen Reformator der ganzen Gelehrsamkeit in den österreichischen Staaten, anzufangen. Seiner Aufmerksamkeit hat die medicinische Schule gewiß alle wahren Vorzüge vor so vielen andern und seinem Ansehen ihren ganzen Lüster zu verdanken, nicht allein, weil er selbst in den ersten Jahren seines Hierseyns die Kunst als ein würdiger Nachfolger seines unsterblichen Lehrers lehrte [2]), oder, weil er den Herrn von Haen, einen Mann, auf dem der unverfälschte hippokratische Geist ruhte, berief [3]), sondern deswegen vorzüglich, weil er das unbemerkt wandelnde Genie

[1]) Diese Briefe machten ihrer Zeit in Wien das größte Aufsehen und waren verboten; nach ihren Verfassern fahndete die Polizei. Unter den Briefen, die sich auf die Medizin beziehen, steht Helm. Verfasser waren (nach Weber, Literatur der deutschen Staatsgeschichte) Sattler Joh. Tob., Joh. Friedr. Mieg und Joh. Mich. Offsprung.

[2]) Van Swieten hatte viermal, ohne eine Professur innezuhaben (im Vorsaale der Hofbibliothek) im Anschlusse an Boerhaave Vorlesungen über Methodologie, Anatomie, Physiologie, Pathologie und Arzneimittellehre (in zweijährigen Kursen) gehalten, in der Absicht, einen Stamm tüchtiger junger Lehrer heranzuziehen. Aus seiner Schule gingen z. B. Melchior Störck, Crantz, Chenot hervor. Diese Vorlesungen gab er erst auf, als ihn sein Schüler Melchior Störck darin vertreten konnte (1751).

[3]) Der älteste Wiener Kliniker Anton de Haen war Mitschüler van Swietens in Leyden unter Boerhaave und hatte vor seiner Berufung nach Wien 20 Jahre in seiner Vaterstadt Haag praktiziert. Er begründete den Ruhm der nach dem Leydener Vorbild errichteten Wiener Klinik, indem er das Panier des Hippokratismus aufpflanzte.

hervorzog, weil er sein Ansehen bey der Monarchin so anwandte, daß er den Lehrern diese Muße und diese den Wissenschaften so vortheilhafte Sorglosigkeit verschaffte, die sie vor allen andern in Deutschland voraushaben[1] . . . Das allgemeinnützigste, was Swieten für den Anfänger thun konnte, war gewiß die auf seinen Rath von der allerhöchsten Monarchin geschehene Stiftung des Bürgerspitals, worein er den Herrn v. Haen als Arzt und Lehrer empfahl[2] . . . Wie viele Verdienste sich Herr v. Haen um die Kunst erworben habe, beweißt das Ansehen, welches er in der medicinischen Welt behauptet, mit welchem ihn selbst jene Großen in ihren Meynungen von ihm abweichenden Ärzte, Haller, Tissot und Tralles in der größten Hitze des Streites verehrt haben[3]. Aber seine Rechtschaffenheit, sein unbeschreiblicher Enthusiasmus für die Wahrheit, sein freundschaftliches Wohlwollen gegen seine Schüler (wahrhaftig eine höchst seltene Tugend bey einem Wiener Professor), seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seine Menschenliebe, sein unermüdeter Eifer, Arbeitsamkeit und Treue gegen die Pflichten seines Amtes — alles dieses sind

---

[1]) Van Swieten erwarb sich die Vollmacht zur Erhöhung der Professorengehälter für Inländer bis 2000 fl., für Ausländer bis 5000 fl.

[2]) Am 7. Aug. 1753 gab die k. k. n. ö. Repräsentation und Kammer den Auftrag, im Bürgerspital (in der Nähe des Kärntnertors) eine klinische Abteilung, bestehend aus 6 Betten für Männer und 6 Betten für Weiber einzurichten; Anton de Haen, der 1754 nach Wien kam, übernahm die Leitung derselben und hatte das Recht, Kranke aus den andern Abteilungen dieser Anstalt sowie aus dem Dreifaltigkeitsspital im Interesse des Unterrichtes in die Klinik transferieren zu lassen. Anton de Haens klinische Tätigkeit erstreckte sich über den Zeitraum 1754—1776.

[3]) Diese mit geradezu fanatischer Leidenschaft seitens de Haens geführten Streitigkeiten bezogen sich auf die kritische Bedeutung von Friesel und Petechien, die Irritabilitätslehre, die Blatterninokulation und die Heilwirkung des Schierlings. Die Gegner de Haens haben sich jedenfalls weit besonnener und edler benommen als er. Vgl. z. B. die Schrift Alethophilorum quorundam Viennensium Elucidatio, necessaria epistolae de Cicuta, quam Celeb. Haenius scripsit ad Celeb. Tralles (Vindob. 1766). Dort wird eingangs de Haen von den schwer beleidigten Gegnern (Störck und seinen Anhängern) mit den Worten gerühmt: Mirabamur tunc summam sedulitatem, summumque fervorem, quo nobis celeberrimus Haenius morbos erorumque curationes ad aegrorum lectulos explicavit (pag. 7). . . . Omnes honore, amore & reverentia summaque prosequebantur Haenium (pag. 13). Sein späteres autokratisches Wesen findet folgende treffende Charakteristik: incepit Haenius fastu turgere, dictatoriam potestatem in rebus medicis sibi arrogavit; se solum arbitrum, se solum doctum credidit & neminem sibi parem (l. c.).

so viele Eigenschaften, wodurch er sich vor so vielen andern rühmlichst auszeichnet . . . Schon früh um 6 Uhr ist der Herr v. Haen des Winters sowohl als des Sommers im Krankenhause, und um 8 Uhr versammeln sich seine Zuhörer, diese führt er sogleich zum Krankenbette, erklärt mit der größten Genauigkeit den vorliegenden Fall, erforscht die Ursachen mit dem ihm eigenen Scharfsinne, entwickelt sorgfältig die Symptome. Nun untersucht der Zuhörer den Kranken selbst, was er bemerkt hat, sagt er dem Lehrer ins Ohr, dieser sammelt alle Stimmen und zeigt hernach öffentlich an, sowohl was recht als was falsch bemerkt worden ist. Auf diese Art erkennt ein jeder den Werth seiner Urtheile, ohne beschimpft zu werden. Um 9 Uhr ist die Ordinationsstunde; hier kommt eine Menge fremder Kranken sich Raths zu erholen. Jeder wird von dem Lehrer in Gegenwart der Schüler auf das genaueste untersucht, die Mittel verordnet und vorgelesen, und die Krankheitsgeschichte sogleich von einem Amanuensis in ein dazu bestimmtes Buch getragen. Hierdurch gewinnt der Zuhörer unendlich viele Vortheile; er lernt die dem jungen Arzte so schwere Kunst wohl zu fragen und zu untersuchen, er hat Gelegenheit durch die Anwendung aller dieser individuellen Fälle sich einen Schatz der brauchbarsten Beobachtungen zu sammeln, er sieht die Mittel auf einzelne Fälle anwenden und die dabey nöthigen Cautelen, ja er lernt unvermerkt einzelne Mittel in geschickte Mischungen zu bringen[1]) . . . So vielfach also nun auch diese Vortheile sind, so könnten sie doch noch weit mehr zur Bildung geschickter Ärzte beytragen, wenn die Zuhörer ermuntert würden, die vorkommenden Fälle zu Papier zu bringen und diese Beschreibung öffentlich vorgelesen und verbessert würde, nicht nur in Absicht der Disposition der Materialien, sondern auch in Absicht auf die Schreibart, die hier gewiß in Betracht gezogen zu werden verdient. . . . Ja, es wollen auch ganz scharfsinnige Männer dieses Studium bey den meisten guten Beobachtern der Wiener Schule sehr vermissen; wenigstens wundern sie sich gar sehr, wie uns die Wiener Schule bey so günstigen Umständen noch keinen Morgagni geliefert habe.

[1]) Der Unterricht hatte also, wie aus dieser anschaulichen Schilderung hervorgeht, vornehmlich den Charakter einer Vortrags- und examinatorischen Klinik, dagegen nicht gerade den einer eigentlichen Praktikantenbehandlung der Patienten.

Die Frage, wer dieses Schulmeisteramt übernehmen solle, kann auch gar leicht beantwortet werden. Unverschämt würde es allerdings seyn, an einen so beschäftigten und arbeitsamen Mann, wie Herr v. Haen ist, diese Foderung zu thun. Aber warum könnte man ihm nicht einen würdigen Assistenten geben? . . . Eine Stunde täglich ist kaum hinreichend eine einzige Krankheit zu untersuchen, geschweige, wenn mehrere verwickelte Fälle zu gleicher Zeit vorkommen. Ja es ist dem Anfänger wenig gedient, einmal den ganzen Tag bey dem Krankenbette zu seyn, wenn ihm nicht zu verschiedenen Zeiten des Tages die so schnellen Veränderungen bey hitzigen Krankheiten gezeigt werden — wäre dies, so würden nicht so viele Fremde, die mit großen Kosten aus allen Gegenden Europas sich hier versammeln, getäuscht zurückkehren müssen. Ferner beklagen sich auch die Zuhörer öfters über den gänzlichen Mangel der Kranken, und es ist nicht zu leugnen, daß sie sich mit Recht hierüber beschweren, da Herr v. Haen aus den übrigen Spitälern so viele Kranke haben kann als er will. . . .

Zehnter Brief. Wien, den 21. Nov. 1773. Ausser dem Bürgerspitale verdienen noch zwei andere Krankenhäuser Ew. Wohlgebohrnen Aufmerksamkeit, nemlich das Spital der barmherzigen Brüder und das sogenannte Beckenhäusel, und es freut mich, daß zween Ärzte, die als Ärzte so mit einander kontrastiren, Ihre Neugierde gereizt haben. Sie verlangen von mir die Manier zu wissen, mit welcher der Herr Doctor Quarin[1]), der Arzt im Spitale der barmherzigen Brüder und der Herr D. Collin, Arzt im Beckenhäusel ihre Kunst ausüben. Der erstere, ein lebhafter Mann von dem besten Umgange, ist in der Arzneikunst ein wahrer Eklektiker. Weder ein uneingeschränkter Verehrer der Alten, noch ein blinder Enthusiast für alles, was neu ist, untersuchet er alles und behält das Bewährte. Er hat es sehr gerne, wenn junge Ärzte seine Verordnungen besuchen, die wöchentlich einigemalen in dem Krankenhause

[1]) Gemeint ist Joseph Quarin, der spätere Direktor des Allg. Krankenhauses. Er versah 1756 stellvertretend die Professur der theoretischen Medizin und wurde bald darauf Physikus am Spital der Barmherzigen Brüder, wo er, verbunden mit anatomischen Demonstrationen, Unterricht am Krankenbett erteilte. Als ärztlicher Schriftsteller zeichnete er sich durch kluge Eklektik aus.

gehalten werden, und er sucht ihnen mit lobenswürdigen Eifer gefällig zu werden. Durch viele Leicheneröffnungen versäumt er auch nicht seine pathologischen Einsichten zu verbessern, da so viele andere Herren zufrieden sind, wenn sie ihre Kranke nur methodisch ad plures geschickt haben. Seine Arzneien sind so gewählt wie seine Kurarten; es ist zu bedauern, daß man ihm kein Lehramt anvertraut, wozu er gewiß sehr brauchbar wäre, zumalen wenn er durch eine wenig häufigere private Praxis nicht gehindert würde mehrerer Zeit zur Lektür anzuwenden.

Nun mein Herr D. Collin! Sie sehen ja ganz finster aus und sind, wie sich alle Ihre Kranken beklagen, von so unfeinem, unfreundlichem Umgange, daß ich fast nicht Lust habe mit Ihnen ein Turnier zu wagen! Doch es sey darum! Ich werde mich vor Ihrer Arnica, vor Ihrem Kampfer und vor allen Ihren neuen panchrestischen und polychrestischen Mitteln schon in acht nehmen. Es ist bekannt genug, daß der Herr Hofrat Stoerk[1]), jetziger erster Leibarzt Ihro Kayserl. Majestät zuerst angefangen hat, durch Untersuchung bisher ungebrauchter ja verdächtiger Materialien für solche Krankheiten Mittel zu entdecken, wo die Kunst bisher arm und ohnmächtig war. Gewiß Untersuchungen, die alles Beifalls und aller Aufmunterung würdig waren und die auch größtenteils ihren Zweck nicht verfehlt haben. — Aber der Herr Leibarzt wußte auch den Gebrauch dieser Mittel einzuschränken. Ich bin öfters ein Ohrenzeuge gewesen, mit wie vieler Bescheidenheit dieser große Arzt von seinen Erfindungen spricht, wie klug zweifelnd er ihre Wirkungen bestimmt. Aber der Herr D. Collin jagt recht eigentlich nach neuen Erfindungen und verachtet offenbar die schon geprüfeten Schätze der Kunst. Er läßt das reichhaltigste Bergwerk liegen und fischet Gold aus dem Flusse. Alle seine

[1]) Anton Störck, Günstling van Swietens und Assistent de Haens fungierte eine Zeitlang als ordinierender Arzt des Parzmayr'schen Hospitals (Beckenhäusel) und wurde 1760 Hofmedikus. Das Wohlwollen van Swietens brachte ihm auch die Gunst des Hofes. 1766 erhielt er die Würde eines Dekans der medizinischen Fakultät, 1768 diejenige eines Rektors der Universität, 1771 übernahm er einen Teil der Zensurgeschäfte. Nach dem Tode van Swietens wurde er zum Präses und Direktor der medizinischen Fakultät ernannt, sodann erster kaiserlicher Leibarzt und 1775 in den Freiherrnstand erhoben. Seit 1779 stand er an der Spitze des gesamten Medizinalwesens.

Schüler sind in seine Geheimnisse initiirt und breiten seine Wunder, denn geringere Dinge thut er nicht, aus. Was seine schon herausgegebenen Beobachtungen anbetrifft, so mögen sie immer ihren Werth haben, aber ob durch keine die Göttin Wahrheit verletzt worden sey, darin kann man billig einigen Argwohn setzen, zumal da selbst Hippokrates so viele Kranken als unaufhörlich im Beckenhäusel sind, nicht richtig beobachten könnte. Augenzeugen, welche die schon aufgezeichneten Fälle gesehen haben, können unmöglich günstig von seinen Bemerkungen urtheilen [1]). . . .

Eilfter Brief. Wien den 25. Febr. 1774. Nachdem ich Ihnen Hochgebohrner Herr Graf von dem praktischen Theile unserer Kunst in dieser antiquissima & celeberrima Universi-

[1]) Heinr. Jos. Collin, ein Anhänger und Günstling Störcks, seit 1762 dessen Nachfolger als erster Arzt des Pazmarischen Krankenhauses (Beckenhäusels), pries in seinen Beobachtungen über akute und chronische Krankheiten die wunderbaren Heilwirkungen des Schierlings (besonders bei Scirrhus Syphilis, Skorbut), der Zeitlose (bei Wassersucht), des Eisenhuts und Bilsenkrauts, der Rad. Polygalae (bei Schwindsucht), der Arnica montana (beim Star, bei Lähmungen und Krämpfen), des Kampfers. Aber schon bei manchen Zeitgenossen erregte die gänzliche Kritiklosigkeit, der rohe Empirismus und die geringe Zahl der noch dazu oberflächlichen Beobachtungen Bedenken. Collin schien es nur als seine Aufgabe zu betrachten, alles zu bestätigen, was Anton Störck behauptet hatte. — Was Störck anlangt, so gebührt diesem unleugbar das große Verdienst, der Erste gewesen zu sein, der die Pharmakologie experimentell betrieb. Aber auch ihm kann, wie so manchem andern Pfadfinder der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß er — abgesehen von den mangelhaften Hilfsmitteln seines Zeitalters — einem allzu großen Optimismus huldigte und in der Beurteilung der Heilwirkungen nur zu oft den nüchternen Skeptizismus der Wiener Schule vermissen läßt. Seine Methode bestehend aus Tierversuch, Selbstversuch und zuletzt Anwendung der Arzneistoffe am Krankenbette war an sich einwandfrei, ebenso wie sein Streben, die Kluft zwischen medizinischer Theorie und ärztlicher Praxis durch die Pharmakodynamik zu überbrücken, dauernder Anerkennung würdig bleibt. Gegenstand seiner experimentell-pharmakologischen Untersuchungen, deren Ergebnisse monographisch niedergelegt sind, bildete die Wirkung des Schierlings, Stechapfels, Bilsenkrauts, Eisenhuts, der Herbstzeitlose, der Waldrebe, des weißen Diptam, der Küchenschelle u. a., wobei die einzelnen Pflanzenteile geprüft und die Dosen allmählich gesteigert wurden. Van Swieten begünstigte das Unternehmen, de Haen hingegen bekämpfte es fanatisch, als verruchte Ketzerei (Ausus horrendus, maledicta haeresis), allen Beschwichtigungsversuchen unzugänglich. Ärzte und Laien wandten der Sache großes Interesse zu, es entwickelte sich insbesondere über die Heilwirkung des Schierlings eine ganze Literatur, und in Wien brach zwischen den Anhängern (spöttisch Schierlingsärzte Cicutarii genannt) und Gegnern ein hitziger, persönlich ausartender Streit aus, der bis an die Stufen des Thrones hinanreichte.

tate[1]) Vindobonensi hinlängliche Nachricht gegeben habe, so nehme ich mir die Freyheit Ihnen noch kürzlich die Lehrer zu charakterisiren, die sich nur eigentlich mit der Theorie beschäftigen. Ich mache den Anfang mit dem Herrn Prof. Collin, dem Anatomiker; sein Äusseres wird freilich einem so feinen Weltmanne, wie Ew. Hochgebohrnen sind, nicht sehr gefallen, und sein Inneres verdient — leider auch keine Empfehlung. Ich hoffe zwar und wünsche, daß er von allen Künsten und Wissenschaften in der Welt mehr verstehen möge als von derjenigen, wovon er Profeßion macht. Von ihm werden seine Zuhörer weder das anatomische Messer führen noch den körperlichen Bau kennen lernen. Sein Vortrag ist weder zierlich, denn er liegt mit dem alten Priscian in ewigem Streite, noch gründlich, weil er nicht im Stande ist, Ihnen die Dinge zu zeigen, womit er Sie unterhält, daher er denn auch als ein wackerer, ehrlicher Mann Ihnen beständig empfiehlt, sich das zu gedenken, was Sie nicht sehen (cogitare vobis debetis). Er demonstrirt weder Myologie noch Splanchnologie, noch irgend einen andern Theil der Anatomie, sondern beschäftigt sich bald mit diesem, bald mit jenem. — Der Demonstrator ist recht für seinen Hörsal geschaffen, denn so wie er wenig zeigen kann, so kann man in dem übel beleuchteten und von Zuhörern angestopften Theater dieses wenige nicht einmal sehen.[2]) Welch unbeschreibliche Vorzüge hat hierinne nicht Berlin, wo der

[1]) Die in offiziellen Schriftstücken übliche Bezeichnung, welche hier mit spöttischem Unterton gebraucht wird.

[2]) Matthaeus Collin übernahm 1765 nach dem Tode des hochverdienten Lorenz Gasser (nach welchem das Ganglion des Nerv. Trigemin. benannt ist) die Lehrkanzel der Anatomie und versah dieselbe bis 1774. Das Urteil der Zeitgenossen über diesen „Anatomen" war nahezu einstimmig höchst ungünstig. Im Anhang zu den „Freymüthigen Briefen" (Dat. v. 30. März 1774) wird noch auf Fuker aus Kaschau verwiesen, der in seiner Tyrnauer Dissertation Generalia Medicinae unter andern scharfen Ausfällen gegen die herrschende Medizin und ihre Vertreter die Lehrweise Collins persifflierte. Hier ein Ausschnitt seiner in köstlichem Latein gehaltenen Demonstrationen: »Corpus dividitur in caput, truncum et artus — quod in colli anteriore parte in nodum elevatum est pomum adami; quam sub pectore in foveam inclinatam regionem vides scrobiculus cordis audit. Hic cutis, ibi musculus. Ecce Hepar, ibi nervi ramus, quem quidem videre non est, sed qui tamen certo ibi est. Jam ad cerebrum! mira miraculosae compaginis mirabilitas, sed molle cerebrum est & sub digito fugit & non ita facile videntur quae ibi sunt — interim hoc ejus involucrum extimum est, vasa habens rubra de caeteris vero cras!«

Anfänger unter den Augen Meckels selbst das Messer führen kann. Allein die meisten hiesigen Ärzte, die keinen andern Wunsch als die auream praxin haben, halten die subtile Anatomie, wie sie sie zu nennen belieben, für ein gar eitel Ding, höchstens würdig müßiger Leute, die etwa glauben, daß nicht nur der Arzt, sondern auch der Naturforscher und Weltweise durch ihre mühsamen Untersuchungen gewinnen könne. Diese Maximen macht sich auch der größte Teil der hiesigen Studierenden eigen. Ohne Belesenheit, ohne Denken sind sie gewiß, den Doktorhut von ihren Illustrissimis, Perillustr., Magnif. Spectabilibus, Clariss. Dm. Dm. Prof. (Man sehe das Titelblatt von allen Wienerischen medic. Disputat.) zu erhalten, wenn sie nur alle ihre Dictata fein auswendig gelernt haben. Der Kandidat, wenn er seine 45 Cremnizer Dukaten für die Promotion und noch andere 100 in der Wittwenkasse für alle die verwittibten gnädigen Frauen Doktoren erlegt hat[1]), läßt sich von einem jeden Lehrer einen sogenannten Korrepetitor empfehlen, und dieser läßt ihn die Dictata fein wörtlich lernen. Diese herkulische Arbeit drückt sich zum Erstaunen auf den Gesichtern der armen Leute aus, und man braucht kein Lavater zu seyn, um die hiesigen Herren Doctoranden an ihren verfallenen bleichen Gesichtern zu kennen. Die Dictata selbst sind ein Gewebe von trockenen Definitionen und Distinktionen, z. B. Nasus est pars media in facie sita, habens duo foramina, duo ossa nasalia interjecto septo osseo & propriam cartilaginem. Wer nun diese Definition ohne Stottern im Examen aufsaget, der

dignus est intrare
in nostro docto corpore[2])

sollte er übrigens so unwissend seyn, daß er den Hippokrates für einen Doktor in Leyden hält.

Die Physiologie lehret der Herr Prof. und Hofrath Kranz nach den boerhavischen Institutionen, wobey er zugleich des

[1]) Si voluerit albo Membrorum Facultatis Medicae Vindobonensis adscribi, solvat necesse est, centum aureos Cremnicenses, qui ad aerarium viduarum Facultatis deponuntur (Instituta Facult. Medic. Vindob. curante Ant. Störck 1775, pg 35). Wittwenkasse = die 1758 gegründete Witwen- und Waisen-Sozietät. Der Kremnitzer Dukaten ward wegen seiner gleichbleibenden Feinheit zur Weltmünze bei $23^{3}/_{4}$ Karat = 9,6381 Mark.

[2]) Aus Molière's »Le malade imaginaire«.

Marherrs Compendium empfiehlt[1]). Es ist überhaupt eine große Unbequemlichkeit sowohl für den Lehrer als Zuhörer, daß die Lehrbücher nicht von der Wahl der Lehrer abhängen, sondern daß diese so vorgeschrieben und eingeführet sind, wie ein Gesetzbuch für alle Zeiten und Geschlechter. Was nützet uns Hallers vortreffliches physiologisches und Gaubius pathologisches Compendium[2]), wenn wir noch immer mit unsern Kenntnissen und unserer Literatur da sind, wo Boerhaave vor mehr als einem halben Jahrhundert schon war? Haller, ich bitte Sie um Verzeihung meine Herren Professoren, daß ich diesen Ketzer[3]) so oft nenne, Haller sagt, die Physiologie sei eine belebte Anatomie (anatomia viva) und wenn dies wahr ist, so werden unsere physiologischen Kenntnisse sehr todt seyn müssen, da wir den körperlichen Bau so wenig kennen, zumal da man in den physiologischen Vorlesungen vergißt, diesem Mangel durch Vorzeigung und Erklärung anatomischer Zubereitungen abzuhelfen. . . . Von der Wissenschaft auf den Lehrer zu kommen, so muß ich Ihnen sagen, daß er mit aller möglichen Würde und Selbstachtung liest. Ja er hält den Zuhörer so weit entfernt, daß dieser es für eine besondere Gnade halten muß, von seinem Lehrer eines Blickes

[1]) Heinr. Joh. Nepomuk Crantz hatte 1756 die Lehrkanzel der theoretischen Medizin (Professura Institutionum medicarum et Materiae medica) übernommen. Marherr war sein Schüler und wurde später Professor in Prag; er starb schon im Alter von 31 Jahren; sein Entwurf zu einem Lehrbuch der Physiologie Praelectiones in H. Boerhaavii institutiones, wurde nach seinem Tode 1771 von Crantz herausgegeben. — Boerhaave's Institutiones medicae erschienen zuerst 1708, sodann noch in 15 Ausgaben; sie enthalten die Grundzüge der Anatomie und Physiologie, Pathologie und Symptomatologie, Diätetik und Therapie; Haller lieferte einen Kommentar dazu (H. Boerhaavii praelectiones academicae in proprias institutiones rei medicae edidit et notas addidit Gott. 1739—1744, 6 vol.).

[2]) Hallers Primae lineae physiologiae (1747) waren das erste selbständige, systematische Elementarbuch der Physiologie, Gaub's Institutiones pathologiae medicinalis (1758) das erste zusammenhängend bearbeitete Lehrbuch der allgemeinen Pathologie.

[3]) Anspielung auf den Protestantismus Hallers, welcher zu seinem einstigen Mitschüler, dem frommen Katholiken van Swieten in ziemlich gespanntem Verhältnis stand. Die scharfe Äußerung des hannoveranischen Leibarztes Werlhof· van Swieten habe Boerhaave's Werke als Katholik, Haller aber als Protestant kommentiert, die von Haller in Zeitschriften bekannt gemacht wurde, war nicht geeignet die Spannung zu mildern (vgl. Zimmermann's Leben des Herrn v. Haller, S. 221).

gewürdigt zu werden. Schon bey dem Eintritte des Bedienten des Herrn Professors, der die Lichter auf dem Katheder anzündet, stehen sämtliche Herren Zuhörer auf, in welcher Stellung sie so lange bleiben, bis es dem Herrn Professor gefällt, ihnen durch einen Wink die Erlaubniß zu geben, sich setzen zu dürfen. Ebenso verhält es sich bey den wöchentlichen Prüfungen; der Befragte steht so lange, bis er das tröstliche Wörtchen: sedeas höret — O! Ihr sieben weise Meister! so seyd ihr wol nie mit euren Schülern umgegangen.

Eine andere Vorlesung hält der Herr Prof. Krantz über das Formular oder die goldbringende Kunst Recepte zu schreiben. Er sieht vorzüglich darauf, seinen Zuhörern die Fertigkeit zu verschaffen, ein und dasselbe Mittel in verschiedenen Formen einzukleiden. . . . Es ist zu bedauern, daß der Herr Prof. Krantz in demjenigen Theile der Kunst, worin er sich durch so viele Geschicklichkeit der Welt bekannt gemacht hat, in dem Accouchement, keinen Unterricht ertheilet. Man würde ihn mit größerem Nutzen hören, als den Herrn Prof. Lebmacher, der auch nur den Weibern liest, und den ich also der Beurtheilung dieser weisen Frauen gar gern überlasse [1]).

Unser chymischer Lehrer ist der, durch den Ruf Ihnen schon längst bekannte Herr Hofrat Jacquin, ein vortrefflicher Lehrer und verdienstvoller Mann. Edeldenkend, ohne Stolz vermeidet er alle kleine Zänkereyen, wobey gemeiniglich die Wissenschaften am meisten verlieren. Er ist ein wahrer und folglich ein bescheidener Gelehrter. Seine Zuhörer sind seine Freunde. Seine Lehrart ist ganz praktisch. Er liest in dem chymischen Laboratorium und macht alle Versuche in Gegenwart seiner Zuhörer mit bewunderungswürdiger Genauigkeit [2]).

[1]) Crantz, ein ausgezeichneter Botaniker, Pharmakolog und Balneolog, war vorher als Lektor der Geburtshilfe tätig und hatte sich sowohl als Lehrer wie als Schriftsteller ein großes Verdienst um das Fach erworben. Besonders hervorzuheben ist sein Lehrbuch »Einleitung in eine wahre und gegründete Hebammenkunst« (1756) und sein Kampf gegen die übermäßige Verwendung der scharfen Instrumente in der Geburtshilfe. Daß sein Nachfolger bloß für die Hebammen Lector artis obstetriciae gewesen sei, beruht auf einem Irrtum.

[2]) Nicol. Jos. v. Jacquin, seit 1769 Prof. der Chemie und Botanik. Über seine Lehrweise vgl. Ferro (Einrichtung der mediz. Fakultät zu Wien, Wien 1785, S. 30–37); dieser sagt: Auch viele Künstler und Liebhaber der Chemie besuchen diese Vorlesungen mit Nutzen und Vergnügen. Für Unterrichtszwecke verfaßte er

Weit entfernt von allen theoretischen Spitzfindigkeiten studiert er einzig die Natur. Die schöne Inschrift seines Laboratoriums enthält seinen größten Lobspruch: Non fingendum, nec excogitandum, sed inveniendum, quid natura ferat aut faciat [1]). Dieser Mann verdient wirklich, daß lehrbegierige Fremde ihn hören und schätzen, und sehr viele haben mich versichert, daß er vorzüglich ihre Mühe belohnt und ihre Erwartung übertroffen habe. . . .

Zwölfter Brief. Ew. Hochgebohren haben nun schon die ganze Musterung unserer medicinischen Facultät gehalten, und wie ich hoffe, nicht ohne alle Belustigung. . . . Ohne alle weitere Entschuldigung will ich mich also von Ew. Hochgebohrnen beurlauben und in diesem Schreiben nur noch einige pia desideria ausschütten.

In keinem Theile der Kunst sind die meisten hiesigen Studierenden so unwissend als in der Geschichte der Kunst und in der Kenntniß der besten Schriftsteller; denn in diesen Dingen wird hier aller Unterricht versäumt [2]). Es wäre unnöthig,

»Anfangsgründe der medizinisch-praktischen Chemie« und »Einleitung zur Kenntniß des linnäischen Pflanzensystems«. Der weltberühmte, von van Swieten nach Wien berufene Botaniker war bis 1796 als Professor tätig und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Josef Franz v. Jacquin.

[1]) Bacon's Ausspruch.

[2]) Der Vorwurf mangelnder Pflege des medizingeschichtlichen Studiums für die damalige Zeit ist ebenso berechtigt wie für die Gegenwart. Immerhin gab es wie heute anerkennenswerte Ausnahmen. Van Swieten, der von literarhistorischem Wissen durchtränkt war, hielt bereits eigene Vorlesungen über Geschichte der Medizin und plante bereits eine Herausgabe des Dioskurides-Kodex der Hofbibliothek. Der erzherzogl. Leibarzt Steph. Mack beschenkte die Fachgenossen mit einer durch Varianten interessanten Hippokratesausgabe (leider unvollendet; Wien 1743 bis 1749); Anton Germanus de Albertitz veröffentlichte einen Prodromus recensionis criticicae historiae medicinae (Vienn. 1765), worin er die Notwendigkeit und den erkenntnistheoretischen Wert der Geschichte der Medizin verteidigte; der Physiologe Marherr hinterließ als Einleitung zu seinen Praelectiones in H. Boerhaavii institutiones einen Abriß der Geschichte der Medizin »Origo et progressus medicinae«. In den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nahm unter den nachwirkenden Einflüssen eines van Swieten, de Haen und Maximil. Stoll die Pflege des medikohistorischen Studiums in Wien auffallend zu (Sallaba, Dewez, Eyerel, Brambilla, Hunczovsky, Joh. Ad. Schmidt, 1805 erschien in Wien von J. M. Müller ein »Entwurf einer Geschichte der Heilkunde; 1808 bis 1811 wurden bereits von Attenhofer, Eyerel, Wawruch Spezialkollegien über medizinische Literaturgeschichte angekündigt usw.

wenn ich Ew. Hochgebohrnen die Annehmlichkeit und den unbegränzten Nutzen der Litteraturgeschichte überhaupt schildere, da ich weiß, wie sehr Sie diese studiert haben, und ich bin überzeugt, daß Sie vielleicht noch mehr als ich würden gelacht haben, wenn Sie einen hiesigen Dr. Medic. der nur frisch geschaffen war, von dem Herrn Hippokrates, wie von einem Professor in Leyden hätten sprechen hören. Und hat nicht noch erst vor einigen Jahren der hiesige D. Auenbrugger ein ganz artiges Büchlein von einer neuen Erfindung geschrieben, die schon von Wort zu Wort im Hippokrates stand?[1])

Ein anderer Theil der Kunst, der hier nicht gehörig bearbeitet wird, ist die gerichtliche Arzney- und Wundarzneykunst. Überhaupt hat die Wundarzney keinen andern Lehrer als einen theoretischen den Herrn Prof. Leber, der die Theorie größten Theils nach dem van Swieten vorträgt[2]); an praktischen Anleitungen fehlt es den jungen Wundärzten ganz, außer was in einigen Spitälern vorfällt. Hätte man die Absicht so gute Wundärzte zu ziehen als die französischen und die meisten bey den Königl. Preuß. Armeen, so müßte man auch, wie in Berlin dem Anfänger Gelegenheit verschaffen, sich an todten Körpern in allen Operationen fleißig zu üben, dann würden wir uns auch hier Bilguer, Theden und Schmucker versprechen können[3]). . . .

---

[1]) Nicht nur der Verfasser dieses Briefes, sondern auch andere zeitgenössische Ärzte suchten ohne Nachprüfung die Leistung des Begründers der physikalischen Diagnostik, sein »Inventum novum« (1761) durch diese grundfalsche Behauptung herabzusetzen. Die Succussio Hippokratis wurde von böswilligen, oberflächlichen Kritikern mit der Perkussion identifiziert, ohne daß man sich nur der Nachprüfung der Methode unterzog. Allen voran die Koryphäen der Göttinger Schule Rud. Aug. Vogel (1766) und Baldinger (1768). Tatsächlich war es gerade die Unzuverlässigkeit der Succussio, welche Auenbrugger zur Erfindung und Ausbildung seiner Methode angeregt hat!

[2]) Ferd. Leber hatte seit 1761 die Lehrkanzel für theoretische Chirurgie inne und gab auch (bis 1786) anatomische Vorlesungen. Das Urteil über ihn schwankt bei den Zeitgenossen. Von der einen Seite wurde sein Eifer und seine Geschicklichkeit sehr gerühmt (z. B. Ferro, Einrichtung der mediz. Fakultät, S. 85), andere tadelten seine Vorlesungen als geistlos und unwissenschaftlich (z. B. Baldinger, N. Magaz. Bd. XV, S. 52). Ältere Historiker, wie Hecker schlossen sich letzterem Urteil an.

[3]) Die Genannten waren die berühmtesten von den in der Armee Friedrichs

Denkwürdigkeiten von Wien. Aus dem Französischen übersetzt [1]), gedruckt für Heinrich Lyonel, Herrn von Visp. 1777 (Nördlingen).

Erste Parthie, § 11 Sanct Marx. S. 49—50.

»In der Nachbarschaft des Waisenhauses [2]) liegt das Spital zu Sanct Marx. Diß ist eines von den traurigen Denkmälern des menschlichen Elendes [3]). In dem einen Theile des Gebäudes liegen Unsinnige an Ketten. Auf der andern Seite enthält ein Saal, wie die Überschrift über der Thüre lautet - die aus Liebe unglücklich gewordenen Frauenzimmer. Diese unglücklichen Opfer des Vergnügens und der Unvorsichtigkeit finden sich in Menge ein, theils um die ihnen anvertrauten Unterpfande abzulegen, theils um sich an dem Gifte des Vergnügens heilen zu lassen. Es befindet sich eine Schule dabey angeleget, worinn sich junge Ärzte und Wundärzte in der Geburtshilfe und

---

des Großen tätigen Chirurgen. Den Anstoß zur Heranbildung tüchtiger Feldärzte gab in Preußen das 1714 gegründete Berliner Collegium medico-chirurgicum, welches 1726 mit einer klinischen Unterrichtsanstalt im Charité-Krankenhause verbunden wurde.

[1]) Dieses Werk ist keine Übersetzung, sondern ein Original und rührt von Wilh. Ludwig Wekhrlin (1739—1792), einem Hauptvertreter der »Aufklärung« und viel gelesenen Journalisten her.

[2]) Das Waisenhaus wurde 1742 auf dem Rennweg errichtet.

[3]) Vor dem Einschreiten van Swietens war die Behandlung der im Sankt Marxerspitale untergebrachten Kranken (Irre, Venerische, Schwangere) einem Empiriker anvertraut, der an den Venerischen mit einem Geheimmittel gewaltsame Salivationskuren vornahm. 1754 erhielt Maximilian Locher die Leitung, dieser erzielte durch die Anwendung des Liq. Mercur. Swietenii günstigere Resultate und berichtete über seine bei der Behandlung von Venerischen, Epileptikern und Irren gemachten Erfahrungen. Von der 1770 in diesem Spital wütenden Puerperalfieberepidemie gab der spätere Physikus Fauken eine lebendige Schilderung, auch veröffentlichte er eine Beschreibung der typhösen Seuchen der Jahre 1771 und 1772. Fauken suchte die hygienischen Zustände zu verbessern, indem er unter anderm alle 14 Tage die Schwangern mit den Wöchnerinnen die Zimmer wechseln ließ.

in der Heilung der Lustseuche üben können. Allein Ein — vielleicht der wichtigste — Gegenstand gehet dieser Einrichtung ab. Es ist nicht genug, daß man das Laster heile: man muß es auch vor der Schande bedecken. Es giebt gewisse Situationen im menschlichen Leben, deren Anblick weder dem Zuschauer, noch dem Patienten erträglich ist. Zu St. Marx ist nicht nur jedem Neugierigen erlaubt, in den Saal der Wöchnerinnen und an der Lustseuche arbeitenden einzutreten, wenn er will; sondern an einem gewissen Tage des Jahres werden die Thüren auch für den Pöbel eröfnet. Hier sehen sich die unglücklichen Frauenzimmer dem Witze und den Spöttereyen der Gassenjungen und Gemeindirnen ausgesetzt, welches ihnen schmerzhaftere Empfindungen erwecken muß, als ihre Krankheit selbst.[1])

[1]) Ein trauriges Kapitel der Kulturgeschichte! So bildete auch noch später der Anblick und die Verspottung der Insassen des »Narrenturms« eine Volksbelustigung, besonders an Sonn- und Feiertagen.

Plan in sich enthaltend viele so leichte, als untrügliche Mitteln die gesammten österreichischen Erblanden auf die höchsten Stuffen der Grösse zu erheben, und auf selben zu behaupten. Wien 1781 (S. 73—101).

. . . eine mühesame Kalkulation aller in den abgewichenen 1778 dann zwey darauf gefolgten Jahren sowohl in als vor der Stadt Verstorbenen überführte mich handgreiflich, daß auf einen Todten in der Stadt, beyläufig fünf außer derselben kommen, welches uns unwiderleglich beweiset, daß es daselbst entweder auch fünfmal mehr Patienten geben müsse, oder im Falle sie wirklich nicht so häufig wären, doch zahlreicher dahin stürben, so aber einiger Verwahrlosung ähnlich sehete; es mag nun dieses, oder jenes seyn, so sollten verhältnißmäßig beständig hundert Ärzte in den Vorstädten wohnen, und den Kranken beyspringen, wenn zwanzig Aesculapen in der Stadt sind. Ist aber diese natürliche Ordnung nicht etwan umgekehrt? ich besorge sehr: es dürften in allen Vorstädten kaum etliche zwanzig verständige Arzneygelehrten zu finden seyn, wenn einem in den Gassen der Stadt täglich hundert begegnen. Man sage mir nicht: der Medikus kann ja hinaus geruffen werden, denn ich antworte: auch wir in der Stadt könnten sie noch viel leichter, wenn wir ihrer bedärfen sollten, hereinruffen, allein ein solcher Vorgang müßte jedermänniglichen sehr widersinnig auffallen; zu dem haben die armen Patienten, wenn sie keinen aus den sehr wenigen in den weit entlegenen Vorstädten befindlichen auftreiben können, nicht Leute genug sodenn noch sehr weit in die Stadt hereinzuschicken, und da sind mir Beyspiele bekannt, daß auch bey dem vierten und fünften keine Hilfe, kein Beystand zu erflehen gewesen [1]). Der Kranke ist etwan arm, der

[1]) Erst 1783 wurde durch das Armeninstitut die unentgeltliche ärztliche Pflege organisiert, doch gab es in Wien Armenärzte schon vorher. — Eine Armen-Poliklinik bestand im Unierten Spitale.

Medikus oder Wundarzt kann aus den Umständen schlüssen, daß die Belohnung nur ring ausfallen, vielleicht gar nur in einem blossen Dank bestehen werde; man kann ihm keinen Wagen schicken, soll er in der Hitze, Kälte, Staub, Wind, Regen, Schnee, Koth zu Fuße ein paar Stunden hin und her laufen? dafür andere gutzahlende Kunden in der Stadt verobsaumen, oder verlieren? soll er seinen Wagen, und Pferde, seine Kleidung zu Grunde richten, auch wohl gar einen im Nothfalle bedärfenden fremden Wagen aus seinem Sacke zahlen? Mit einem Worte der Arzt kömmt zu mittellosen Personen nicht hinaus, oder gewis äußerst selten, die Krankheit, welche der Patient aus den erst erwähnten Ursachen weit genug hat überhand nehmen lassen, ist inzwischen nicht still gestanden, sondern auf das äußerste gestiegen, es gesellen sich noch andere verschlimmernde Umstände darzu, kein Hilfsmittel wird dagegen, oder doch zu spät angewendet, und der Kranke setzt das Publikum zum Erben eines brodlos gewordenen Weibes, und einer Schaar unglücklicher Kinder ein. Wollte Gott, man könnte dieses mit wenigerem Grunde sagen! und manches Herz hätte nicht so oft für Wehmuth bluten müssen, wenn es in dem Hause eines Mannes, dessen Hilf man vorzüglichst bedarfte, hundertmal hören mußte: »Sagt nur ich sey nicht zu Hause, oder ich sey schon anderst wohin zu viel bestellt, und könnte unmöglich kommen, sie sollen krepieren!« Diese Bestellungen waren aber meistens eine lange Tisch- oder Spielgesellschaft, eine sich vorgenommene Spatzierfahrt auf das Land, in den Prater, oder Augarten, die Unbequemlichkeit sich in die Vorstadt hinaus zu begeben, und der vorzusehende ringfügige Lohn. Pfuy der Schande! mit welcher man seinen guten Namen, seinen Beruf, sein Gewissen, so muthwillig brandmarken und oft eine ganze Familie wegen einen blos eiteln Zeitvertreib zu Grunde gehen läßt! aber ein dicker Vorhang senke sich über diese grauenvolle Scene.

Vielleicht verdienen auch unsere Spitäler und Krankenhäuser noch eine erwünschlichere Obsorge: in einigen ist zwar ein eigener Medikus, und Wundarzt darzu bestellt, sie sollten, um in allen sich ergebenden Fällen unverzüglich beyspringen zu mögen, in den ihnen eigends in diesen Häusern darzu angewiesenen Quartieren wohnen, dieses wird überhaupt zwar

beobachtet, sie sind aber in selben wenig anzutreffen, fahren und gehen öfters den ganzen Tag anderwärtig herum. Einem andern ist diese seine Wohnung zu unbequem, er verläßt sie bestandweise, miethet sich eine entlegenere, kömmt anfänglich fast täglich nachzusehen, dann wochentlich zweymal, nachhin einmal, endlich wunderselten nur im äußersten Nothfalle, und die von mitleidigen Herzen gemachten mildesten Stiftungen, dann die armen Kranken leiden hierunter. Freylich der Mann hat noch andere Bedienungen auf sich, er will zugleich den noch weit mehr eintragenden Stadtkunden nachgehen, er kann sich aber nicht vervielfältigen, zu gleicher Zeit da und dort seyn, mithin muß leider nur ein Gesell dessen Stelle im Spitale vertreten; aber warum überträgt Gunst und Glück auf einen Menschen zugleich mehrere Bedienungen, welchen er nach Pflichten abzuwarten nicht gewachsen ist? oder warum hält man ihn nicht darzu an, diesen ringfügigeren Nutzen des Spitals zu Gunsten eines andern, zu Gunsten der Preßhaften zu entsagen, da er ohnehin reichlich leben kann. . . . Mehrere andere Krankenhäuser, dann Spitäler unterliegen einem noch ungünstigeren Schicksale: das St. Marxer, wie das bürgerliche patzmarianische Krankenhaus, insgemein das Bäckenhäusel genannt[1]), haben zwar ihre daselbst wohnende, jedoch zugleich der Stadt Praxis nachgehende Wundärzte, der bestalte Medikus aber kommt wie zu den barmherzigen Brüdern, Elisabethinerinnen, Kontumazhof etc. nur alle anderte Tage, auch noch seltner dahin, wo öfters zugleich einige in der Medicin, oder Chyrurgie sich übende zugegen sind; diese jungen Leuten pflegen auch jeweilen unter Tags in einem, oder andern Spitale, zu Zeiten auch der angenommene Medikus selbst nachzusehen, ob aber alles dieses schon genug? Dies stelle ich einer höhern Beurtheilung anheim. Ich zum wenigsten vermochte es niemalen zusammen zu reimen, wie ein Arzt die Krankheiten bemittelter Personen so gefährlich finden möge, daß es nöthig wenigstens einen, aber auch zwey, drey, und mehrere Besuche des Tages zu machen, und in den Krankenhäusern, wo fünfzig.

[1]) Das der Gemeinde gehörende Partzmayer'sche Haus (Tiefer Graben Nr. 176) wurde dem Bürgerspitale 1679 zur Unterbringung von Pestkranken überlassen; jedoch schon 1681 kamen die wenigen Kranken von dort ins Beckenhäusl; daher die Bezeichnung.

hundert, auch mehrere hundert Kranke zugleich sind, sollten etwan keine so gefährlichen Krankheiten herrschen? Da soll eine, meistens nur zwey, oder dreitägige Visite schon genug seyn? und mit welcher Genauigkeit mag auch diese vorgenommen werden, wenn der Aufenthalt bey mehrern hundert armen Kranken nicht so lange dauert, als der Besuch einziger vier, oder fünf Stadtpatienten. Es ist aber die Bestallung nicht anderst als auf einen zwey, oder dreytägigen Besuch gemacht: ich habe die Bestallungsbriefe nicht eingesehen, und ich will auch die richtige Befolgung nicht in Verneinung stellen, allein sollte derley handgreiflichen Gebrechen nicht abgeholfen werden? Auch mag man wegen der Besorgung eines Krankenspitals den weit einträglicheren Praxis der andern Stadtpatienten nicht fahren lassen, und diese wünschen auch gleich in der Frühe den Arzt beym Bette zu haben, man muß also auf das schleunigste wieder nach der Stadt trachten; freylich! denn man will prächtig wohnen, niedlich speisen, mit stattlichen Equipagen einherfahren, alles dieses müssen die zufälligen Kunden zahlen, die Bestallung des Krankenhauses ist immer gewis, die Leute daselbst mögen genesen oder sterben. Man wird mir hier entgegen arbeiten, und unter andern auch sagen: es sind ja junge der Arzneywissenschaft ergebene Subjekten vorhanden, die den armen Unpäßlichen jeweilen nachsehen. Wenn dieses unter der Aufsicht eines wohl erfahrnen Arztes geschieht, so ist ein solcher Vorgang wenigstens den Lehrlingen gedeihlich, wenn sie aber für sich selbst handeln, da ist das unglückliche Loos eines Patientens nicht selten schon geworfen; der unsterbliche von Haen, dergleichen Männern sich Wien gewis nur sehr wenige rühmen kann, und dessen theoretisch-dann praktisches Lehramt er eben diesen Schülern widmete, sagte mir: »Diese Leute füllen nur zuerst die Freithöfe mit Todten recht an, bevor sie tüchtig werden andere herzustellen.« Worte, die von Gewicht seyn müssen, weil man so oft gezwungen gewesen dem Publikum die ächten Todtenlisten der Krankenhäusern zu verhehlen. O! diese mit dem dahin schmachtenden Leben vieler tausenden erkaufte Verfahrungsart ist zu kostbar! . . .

. . . man beliebe demnach den von mir angezeigten Gebrechen abzuhelfen, in den grossen Krankenhäusern eigene

daselbst zu wohnen habende Ärzte mit hinlänglichem Gehalte anzustellen; man wähle jedoch hierzu wohl bedächtlich nicht Günstlinge, sondern die allergeschicktesten, weil hier, so zu sagen, die Gränzscheidung ist, an welcher der Staat Gefahr lauft die allermeisten Leute am leichtesten zu verliehren, oder zu gewinnen. Man gestatte aber diesen sattsam Besoldeten keine andere, oder doch zum höchsten nur nachbarliche Praxis, dafür sollen sie allen armen Kranken, die sich bey ihnen Raths erholen wollen, freyen, unentgeldlichen Zutritt zu jeder Zeit vergönnen, und damit die rühmliche Absicht nicht andurch vereitelt werde, wenn diese, welche Retter des kostbarsten Kleinods dieser Welt seyn sollten, den ganzen Tag außer dem Krankenhause herumfahren, so halte man sie mittelst einer beliebigen vorschriftlichen Verordnung dahin an, daß sie als zum Beyspiel, von 7 Uhr früh bis 9, dann von 11 bis Nachmittags um 3 Uhr, endlich auch Abends um 6 Uhr wenigstens auf einige Zeit zu Hause seyn, oder doch allen ihrem anvertrauten Spitale untergebenen Kranken des Tages viermal, ja nach Maßgebung der Umstände auch noch öfters nachsehen sollten. . . . Desgleichen sollten auch viel mehrere Ärzte angewiesen werden in den Vorstädten zu wohnen, womit sich die daselbst befindlichen Kranken einer schleunigeren Hilfe getrösten mögen, die sie von den Medicinern in der Stadt, auch von den zu wenigen außer selber aus schon angezeigten Ursachen nicht selten vergebens erwarten. Die Sache ist eben nicht so schwer in das Werk zu stellen; da man ohnehin nicht weis, wie der zu sehr über Hand nehmenden Anzahl der Medicinbeflissenen Einhalt zu thun, was man mit ihnen anfangen solle, so werde nur beliebt, die Verfügung zu treffen, daß für das künftige alle neu Graduirten, die sich nicht anderwärtig wohin in kleinere Städte, oder Marktflecken begeben, gehalten seyn sollten, drey Jahre in den wienerischen Vorstädten zu wohnen, und blos daselbst ihre Kunst auszuüben, oder an ihrer Stelle einen andern tüchtigen Mann zu schaffen. Einige von diesen, welche durch die dreyjährige Frist gefunden, daß sie sich ihr gutes Auskommen daselbst zu erwerben wüßten, andere, die sich etwan ein Haus auf diesen Gründen angeheurathet, geerbet, oder gekauffet, und was dergleichen Umstände mehr sind, würden vielleicht nicht mehr nach der Stadt verlangen, jene aber, die

nach vollstrecktem dreyjährigen Laufe sich herein begebeten, würden von den alljährlich neu graduirten wieder ersetzt, und so wären unsere zahlreichen Insassen auf den so genannten Gründen mit mehrern und besser vertheilten Ärzten versehen. Sie werden anfänglich freylich nicht gern dahin gehen, sich darwider sträuben, alle Kunstgrieffe dann Einwendungen hervorsuchen, solches zu vereiteln, aber so viel ich mir selbst nur immer Einwürfe zu machen vermochte, sind sie alle gleich zerstiebet. Allenfalls könnte diese Erleichterung statt haben, daß diese Anstalt blos diejenigen betreffen sollte, welche sich erst in das künftige der Erlernung dieser heilsamen Kunst widmeten, mithin auch dieser Verordnung freywillig unterzieheten. Jedoch was bedarf man hier vieler Worten, nachdem die Nothwendigkeit alle Gegensätze widerleget, und es ist genug, daß der Unterthan, welcher dem Regenten seine Steuern und Gaben, Treue, Gehorsam, Blut und Leben zu Füssen legt, hinwiderum die Versicherung erhalten hat, wienach ihm sein Gut und Leben nach aller Möglichkeit gesichert seyn solle. Es ist genug, daß solches die Ehre der Menschheit, der zu Liebe ich diesen patriotischen Schritt, welchen vielleicht noch keiner gemacht, gewaget habe, wie das Glück der Untergebenen selbst der Nutzen des Monarchen erfordere. Das Heil des gemeinen Wesens ist das allererste, und nothwendigste Staatsgesetz, nach diesen Mittelpunkt müssen alle Handlungen gerichtet seyn, und alle anscheinenden Unbequemlichkeiten, dann Privatabsichten müssen weichen. . . . Vielleicht findet man auch dieses mein Verlangen nicht ungerecht, wenn ich aus Menschenliebe angespornt mit vieler Begierde wünsche, daß noch weit mehrere Wundarzneykundige, welche zugleich dahin unterrichtet sind im Nothfalle, und bey Ermanglung eines Medicingelehrten auch innerliche Krankheiten zu heilen, auf das Land möchten versetzet werden. . . . Nur ist die Frage: Wie diese Leute von dem geringen Verdienste werden leben können? Dieser Fall kann in der That öfters eintreffen, besonders da, wo die Ortschaften weit von einander entfernt, wo keine einträglichen Klöster, oder Herrschaften vorhanden sind; aber hier muß sich das Land, dem der Nutzen zugeht, in das Mittel legen: sind ungebaute Gründe vorhanden, so gebe man dem Chyrurgús einen hinlänglichen Strich zu seiner Benutzung hin, mangelt es an

diesen, so werden vielleicht die Landschaft, die Güterbesitzer, die Gemeinden einen Beytrag zu verschaffen wissen; ist nur einmal das Eis gebrochen, dann gewinnt die Sache beständig einen leichtern Fortgang. . . . Noch einen Wunsch hätte ich hier anzuführen: möchten doch meine Wünsche nicht immer Wünsche bleiben! das schöne, das nützliche Beyspiel eines Tissot[1]) will ich hier zur Schau aufstellen, es ist würdig besehen, betrachtet, und nachgeahmet zu werden. Wenn es möglich, daß sich unser verdienstvolle Freyherr von Störk noch mehrere Verdienste sammle, so ist es gewis in diesem Falle, wenn er die auf die Gesundheit, und das Leben der Menschen, und Thieren abzielende Vorschläge unterstützet. und mit der schweren Beyseitigung aller Nebenabsichten zur Ausführung bringet, und wer ist fähiger in dem litterarischen, besonders medicinischem Fache als dieser durch seine Schriften und Kuren allgemein bekannte, angenommene und beliebte Gelehrte? Er kann dem Stadt- und Landvolke, selbst den Leib- und Wundärzten das tüchtigste Buch in die Hand geben[2]) mit den nöthigen Beobachtungsregeln die über alles schätzbare Leibeswohlfahrt zu behaupten; den besorglichen Krankheiten vorzubeugen, oder die verlorne Gesundheit wieder herzustellen, mit Anhandlassung der hierzu verhilflichen Heilmitteln. Wird nun der allerhöchste Hof den Verlag dieses Werkes auf seine eigenen Kosten besorgen, folglich ohne allem Gewinn um wenige Groschen hindan geben lassen, und also allgemein verbreiten, so hat sich auch das ganze Vaterland eines allgemeinen Nutzens gewis zu erfreuen; streut man Schriften genug einiger Geringfügigkeiten wegen aller Orten aus, warum nicht vielmehr solche, die von der alleräußersten Wichtigkeit sind. . . . Ein Krankenhaus ist ein bestimmtes Ort die verlohrne Gesundheit wo möglich wieder zu erlangen; es muß demnach also eingerichtet seyn, daß alles der menschlichen Genesung gedeihlich,

[1]) Tissot war der Hauptvertreter der durch die Humanitätsbestrebungen des 18. Jahrhunderts zu neuem Leben erweckten populär-medizinischen Literatur. Seine einschlägigen Schriften wurden in die meisten europäischen Sprachen übersetzt, namentlich die Schrift »Avis au peuple sur la santé«, welche in kaum 6 Jahren 10 Auflagen erlebte.

[2]) Störck hatte einem dieser Postulate Genüge geleistet, wie die wiederholten Auflagen seiner Schrift »Medicinisch-praktischer Unterricht für die Feld- und Landwundärzte der österr. Staaten« (Wien 1776 u. ö.) beweisen.

nichts derselben möge hinderlich seyn. Ob einige unsrer Krankenhäusern nicht diese Eigenschafften vermüssen, ob sie nicht zu enge, zu niedrig, die Luft zu eingesperet? ob die Kranken nicht zu gedrängig neben einander liegen? Ob sie mit frischen Medikamenten versehen, ob ihnen mit Speise und Trank auch sonsten wohl gewartet werde? Hier lasse ich diejenigen, welche derley Krankenspitäler bereits sattsam versuchet haben, mit Uiberzeugung das Urtheil fällen, so eben nicht das günstigste seyn wird. Mit Recht mag man mir entgegen setzen; die Bauart ist nun schon einmal nicht anderst, und der Raum leide keine bequemere Absönderung; ich antworte aber mit eben so gutem Rechte hierauf: man könnte bey manchem dieser Gebäuden ohne zu grossen Kosten verbessernde Vorkehrungen treffen, und man sollte nothwendig auf eine grössere Genauigkeit, oder auf mehrere Krankenhäuser fürdenken, sie werden nicht überflüssig, und einst höchst nothwendig seyn, wenn sich Ruhren, Seuchen und dergleichen zahlreicher einstellen sollten; wohin sodann mit derley armen Leuten? In den Spitälern kann man sie aus Mangel des Raums nicht unterbringen, sollen sie also in ihren engen Wohnlöchern verbleiben, wo sie aus Mangel der Baarschaft keinen Arzt, keine Heilmitteln, keine Leibesverpflegung haben, oft eine ganze zahlreiche in diesem Wohnzimmer miteingeschlossene Familie anstecken, und also eben andurch Seuchen veranlassen und verbreiten. Der Himmel bewahre uns für pestilenzischer Luft, wodurch das Uibel den höchsten Grad erreichete, und wo wir bey dem schon dermaligen Mangel der Krankenhäusern, bey dem Gegensatze der zahlreichsten Bevölkerung auf das äußerste getrieben würden. ... Sollte in Rücksicht so vieler Krankengebäuden die Errichtung eines Reconvalescentenhauses nicht ebenfalls eines Bedachtes würdig seyn? Wenn man nochmal erwäget, daß die Kranken zu gedrängig in diesen Häusern beysammen liegen, daß folglich die faulen, tödtlichen Ausdünstungen des einen sich in die offenen Schweislöcher des andern leicht einschleichen, oder durch Mund und Nase eindringen, und also viele derer Zustand eben nicht sehr gefährlich gewesen, durch die Ansteckung dahingeraft werden. Ist aber jemanden ein besseres Schicksal günstig, so wird doch seine Genesung wegen diesen Umständen später erfolgen, und er wird sogar bald in seine vorige,

bald in eine andere angeerbte Krankheit wiederfallen, welch alles gewis öfters unterblieben wäre, wofern derjenige, so zur Besserung gelangt, in ein Wiedergenesungshaus könnte überbracht werden. Das auf der Landstrasse den barmherzigen Brüdern zugehörige überführt uns handgreiflich des grossen Nutzens; jährlich werden ungefähr 500 Genesende aus der Leopoldstadt dahin überführt und in mehrern Jahren stirbt nicht einmal einer davon, sie bessern sich daselbst schleunigst, und finden sich wieder desto eher im Stande, ihrem Verdienste nachzugehen, und sich, dann ihre Angehörige zu ernähren. Ein weiterer Vortheil wächst dem Staate aus diesen Erholungshäusern andurch zu, daß entweder die Krankenbette in den Spitälern besser abgesondert, oder dafür um so viel mehr Kranke eingenommen werden mögen, als in das Reconvalescentenhaus überbracht werden, und im Falle des Bedürfnisses könnte ein solcher Ort zu einem Krankenhause ganz unschwer verwendet werden.

Was für Verheerungen von der Todessense unter den hofnungsvollen jungen Sprossen, auch an erwachsenen Stämmen durch die gar aus einem fremden Welttheile uns erblich zugefallene Blatternkrankheiten angerichtet werden, ist zu bekannt als daß ich solches erst beweisen sollte. In der einzigen Stadt Wien sind durch die letzten zehn Jahre vermög Ausweis des Todtenbeschauprotokolls an dieser Krankheit 4997 verschieden; nach der politischen sich auf die Erfahrung beziehenden Rechnung auf hundert blatternde nur zehn Todte gerechnet, machen letztere auch obige Anzahl aus; jedoch nach der in der Wienerzeitung vom 27. Juny 1781 gemachten Anzeige sterben hier im Durchschnitte jährlich 519 an Blattern, welches also gar 5190 in zehn Jahren sind, und wofern es richtig seyn sollte, daß die 31. Leiche von einer Blatternkrankheit herrühre, so belauffete sich die Zahl der gesammten Todten in Wien wohl gar auf 16089. Allein dieß beyseits gesetzt, weis man durch die frischesten mehr dann zehnjährigen Ausübungen überzeugt, daß aus dreyhunderten, welchen die Blattern eingeimpft werden, kaum eines stirbt, folglich würden von den 4997 an Blattern dahin geschwundenen nur etwan 16 bis 17 bey der Einpropfung mit Tod abgegangen, und die 4980 mehr verstorbene dem Staate erhalten worden seyn. Das Verhältniß der Todten dieser

zweyerlei Blatternarten ist also wie Eins zu dreyßig, und also von der größten Erheblichkeit. . . . Gleichwie dem vergangenen Uibel nicht mehr abzuhelfen ist, so lohnt es sich gewis der Mühe dem künftigen vorzubeugen, und die Leute an das Einäugeln der Pocken um so mehr zu gewöhnen, als sogar schon die Einimpfung der Krankheiten bey dem Viehe mit grossem Vortheile unternommen wird. Dieses Geschäft könnte zwar, indem die Kinder nicht blos den Eltern sondern zugleich dem Staate angehören durch eine allerhöchste Verordnung befohlen werden, allein da man die Freyheit für dienlicher achten dürfte, so kämme es darauf an, daß Ihre Majestät aus anstammender Freygebigkeit einige Jahre hindurch bis das Werk recht in Gang gebracht wäre, in den volkreichern Hauptstädten die Kur, sammt nothdürftiger Verpflegung unentgeltlich besorgen ließen. Es sollte aber der Sammelplatz der einzuimpfenden nicht zu weit von der Stadt entfernt seyn, damit die Leute nicht durch die Entlegenheit von der Besuchung ihrer Kindern, oder von den Kosten der ansonst nothwendigen Wägen abgeschrecket werden. Gewis müßte es auch vom hauptsächlichsten Nutzen seyn, wenn diesfalls eine kurze deutsche Abhandlung an das Licht tretete, in welchem nicht nur der benöthigte Unterricht vorzüglich für die auf dem Lande angestellte Leib- und Wundärzte, sondern auch für die Eltern und Kinder enthalten wäre[1]). . . . Wieviel es in unserer so bevölkerten Stadt

[1]) Die ersten Blatternimpfungen (Variolation) wurden in Wien unter Förderung van Swietens und trotz der Opposition de Haens durch Leber (angeregt und unterstützt von Rechberger und Störck) am 20. März 1768 an sechs Neugenorenen mit gutem Erfolge ausgeführt, sodann durch den vom Hofe herufenen holländischen Arzt Ingenhousz, welcher nach glücklich ausgeführten Probeimpfungen an 22 Kindern im Schlosse Meidling am 10. September 1768 die Erzherzoge Ferdinand und Maximilian sowie die Erzherzogin Therese impfte. Ingenhousz hatte entsprechend seiner Stellung am Hofe (kaiserl. Leibarzt) jedenfalls am meisten zur Verbreitung der Pockenimpfung in Wien und Österreich geleistet. wenn auch unabhängig davon Leber, Locher und namentlich Ant. Johann Rechberger (im St. Marxerspital und im Waisenhause) eine anerkennenswerte Impftätigkeit entfalteten. Für die vermögende Klasse wurden Schloß St. Veit und andere Landgüter bald zu regelrechten Impfanstalten umgewandelt. Es kam aber auch zu Freiimpfungen. Durch den Einfluß von Ingenhousz wurde am 20. Mai 1787 auf Staatskosten unter Leitung Quarins eine Wiener Impfanstalt errichtet, an der Anton Rechberger als Impfarzt fungierte. Vgl. Ant. Joh. Rechberger, »Vollständige Geschichte der Einimpfung der Blattern in Wien« (herausgegeben von Ant. Rechberger), Wien 1788. Wiesner,

venerische Kranke gebe, läßt sich füglicher gedenken, als sagen; diese theilen das Gift wieder andern mit, und wie ein Blinder den andern in die Grube, so führt hier ein Elender den andern in das Grab, und dieses heimliche verborgene Uibel ist gewis viel grösser, als man sich wohl vorstellen möchte. Aber wohin sollten diese angesteckten Leute auch ihre Zuflucht nehmen? In die Krankenhäuser werden sie nicht leicht eingenommen, und öffentlich als solche Kranke, die in dem Venustempel geopfert haben, können oder wollen sie sich auch nicht behandeln lassen, aber beichten würden sie wohl, wenn sie einen verschwiegenen barmherzigen Samaritan wüßten, der ihnen Öl und Wein in ihre Wunden giessete. Ich wüßte derzeit keinen bequemern Platz für sie, als das im Dorffe Meidling an einer Ecke liegende einst geweste Schlos- und Fabriquengebäu, in welchem sich zugleich ein derley preßhaften nothwendiges, und sehr dienliches Baad befindet; auch die unweit davon gelegene sogenannte rothe Mühle wäre anwendbar hierzu, wenn es daselbst für so viele Patienten nicht etwan am Raume gebrechete, und die dürftigen könnten von dem zu Schönbrunn befindlichen Ärzten gegen eine Besoldungszulage ganz füglich behandelt werden.

Ich weis nicht, ob nicht vielleicht auch eine noch reichlichere Anstellung erfahrner Hebammen auf dem Lande, wie eine öftere, genauere und unpartheyische Untersuchung der Apotheken seyn dürfte, damit die armen Kranken für theures Geld nicht etwan mit veralteten, ausgedufteten, verlegenen, kraftlosen, unwirksamen Heilmitteln statt der tüchtigen zum unersetzlichen Schaden der Länder versehen werden. . . .

Verschaffen wir also den Krankenhäusern tüchtige, ihnen zugleich ganz gewidmete, die armen Patienten beständig beobachtende Ärzte. Verschaffen wir auch noch weit mehrere den ihres Beystandes höchst bedürftigen Landbewohnern, dann unsern höchst zahlreichen Vorstadtskranken nahe wohnende, damit sie die Unbequemlichkeiten der Witterung nicht viel zu

---

Jan Ingenhousz. Wien 1905, Klebs Arnold C. Die Variolation im 18. Jahrhundert (zur historischen Biologie der Krankheitserreger. 7. Heft), Gießen 1914. S. 49—51. Mit Recht hebt Ant. Rechberger den mit Verleumdungen aller Art verbundenen großen Widerstand hervor, den die Bevölkerung selbst der Impfmissionstätigkeit der Ärzte entgegensetzte.

scheuen hätten, und selben desto lieber, dann eilfertiger beyspringen könnten. Räume man auch alle übrigen von mir angezeigten Gebrechen hinweg, es müßte sodenn ein sehr geringes seyn, wenn wir andurch gegen sonsten nicht mehr als in Wien jährlich 3000 und in den gesammten Staaten 30.000 Kranke glücklich gewinnen sollten, und wäre ein solcher sich alle Jahre erneuernder Gewinn nicht von einem unschätzbaren Werthe für einen Monarchen, dem auch ein einziger Unterthan theuer ist, für einen Monarchen, von dem man durch unzählige menschenfreundliche Thathandlungen überzeugt ist, daß er sein Volk wahrhaftig als Vater liebe, und der als Erzherzog, König und Kaiser keinen höhern Ruhm mehr zu finden weis, als daß er sich von mehr dann dreyßig Millionen Unterthanen als einen allermildesten Landesvater nicht geschmeichelt, sondern nach Verdiensten beynahe angebetet siehet.

Aus Aug. Ludw. Schlözer's »Stats-Anzeigen«, 3. Band (H. 11, S. 337).

Von dem literarischen Zustande der Universität Wien.

Von einem Reisenden aus Regensburg, 27. Dez. 1782.[1])

»Die medicinische Facultät ist, seit des unvergeßlichen van Swieten Tode tief gesunken. . . . Der feste Geist dieses Mannes, der Bischöfen, Jesuiten, Mönchen, Marktschreiern, Arcanisten, Wundertätern, unter Maria Theresia, nicht allein widerstand, sondern auch ihr Reich zerstörte[2]), betrat eine

[1]) Aug. Ludw. v. Schlözer (1735—1809) war seit 1769 Professor in Göttingen, wo seine Vorträge über Statistik, Politik und Geschichte zu den besuchtesten gehörten. Schlözers von Freisinn erfüllten Publikationen, namentlich sein »Briefwechsel« und seine »Staatsanzeigen«, sind von größtem Einfluß auf die Entwicklung der öffentlichen Meinung in Deutschland und Österreich gewesen. Maria Theresia soll sich bei allen wichtigen Staatsaktionen die Frage vorgelegt haben: »Was wird Schlözer dazu sagen?«

[2]) Von van Swietens reformatorischer Wirksamkeit scheint sein rücksichtsloser Kampf gegen den zu seiner Zeit blühenden Aberglauben aller Art am meisten vergessen zu sein. Beispielsweise verweisen wir hier auf die Bekämpfung des zu Leichenschändungen führenden Vampyrglaubens (vgl. die Schrift »Vampyrismus« von Herrn Baron Gerhard van Swieten verfasset u. aus dem Franz. übersetzt. Augsburg 1768). Mit ungewöhnlicher Energie schritt van Swieten auch gegen die Alchimisten ein, welche in Österreich und namentlich in Wien stets einen guten Boden gefunden hatten. »Es war mit diesem Laboriren, Schatzgraben, Geisterbannen erzählt Franz Gräffer (Wiener Dosenstücke. 2. Teil, S. 94—95) eine allgemeine Krankheit der Zeit. Es wird versichert, daß die Zahl der Anhänger dieser Verirrungen im Jahre 1751 bloß in Wien selbst über 13 Tausend betragen habe. Der große, sonst so aufgeklärte van Swieten ließ sich zu den ärgsten Extremen gegen diese Schwärmerey hinreißen; mit Feuer und Schwert verfolgte er sie. Die weise und gemäßigte Maria Theresia konnte seinen Wünschen kaum Einhalt thun. Irgendwo wird erzählt, was wir aber nicht wohl glauben mögen, er habe sogar alle Manuscripte und Bücher dieser Materien, welche sich in der Hofbibliothek befanden, deren Präfect er war, vergraben lassen. Man will annehmen. van Swieten sey deßhalb so grimmig nd unversöhnlich gegen die Goldmacherey gewesen. weil ihm selbst die Kunst des-

Bahn, die man seither, Josef ausgenommen, von niemanden hat wieder betreten sehen. Anstatt, wie van Swieten tat, das immedicabile vulnus aus dem Grunde zu heben, so bepflastert man es jetzt, läßt das Geschwür innerlich fortwüten und Mark und Knochen anfressen. Hat aber van Swieten nicht alles getan (weil er nicht alles durfte): warum geht man nicht da fort, wo er es ließ? Warum verbessert man das nicht, was er unverbessert ließ? — Doch wieder auf die medicinische Facultät zu kommen: so muß man eingestehen, daß sie, vermöge der großen Kranken-Häußer, Vorteile hat, die wenig andre haben. Der botanische Garten ist herrlich und stehet unter der Aufsicht des in dem gelerten Europa bekannten Herrn Jacquin: einem Manne, der seinem Fache ganz vorzustehen im Stande ist. Doch halte ich dafür, daß der Vorlesungen zu wenig sind; nur vom 15. Jun. bis Ende August von $^1/_2$ 6 bis $^1/_2$7 Uhr, dauren sie. Ob in der Theorie die Anfänger so ge-

selben mißlungen sey. Sein Lehrer, nämlich der große Boerhaave, habe sie verstanden, und deßwegen auch seiner Tochter 8 Millionen holländische Gulden hinterlassen. Dadurch nun soll der ebenso große Schüler gereizt worden seyn, sich die Kunst anzueignen. Neid und Eifersucht sollen ihn dann zum Despoten gegen die Adepten gemacht haben, lauter Dinge, die sich mit dem hohen Verstand und würdigen Charakter des mit Recht berühmten Mannes nicht vereinigen lassen.« In den »Denkwürdigkeiten von Wien« (1777) heißt es: »Nie hat die Goldmacherkunst eine grausamere Verfolgung erlitten als unter der Regierung des van Swieten. Dieser Despot ließ alle Werke und Handschriften in dieser Materie, die er in der kaiserlichen Hofbibliothek fand, deren Vorsteher er war — Werke, die nach der Sage ihrer Anhänger unschätzbar und unwiderbringlich sind — ausheben und vergraben. Man behauptet, daß sein Lehrmeister, der berühmte Boerhave das Geheimniß, Gold zu machen, besessen hätte. . . . Es scheint darum zu seyn, wenn es wahr ist, daß er seiner Tochter acht Millionen holländische Gulden hinterlassen hat. . . . Nachdem van Swieten nach dem Tode seines Lehrmeisters lange Zeit vergebens dem Geheimnisse nachgespüret hätte, so hätte er einen tödtichen Verdruß empfunden, daß ihm seine Versuche fehlgeschlagen. Von diesem Augenblick wäre er, vom Neide und der Eifersucht angetrieben, ein abgesagter Feind der Alchymie und ihrer Günstlinge geworden. Schöne Noten in den Allmanach der Adepten, aber nicht der Philosophie. Ohne Zweifel ist van Swieten in seinem Eifer für die Wahrheit und für die gesunde Weltweisheit zu weit gegangen.« Besonderes Aufsehen machte in Wien die nächtliche Aushebung und Verhaftung des »letzten Adepten« Sehfeld, welcher seit 1746 oder 1747 im Badhaus von Rodaun sein Laboratorium eingerichtet hatte. (Ein sehr eingehender Bericht darüber findet sich in Joh. Heinr. Gottl. v. Justi's, Gesammelt. Chymischen Schriften, 2. Bd. Berl. u. Leipz. 1761, S. 439—455, woraus Schmieder (Geschichte der Alchemie, Halle 1832) und alle Späteren geschöpft haben.

hörig unterrichtet werden, stehet zu erörtern.[1]) — Herr Stoll, der zugleich Medicus im sogenannten Unirten Spitale ist, ist über mein Lob erhaben. Tiefe, gründliche, ächte und griechische Gelersamkeit hat dieser Gelerte mit seltnen philosophischen Kenntnissen verbunden: ein Menschenfreund im höchsten Grad; sein ganzes Betragen, das in jeder Mine Wolwollen und Güte ausdrückt, richtet die Kranken so gut auf, hat so viel Wunder Kraft als seine Arznei.[2]) Der Mann ist ein Märtyrer: die dummen parties de plaisir genießt er nicht. Er hat zwar Tag und Nacht keine Ruhe; er muß aber doch das Vergnügen oder vielmer die Seligkeit der Götter genießen, da er die Plagen der Menschen hinwegzaubert.[3]) Einige seiner Werke liegen uns gedruckt

---

[1]) Authentisches über den botanischen Unterricht Jacquins ist aus Störcks Instituta facultatis medicae Vindobonensis pg. 11, 12 (als Anhang ist ein Plan des Botanischen Gartens beigegeben) und aus Ferros Einrichtung der mediz. Fak. zu Wien (S. 33—37) zu entnehmen. Nach diesen Quellen begann der Unterricht im Frühjahr und bestand in eingehender theoretischer Unterweisung auf Grund des Linné'schen Systems, worauf im Sommer täglich praktische Kollegien folgten, verbunden mit Demonstrationen im Botanischen Garten und Exkursionen in die Umgebung Wiens. Dabei wurden die medizinischen Bedürfnisse besonders berücksichtigt.

[2]) Maximilian Stoll, Primararzt am Unierten Spital, seit 1776 Nachfolger de Haens, setzte es durch, daß die Klinik aus dem Bürgerspital in das Unierte Spital verlegt wurde; er hatte das Recht, die Kranken der Abteilung, welche er als Primararzt leitete, in die Klinik zu verlegen und für den Unterricht zu benützen, desgleichen wurden ihm zu diesem Zweck auch Patienten aus anderen Abteilungen der Anstalt überlassen. Allgemein wird Stoll als musterhafter Lehrer und Arzt von seltener Humanität gerühmt, ja er galt damals als hervorragendster Kliniker auf deutschem Boden. Unter ihm erreichte die Schule den Gipfel ihres Ruhmes. Wißbegierige Mediziner und Ärzte von nah und fern strömten herbei und in anderen Ländern suchte man das nachzuahmen, was man an klinischen Einrichtungen in Wien kennen gelernt hatte. Stoll, der, bevor er sich der Heilkunde widmete, dem Jesuitenorden angehört hatte, war nach Abschluß seiner geistlichen und humanistischen Ausbildung eine Zeitlang als Gymnasiallehrer der klassischen Sprachen tätig gewesen — eine Vorbildung, die sich in vollendeter Form seiner Schriften deutlich kundgibt. »Nebst seinem arzneiwissenschaftlichen Fache war er ein besonderer Verehrer der griechischen Literatur. Er empfahl dieselbe einst in einer öffentlichen Anrede zu Anfang des Schuljahres, besonders den Ärzten und sonst bey jeder Gelegenheit jedem jungen Wissenschaftsfreunde. Auch war er so stark darin, daß er stündlich einen Professor derselben hätte abgeben können.« (Pezzl, Denkmal auf Maximilian Stoll, S. 16. Vgl. insbesondere Stolls »Rede über die Vorzüge der griechischen Sprache; bey der feyerlichen Eröffnung der akademischen Vorlesungen« (Wien 1785).

[3]) »Ich reise wie ein Kurier durch das Leben, sagt er oft: keine bleibende Stätte, keine Muße, mich auf dem großen Schauplatz der Welt umzusehen, sie zu

vor, und wir können schon daraus schließen. – Chirurgie, Hebammen-Kunst sind elend. Zur letztern ist nicht viel Gelegenheit: selten daß eine Frau so aufgeklärt denkt und bei Gefahr lieber einen verständigen Accoucheur als eine Wehe-Mutter rufen läßt. Die Medici sind nicht mer die Männer, als noch van Swieten an ihrer Spitze war.

---

genießen, bleibt mir übrig; morgens steige ich in den Wagen und abends daraus.« Spektakel, Vergnügen, Zerstreuungen, Lustparthieen waren ihm fremde Dinge. . . . »Es ist freylich etwas Tröstliches darin, Arzt zu seyn«, sagte er ein andermal, »aber es ist auch niederschlagend für einen Mann, der über unser Seyn, über unsere Bestimmung nachdenkt, wenn er sein ganzes Leben hindurch immer nur die Schattenseite der Menschheit, immer nur Elend, Jammer, Schmerzen, Thränen, Leid und Zerstörung sieht.« (Pezzl, l. c. S. 30.) Sein Tageswerk wird folgendermaßen geschildert: Stoll gab an den gewöhnlichen Wochentagen von 8—9 Uhr morgens sein praktisches Kollegium am Krankenbette für die jungen studierenden Mediziner. Im Jahre 1786 wurde ihm aufgetragen, auch für die jungen Chirurgen ein praktisches Kollegium zu geben: dazu war die Stunde von 9—10 Uhr bestimmt. Wenn diese Kollegien beendigt waren, setzte er sich in seinen Wagen und fieng seine Krankenbesuche in der Stadt und den Vorstädten an. Diese machte er bis 2 Uhr. Um 2 Uhr speiste er, und in den letzten Jahren, allzeit zu Hause, wo er gewöhnlich ein paar gute Freunde hatte. Nach Tisch behielt er ein Stündchen zu seiner Erholung. Um 4 Uhr fing er abermal seine Walfahrt zu den Kranken an, die gewöhnlich bis 9 oder halb 10 Uhr dauerte, wo er dann noch einen kurzen Besuch in einem gar trauten Kreise von guten Freunden machte. Um 10 Uhr ging er nach Hause, setzte sich dort zur nächtlichen Lampe, studierte noch bis 12 und 1 Uhr in der Nacht und fing am folgenden Morgen die nämliche Tagesordnung von vorne an.« (Pezzl, l. c. S. 25 ff.)

Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris.

Übersetzt von K. R. Erster Band, zweyte beträchtlich verbesserte Ausgabe 1784.[1])

25. Brief (S. 250).

»Die Medizinischen Kollegien sind ohne Vergleich noch die besten. Van Swieten hat hier das Seinige gethan. Die Herren Professoren von diesem Fach affektiren Eklektiker zu sein. Ich sage affektiren, denn es geschieht nicht um bloß der Wahrheit anzuhängen, sondern nur um alles, was andre grosse Leuthe neben ihnen sagen, und grosse Leuthe vor ihnen gesagt haben, verachten und ihr eignes Selbst geltend machen zu können. Sie gewöhnen ihre Studenten, dem Hippokrates, Galenus, Boerhave, Haller, Tissot und allen Männern, welche in dieser Kunst Epochen gemacht haben, Schneller unter die Nasen zu schlagen, und nur an sie zu glauben; denn ein Student wird selten überzeugt; er glaubt gemeinlich nur. Die Eitelkeit dieser Herren und ihrer Schüler ist glatterdings unbeschreiblich. Und doch soll die Anzahl der Ärzte von Verdienst seit einiger Zeit hier sehr abnehmen. Ausser dem Herrn von Störck, kaiserl. Leibarzt, weiß man nur sehr wenige zu nennen, die des Namens Arzt, vorzüglich würdig sind. Die Art, wie die ältern Kandidaten zur Praxis geführt werden, ist sehr gut, und wird strenge beobachtet. Man weißt ihnen in einem Spital einige Kranke an, die sie zu gewissen Stunden besuchen müssen. Sie schreiben den Zustand der Krankheit mit allen Symptomen und Veränderungen nieder, und verordnen die Arzneyen zur Probe, wobey sie ihre Gründe umständlich angeben müssen. Der Professor besucht dann die Kranken, ver-

[1]) Verfasser dieser »Briefe« war Kaspar Riesbeck (1749—1786). . . .

gleicht die Relation des Studenten mit seinem Befinden, und korrigiert sie ebenfalls mit Beyfügung der Gegengründe. Man empfiehlt den Studenten, diese Prüfungen aufzubehalten, und läßt sie sehr sorgfältig die Unterscheidungsmerkmale der analogen Krankheiten bemerken, welches meines Erachtens für einen angehenden Praktikus eine Hauptsache ist.« [1])

Friedrich Nicolai's Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781.

(Berlin 1783—96).[2])

Nicolai machte die persönliche Bekanntschaft mehrer hervorragender Wiener Ärzte, so namentlich des Freiherrn Anton v. Störck, des Klinikers Stoll, Auenbruggers, Mertens.

[1]) Von der ursprünglich bloßen Vortrags- und examinatorischen Klinik schritt man allmählich zur Praktikantenbehandlung der Patienten vor. In Störcks »Instituta facultatis medicae« (1775) heißt es: Ac ne studiosis sedulisque Discipulis quid desit, quominus audeant ipsimet aegrorum curam suscipere, conceditur iis, qui diutius assidueque praesto fuerint hujuscemodi clinicis exercitationibus, adire quotidie pluries hoc Nosocomium, ibique decumbentes aegros contemplari & examinare, ut animo concipiant genuinam morborum in quocunque statu effigiem. Quin sub auspiciis directione que Professoris quidam aegri penitus eorum curationi concreduntur (pag. 26). Ergänzend wird in Ferros Einrichtung der mediz. Fakultät (1785) hinzugefügt: »Ja einige Kranke werden sogar völlig unter der Aufsicht des Professors ihrer (scil. der ältere Schüler) Kur und Behandlung überlassen, wo sie dann öffentlich ihre gemachte Krankenbeobachtungen vorlesen, und müßen die Ursachen anführen, warum die Kranken so behandelt werden sollten« (S. 58).

[2]) Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811). Jugendfreund Lessings, ein Hauptvertreter der Aufklärung, legte in diesem 12bändigen Reisewerk eine Fülle von topographischen, kulturhistorischen, literarischen, statistischen Daten nieder und verfolgte dabei stets als Zweck den Kampf gegen Bigotterie und Aberglauben. Seine insbesondere gegen die Jesuiten gerichtete Tendenz verführte ihn dabei zu manchen Einseitigkeiten, auch verlor er sich oft in Plattheiten, immerhin verdiente er nicht die Geringschätzung, die ihm von späteren Beurteilern zuteil ward. Das Werk erlangte seinerzeit viel Zustimmung, wurde aber auch stark befehdet, namentlich seitens Aloys Blumauers und anderer Wiener Größen, die sich durch Nicolais Urteil verletzt fühlten.

»Nichts kann er leiden, was groß ist und herrlich; drum herrliche Donau
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.«

Dieses von Schiller herrührende Xenion bezieht sich auf Nicolais Beschreibung von Wien.


Anton Noricke
J. R. Ritter K. K. apost. Majest. Hofrath,
erster Leib und Protomedicus. Geb. zu Eilgau
den 24 Febr 1731

Von Störck sagt er: »Dieser so berühmte Arzt ist in seinem Betragen ein sehr simpler, bescheidener, denkender Mann, die kurze Unterhaltung mit ihm war mir sehr lehrreich« (III. Bd., S. 359). Stoll weiß er seinem ganzen Werte nach zu würdigen. »Seine großen Kenntnisse in der Arzneywissenschaft«, meint N., »sind aus seinen Schriften bekannt genug; aber wenige nur kennen ihn als einen Mann von wahrem philosophischen Geist und als einen Mann von ausgebreiteter klassischer Gelehrsamkeit, welch letztere in katholischen Ländern so selten gefunden wird. Die griechischen klassischen Schriftsteller sind seine Lieblingslitteratur. Als ich ihn das erstemahl besuchte, fand ich ihn beym Herodot. Unterredungen mit diesem vortreflichen Manne sind zugleich unterhaltend und lehrreich. Er hat über viele wichtige Wahrheiten sehr ernsthaft nachgedacht und denkt weiter. Er verachtet den Tand der großen Welt und lebt nur für seine Pflichten und für die Kultur seines Geistes. Er ist voll Biedersinn, freymüthig und bescheiden. Bey wenig Gelehrten treffen große Kenntnisse des Verstandes und edle Eigenschaften des Herzens so übereinstimmend zusammen.[1]) Bey der medicinischen praktischen Lehrschule, der er vorsteht, hat er schon ungemeinen Nutzen gestiftet. Jedes jungen Arztes, der Kenntniß mit Lehrbegierde verbindet, nimmt er sich mit unermüdetem Eifer an.[2]) Es ist mir von Reisenden gesagt worden, er wolle bey der veränderten

[1]) In der österr. Biedermanns-Chronik (1. Teil 1784) wird Stoll folgendermaßen geschildert: »Seine genuine Kenntniß der griechischen Sprache, seine ungemeinen Talente in der Heilkunde und seine trefflichen Schriften in diesem Fache erwarben ihm den Ruhm eines der größten Ärzte in Europa; sein Eifer, sich ganz dem Beßten der Menschheit zu weihen und den ärmsten Kranken unentgeltlich eben so willig zu dienen, als den vornehmsten und reichsten, macht ihn zum Liebling der ganzen Kaiserstadt.«

[2]) »Die praktische Lehrschule zu Wien ist bekanntlich gut eingerichtet, und unter Stoll kam sie in den größten Ruf. Engländer, Niederländer, Schweizer Russen, Schlesier, Niederdeutsche etc. etc. kamen, wenn sie in Göttingen und an andern berühmten protestantischen Universitäten ihren medicinischen Kurs vollendet hatten, noch auf einige Zeit in die praktische Lehrschule zu Stoll nach Wien, und gingen voll von Kenntnissen und Hochachtung für diesen ihren Lehrer, in ihr Vaterland zurück, um dort nach der Leitung ihres Meisters Kranke zu heilen, und ihren jungen, die medicinische Laufbahn betretenden Landsleuten Stolls Schriften und Kollegien zu empfehlen.« (Denkmal auf Maximilian Stoll, verfaßt von Pezzl, herausgg. von Blumauer, Wien 1788, S. 16.)

Einrichtung der Spitäler[1]) seine Lehrstelle niederlegen. Ich will hoffen, daß diese Nachricht ungegründet ist; denn der Verlust würde unersetzlich seyn« (IV. Bd., S. 765). Von Auenbrugger weiß Nicolai nicht mehr, als die meisten Zeitgenossen, die der Leistung des großen Mannes ahnungslos gegenüberstanden. »Er ist durch einige medizinische Schriften bekannt«, heißt es lakonisch (IV. Bd., S. 931).[2])

Die Studentenschaft fand er in den Vorlesungen nicht sehr aufmerksam. »Von dieser allgemeinen Inattention fand ich nur allein bey den medicinischen Studenten in des Herrn Regierungsraths Collin Kollegium über die Physiologie eine Ausnahme. Er handelte eben die Materie von der Irritabilität ab.... Ich hörte verschiedentlich in Wien sagen, Herr Collin habe keinen guten Vortrag. Wenn man damit den deklamatorischen Anstand meint, der die Menge an sich lockt, so mag's seyn. Wenn aber ein wahrer guter und zweckmäßiger Vortrag ist, gute Sachen und so faßlich zu sagen, daß sie vom lehrbegierigen Schüler können begriffen werden, so war gewiß der Vortrag, den ich von ihm hörte, vielen anderen vorzuziehen.« (IV. Bd., S. 749—750).[3])

Rühmend hebt er von dem berühmten N. J. Jacquin den anregenden und leicht verständlichen Unterricht hervor. »Dieser große Mann lebt nebst seinem berühmten Schwager Ingenhousz[4]) ganz den Wissenschaften, für die beide noch beständig so viel thun.« (l. c. S. 762.)

[1]) Die Idee, die verschiedenen kleinen Krankenhäuser aufzuheben und in einem großen Zentralspital zu vereinigen, tauchte bald nach der Thronbesteigung des Kaisers Joseph II. auf. Stoll war ein Gegner des Projects.

[2]) »Das Fräulein Franciska von Auenbrugger, eine Tochter des rühmlich bekannten Arztes, spielt meisterhaft auf dem Klavier und singt mit reiner Intonation und wahrem Affekte. Ihre Stimme ist ein tiefer Sopran. Ihre liebenswürdige Schwester Mariane, welche ich noch sehr krank sah, und welche seitdem gestorben ist, spielte gleichfalls Klavier und komponierte.« (S. 554.)

[3]) Collin lehrte seit 1775 allgemeine Pathologie, Physiologie trug Sedey vor. Was die tatsächliche Anzahl der Zuhörer anlangt, so fand er bei Jacquin 60, Barth (Anatomie) 86, Sedey (Physiologie) 23, Collin 46, Leber (Chirurgie) 150 (Mediziner und Barbiergesellen), Well (Naturgeschichte) 26, Lebmacher (Geburtshilfe) 6 (und 30 Hebammen).

[4]) Ingenhousz hatte sich um die Einführung der Blatterninokulation in Wien (1768) sehr verdient gemacht, auch stammen seine bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, speziell der Pflanzenphysiologie, zum großen Teil aus seiner Wiener Zeit.

Sehr bemerkenswert sind die Berichte, welche N. über die Spitäler Wiens liefert, um so mehr als dieselben die Verhältnisse in letzten Jahren vor Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses schildern (III. Bd., 2. Buch, VI. Abschn., S. 221 bis 226); eine gewisse Tendenz läßt sich diesen Berichten allerdings nicht absprechen.

»Es waren bisher in Wien viel Armenhäuser und Krankenhäuser oder Hospitäler, z. B. das Bürgerspital St. Marx, das spanische Spital, das Dreyfaltigkeitsspital, des Beckenhäusel, der Klagbaum, das große Armenhaus in der Alsergasse u. s. w.[1]) In der Beilage liefere ich Nachrichten von diesen löblichen Anstalten.

---

[1]) Unmittelbar vor Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses gab es in Wien folgende Kranken-, Siechen- und Versorgungsanstalten:

Das Bürgerspital hinter dem Kärntnertor, diente zur Pflege kranker Personen (1754—1776 befand sich daselbst auch die mediz. Klinik), zur Unterbringung altersschwacher, verarmter Bürger und enthielt nebstdem Wohnungen, die gegen Zins vermietet wurden.

Das Spital zu St. Marx (Landstraße), Filiale des Bürgerspitals, vorzugsweise zur Unterbringung von Venerischen bestimmt, außerdem mit einer Abteilung für Geisteskranke und einer Gebäranstalt (Schule für Geburtshilfe) versehen.

Das Unierte Spital (Waisenhausgasse), Uniertes k. k. spanisches National-, Militär- und heil. Dreifaltigkeitsspital aus der Vereinigung des spanischen National- mit einem Militärspital (1754) und mit dem Dreifaltigkeitsspital (Rennweg) 1760 entstanden, mit Armen-Ambulantenordination versehen.

Das Bäckenhäusel (am rechtsseitigen Ende der Währingergasse), Parzmayr'sches Hospital, vom Bürgerspital dotiert.

Das Lazareth (am linksseitigen Ende der Währingergasse), ursprünglich Pestspital Zweiganstalt des Bürgerspitals.

Der Contumazhof (am Alserbach), ursprünglich Pestspital vorzugsweise Armenhaus.

Das Hofspital bis 1754 auf dem Flächenraum des Ballplatzes, sodann in das Gebäude des Dreifaltigkeitsspitals auf dem Rennweg verlegt, beherbergte 1782 gar keine Kranken, sondern nur Pfründner.

Das Spital der barmherzigen Brüder (Leopoldstadt) mit einem Rekonvaleszentenhause (Landstraße), das Kreuzherrnspital (Wieden), das Krankenhaus der Elisabethinerinnen (Landstraße), das Priester-Kranken- und Deficientenhaus (Landstraße), das Israelitenspital (Rossau).

Versorgungshäuser mit Siechen- und Krankenzimmern: Das Groß-Armenhaus (Alsergasse), der Klagbaum (Wieden), das Versorgungshaus im Kollonitzgarten (Leopoldstadt), der Sonnenhof (Margarethen), das Versorgungshaus zum blauen Herrgott (am Alserbach), das Johannesspital (vor dem Stubenthor), der Langenkeller (am Neubau), die Grundspitäler am Neubau, in Mariahilf, Lerchenfeld, Lichtenthal und Gumpendorf.

Ich habe sie einem sehr einsichtsvollen Arzte, der sich eine geraume Zeit auf seinen Reisen in Wien aufgehalten hat, zu danken. Ich darf hoffen, daß diese genaue und zuverläßige Nachrichten meinen Lesern angenehm seyn werden, obgleich jetzt in den Armenanstalten und Sanitätsanstalten in Wien große Veränderungen gemacht werden. Besonders soll nur Ein großes Spital für alle Kranken Civilstandes und ein großes Militärspital eingerichtet werden. Ich befürchte Ein großes Spital wird nicht so gut seyn, als mehrere kleinere Spitäler.[1])

Von dem Spitale der barmherzigen Brüder in der Leopoldstadt werden jährlich die Listen der verpflegten Kranken gedruckt; und in manchen Büchern, besonders im politischen Journale und in den Ephemeriden der Menschheit wird viel Werks davon gemacht. Jede wohlthätige Anstalt ist an sich lobenswerth, das wird jeder Menschenfreund zugeben. Ich räume auch gern ein, daß ein Mönch, wenn er Kranke wartet, der menschlichen Gesellschaft nützlicher ist, als wenn er bettelt oder Horas singt. Man muß aber nicht vergessen, daß auch von den barmherzigen Brüdern gewiß die Hälfte auf dem Lande herumgeht, um zu kollektiren[2]); daß

[1]) Der Plan, an Stelle der bisherigen kleinen Spitäler im Großarmenhaus ein Zentralspital zu errichten, stand schon 1781 fest, und bereits 1782 wurde eine Oberdirektion in Stiftungsangelegenheiten gebildet, welche die Aufgabe hatte, die Organisation des Versorgungswesens unter den geänderten Verhältnissen durchzuführen. Ebenso erging schon 1782 an die Ärzte die Aufforderung, Pläne für die Adaptierung des Großarmenhauses in ein Krankenhaus vorzulegen. An der Konkurrenz beteiligten sich Maximilian Stoll, der kaiserl. Leibarzt Jos. Quarin, Mertens, Jos. Schreibers (Physikus im Bürgerspital), der kaiserl. Leibarzt Kollmann, Matth. Kollweg (Arzt am Contumazhof), v. Pasquallati (Physikus am Großarmenhaus), Haan, Fauken (Physikus am St. Marxerspital) und v. Ferro. Die kaiserliche Genehmigung erhielt schließlich der von Quarin vorgelegte Plan, womit die Ernennung desselben zum Direktor der projektierten Anstalt verbunden war (6. Febr. 1783). Interessant ist es, daß Stoll in seinem Entwurf (nach seinem Tode unter dem Titel »Über die Einrichtung der öffentlichen Krankenhäuser« von Ge. Adalb. von Beeckhen herausgegeben) die Nachteile der großen Spitäler hervorhob und sich für die Errichtung eines Zentralspitals nur insofern aussprach, als dasselbe in mehrere selbständige, voneinander abgeschlossene Abteilungen zerfallen sollte (jede Abteilung mit eigenen Ärzten und eigenem Wartepersonal).

[2]) Ein am 20. Sept. 1624 ausgestelltes Privilegium gestattete den Barmherzigen Brüdern die öffentliche Almosensammlung nicht bloß in der Stadt und in den Vorstädten, sondern auch in den gesamten Erbländern.

von den übrigen wohl die Hälfte den so unnützen Chor versehen und die Hausgeschäfte verrichten muß. Also nur ungefähr der vierte Theil wartet die Kranken, und die übrigen sind der menschlichen Gesellschaft eben so unnütz, als Mönche, die noch sehr kontemplativ sind. Ich glaube auch, ein Krankenhaus wird besser von Layen als von Mönchen bedient. Ein weltlicher Arzt (damals Herr D. von Quarin) muß doch die Oberaufsicht haben. Nun er hat nicht freye Hände, sondern muß sich nach der Einrichtung der Mönche bequemen. Im Jahre 1780 verpflegten sie 1754 Kranke, wovon 234 starben. Im Jahre 1782, 2377, wovon 322 starben. Man kann annehmen, daß ungefähr unter 8 Kranken in diesem Spitale einer stirbt.[1]) Dazu muß man noch rechnen, daß unter der Anzahl nicht wenige sind, welche nur ganz leichte Krankheiten haben, und nur 1 oder 2 Tage daselbst bleiben. Der gemeine Mann, sonderlich fremde Handwerksburschen u. dgl. haben ein großes Vertrauen zu den barmherzigen Brüdern. Gleichwohl ist mir in Wien versichert worden, daß sie nicht jeden Kranken annehmen, sondern nur solche, die ihnen von Familien empfohlen werden, welche Wohlthäter des Ordens sind, oder wenigstens jährlich Allmosen reichen. Protestantische Kranken nehmen sie deswegen auf, weil ihnen aus dieser Ursach in verschiedenen protestantischen Landen das Kollektiren erlaubt ist, auch wohl um ihre Be-

[1]) Die ungünstigen hygienischen Verhältnisse des Spitals und die Mängel der Krankenpflege als Ursache der großen Sterblichkeit hebt auch z. B. der Hamburger Arzt Dr. D. Nootnagell (Handbuch f. prakt. Ärzte, Hamburg und Leipzig 1784. Vorrede pag. XII), welcher um diese Zeit in Wien war, hervor. Er sagt: »Im Hospital der barmherzigen Brüder war die Wartung lange nicht so gut, als im Patzmannischen; den Kranken wurden die Arzneien nicht oft genug und zur bestimmten Zeit gereicht; die Diät wurde lange nicht so genau beobachtet als im Patzmannischen Hospital. Die Kranken hatten oft Verdruß von ihren Wärtern oder auch von ihren Anverwandten, denen es erlaubt war, sie zu besuchen, und welche ihnen oft Speisen oder Getränke, die schädlich waren, mitbrachten. Überdem hatte das Hospital der barmherzigen Brüder keine so freie und reine Luft als das Patzmannische; es lag niedrig, feucht, nicht weit von der Donau, von Häusern eingeschlossen, und der Fußboden des Hospitals war mit Steinen belegt; die Kranken konnten auch nicht, wenn sie wiederum etwas besser wurden, wie im Patzmannischen Hospital, der freien Luft geniessen, sondern mußten die von den Ausdünstungen der andern Kranken verunreinigte Luft einathmen. Mit allen diesen Schwierigkeiten hatte Herr Collin (vgl. S 8, Anm. 1) nicht zu kämpfen und er konnte also mit weniger wirksamen Mitteln mehr ausrichten als Herr Quarin.«

kehrungskunst an ihnen zu versuchen. . . . Dieses Spital hat auch ein Rekonvalescenten-Haus (auf der Landstraße). Die Absicht ist, daß die an schweren Krankheiten Genesenen bis zur völligen Wiederherstellung der Kräfte darinn verpflegt werden. Ein glaubwürdiger Mann aber berichtet, daß sie, der Absicht ganz entgegen, nur drey Tage darinn aufgenommen, und hernach ohne weitere Rücksicht fortgeschickt werden.[1])

Es war, wie man in vielen öffentlichen Blättern gelesen hat, im Vorschlage, daß alle Hospitäler in Wien aufgehoben, und ein einziges großes Krankenhaus für 6000 Personen im Armenhause auf der Alsergasse eingerichtet werden sollte. Kürzlich ward wieder geschrieben, man wäre von diesem Vorschlage zurückgekommen, und es sollten mehrere Krankenhäuser bleiben. Ich glaube, der letztere Vorsatz ist der beste. Je größer ein Krankenhaus ist, desto schwerer und weniger gut wird die Besorgung. Es ist ohnedieß in Wien eben die Klage über schlechte Versorgung der Kranken, die leider! in vielen andern Städten auch geführet wird, und welche allenthalben die Aufmerksamkeit der Menschenfreunde verdient. . . . In einer kleinen Schrift: Gedanken über einige dem Publikum sehr nützliche Verbesserungen in Wien (Wien 1782) breitet sich der Verfasser besonders über die Mißbräuche bey den Krankenhäusern in Wien aus. . . . Der Verf. erzählt unter andern, daß die Kranken zusammengestopft werden, daß sie unter dem Dache liegen, und auch oft zwey in ein Bette müssen gelegt werden. Wegen der Kost in dem Wiener Spital die Kontumaz genannt, sagt er S. 15: »Die Kost ist äusserst schlecht: Eine Suppe wie ein Abwaschwasser mit einem oder zwey Schnittel von einer glatten Semmel sowohl für die Schwachen als die übrigen Kranken; die Zuspeise ohne Geschmack, und man darf fast sagen ohne Schmalz, die Gerste und Gerstenschleim sieht einer dünnen Mehlpappe von schwarzem Mehle

[1]) Die ganze Darstellung ist von Vorurteilen erfüllt, die der Verf. gegen das Mönchstum überhaupt hegte. Doch mag der Hinweis nicht unangebracht sein, daß auch diese wahrhaft wohltätige Institution durch üble und verleumderische Nachrede, welche aus der heimischen Bevölkerung selbst stammte, wiederholt verunglimpft worden ist. Gewisse Mängel, die sich namentlich aus der Sammeltätigkeit ergeben mußten, wurden allmählich beseitigt. So z. B. stellte das Ordenskapitel vom Jahre 1772 den Mißbrauch des Ausgehens der Ordensbrüder und die allzu große Gastfreundschaft ab.

gleich; die Knödel desgleichen äusserst schwarz; die geschnittenen Nudeln von Semmelmehl fast wie ein kleiner Finger dick geschnitten; die Speisen überhaupt fast ohne Salz und Schmalz, und für die Gesündern so wenig, daß diejenigen, die keine Gutthäter haben, Hunger leiden müssen.« Traurig in der That! Was helfen die besten medicinischen Spitalanstalten, die in Wien mit so vielem Rechte gerühmt werden, wenn die ökonomischen Anstalten so schlecht sind! . . . Aber was der Verf. S. 16 von den Ursachen der schlechten Kost in der ebengenannten Kontumaz sagt, ist beinahe unbegreiflich: »Da ich erfuhr, daß der Trakteur, der vor 5 oder 6 Jahren den Kontrakt übernommen, und vom Hause nach den viertel, halb- und ganzen Portionen bezahlt wird, vermöge des ihm vorgelegten Kontrakts, von dieser seiner ohnehin schmal zugeschnittenen Einnahme 1775 Gulden jährlich an eine andere Kasse bezahlen muß, wunderte ich mich nicht mehr über die schlechte Kost.« [1])

Beilage VI zum III. Bd., S. 45—80.

Nachricht von verschiedenen Armenhäusern und Spitälern in Wien.

Auszug aus dem Schreiben des reisenden Arztes, welcher auf mein Ersuchen diese Nachrichten gesammelt hat.

— Man hat den Entschluß gefaßt, die Spitäler, die in verschiedenen Gegenden der Stadt zerstreuet waren, in ein einziges General-Spital zusammen zu ziehen. Überhaupt herrscht jetzt hier die Maxime, alles zu generalisiren, zu simplificiren, zu normalisieren u. d. g. So bekommen wir auch für ganz Wien einen einzigen Gottesacker, wohin man jährlich 10.400 Leichen (dieß ist die mittlere Zahl der jährlichen Sterblichkeit in dem letzten Decennio) zur Beerdigung zu führen gedenkt. [2]) Doch, so unangenehm dieser unaufhörliche Leichenzug für einen großen Theil der Vorstadt seyn muß; so scheint mir doch die Idee eines General-Spitals unerträglicher, und von wichtigern nachtheiligen Folgen. Die übergroße Sterblichkeit der großen Spitäler ist

[1]) Der Kontumazhof mit der dazugehörigen Kapelle des hl. Rochus befand sich auf dem Platze, wo unter Kaiser Josef das Garnisonsspital erbaut wurde. Er diente ursprünglich zur Beobachtung von Personen, die verdächtig auf Pestinfektion waren, 1713 als Pestspital. Um 1720—1730 wurde er als Armenhaus eingerichtet und allmählich vergrößert; vom Jahre 1776 an fand er auch Verwendung als Spital.

[2]) Der 1782 errichtete Friedhof von St. Marx.

schon längst erwiesen [1]), und die Neuern sind von dieser Manier unser Vorfahren, große Spitäler anzulegen, allenthalben abgegangen. Zu diesem großen General-Spitale kommt noch das Militärspital, wozu man bereits den Anfang gemacht hat. Dieses war bis dahin in Gumpendorf, noch innerhalb den Linien von Wien. [2])

Die barmherzigen Brüder, die unter dem Vorwande der Krankenpflege sich mästen, sollen, wie man sagt, und durchgehends wünschet, gleichfalls aufgehoben werden. [3]) Allerdings sind dieß sehr theure Krankenwärter, und kömmt derer immer eine beträchtliche Anzahl auf einen Kranken, ohne daß es deswegen dem Kranken besser gehe. Ich habe sie manchmal als sehr unbarmherzige Brüder gesehen. Überdas mißfällt es mir im hohen Grade, daß sie von ihrem Medico ordinario nur etwa über den zweyten Tag einen Besuch für ihre Kranken verlangen, und ihm auch nicht einmal für dieß bezahlen. Wehe dem Elenden, der etwa in einem hitzigen Fieber, oder in einem andern dringenden Falle zween volle Tage auf seinen Arzt harren muß, und unterdessen diesen rohen Leuten Preis gegeben ist! Es ist dieß noch in einigen andern Spitälern gebräuchlich, wo man von dem Arzte nur etwan über den zweyten Tag eine Krankenvisite fodert. Freylich thun die Ärzte hierinnen mehr; aber dies gereicht nur ihnen zur Ehre, und nicht dem Institute. Nur in dem Spanischen und im Dreyfaltigkeitspitale werden jedem Kranken täglich zween Besuche von ihren Ärzten und Wundärzten nach der Vorschrift des Instituts gegeben. Die barmherzigen Brüder haben auch ein Reconvalescentenhaus, das aber eigentlich zur Belustigung der Brüder, und zum Behältniß ihrer Weine, die sie dort in Menge liegen haben, dienen muß. Die Entfernung dieses Reconvalescentenhauses von ihrem Spitale zeigt deutlich, wie wenig sie die Absicht haben, Reconvalescenten zu pflegen. Der Genesende bleibt 3 Tage da, dann muß er weiter, ohne seinen Arzt mehr zu sehen. Die barmherzigen Brüder werden auch zu einzelnen Kranken als Wärter abgefodert, wo man jedem, oder seinem Kloster täglich zween Gulden bezahlt. Es versteht sich, daß man ihm seine Wachen mit einer herrlichen Tafel, vorzüglich aber mit gutem Weine vergüten muß. Man glaubt diese Wärter nöthig zu haben, und doch findet man sie eben so lästig, eben so verheerend, als manchmal die Krankheit selbst. Sie sind meist von der niedrigsten Classe, einige wenige ausgenommen, und illitterati. Sie behalten auch die Sitten dieser Klasse, und sind gemeiniglich in Mönchskutten gehüllte Hausknechte. Die Sterbelisten der Spitäler der barmherzigen Brüder sprechen nicht leicht für die Brüder.

Den Elisabethinerinnen bin ich gut. Sie sind ämsig und mitleidig. Ihr Spital [4]) ist reinlich. Überhaupt haben sie ihre guten Eigenschaften vielleicht mehr ihrem Ge-

[1]) Darauf hatte sich auch Stoll berufen.

[2]) Das Militärspital in Gumpendorf war mit einer Schule für die Feldärzte verbunden, welche 1781 erweitert, mit einer Bibliothek und chirurgischen Sammlung ausgestattet wurde. Die Unzulänglichkeit der vorhandenen Räume und die entfernte Lage der Anstalt bewogen aber Kaiser Josef auf Brambillas Betreiben zu dem Entschluß, ein mit einem Bildungsinstitut für Militärärzte verbundenes großes Militärspital in der Nähe der Kaserne und des projektierten Hauptspitals für die Zivilbevölkerung zu errichten.

[3]) Das geschah keineswegs; ebensowenig wurde das Spital der Elisabethinerinnen aufgehoben.

[4]) Über die Gründung und Errichtung des Spitals der Elisabethinerinnen vgl. Knolz, S. 219—230.

schlechte, als der heiligen Regel zu verdanken, obwohl auch diese etwas beytragen kann. Ich wünschte, daß man in allen Spitälern statt der Wärter lieber Wärterinnen hätte, auch für männliche Kranke, gerade so, wie es im Dreyfaltigkeitspitale und in der praktischen Lehrschule von jeher schon üblich war, und noch ist. Man weiß noch nicht, ob die Elisabethinerinnen bey dem Universalkrankenhause werden gebraucht werden, oder ob sie reducirt werden.

Bey dem großen Armenhause hat man noch kürzlich ein Tollhaus[1]) errichtet, wovon ich Ihnen einen Begriff zu geben wünschte, wenn es nur ohne Zeichnung geschehen könnte.

1. Das Bürgerspital[2])

(in der Stadt, nahe am Kärnthnerthore, nebst den dazu gehörigen Spitälern, Sankt Markus, Beckenhäusel, dem Lazareth und dem Klagbaume).

Ich vermuthete billig, daß unter der beträchtlichen Anzahl der Spitäler und Stiftungen für Arme das sogenannte Bürgerspital das älteste seyn würde; und in der That verliert sich dessen Ursprung und erste Entstehung in den finstern Zeiten des 11ten und 12ten Jahrhunderts, wo es schwer wird von noch viel wichtigern Geschichten wahre und hinlängliche Documente zu finden. Was wir aus den ältesten Urkunden sehen, ist blos dieß. Herzog Leopold der 7te stiftete Anno 1230 die Pfarrkirche zum heil. Geist, und widmete selbe dem Bürgerspital. Ein Brief vom 21. Juni 1268 meldet, daß die Brüderschaft vom Bürgerspital alle Geistliche in der Stadt Wien ersuchte, öffentlich das Volk zur Beysteuer für die Armen im Spitale zu ermahnen: der Pabst erteilte den mildesten Ablass auf 100 Tage. Anno 1352 befahl Herzog Albrecht dem Salzamt jährlich zum Bürgerspital eine Fuhre Salz zu liefern. Im Jahre 1432 brachte das Bürgerspital die Bierbrauerfreyheit an sich, welche es noch bis itzt besitzt. Außerdem sind noch etliche Ablassbullen vorhanden, wo den Gutthätern zum Spital die Rückbezahlung auf den Himmel angewiesen wird. So sind blos hin und wieder einige Merkmale eines schon früh vorhanden gewesenen Spitals zu finden; etwas deutlicher ist die Übersetzung dieses Spitals in der Geschichte der ersten türkischen Belagerung Anno 1529 angemerkt, wo die Armen und Kranken aus dem Spital, welches vor dem Kärntnerthor stund, in das Kloster zu den Himmelportnern gebracht wurden, da aber nur etliche Monate verblieben, und sodann in das Kloster St. Clara (dem itzigen Bürgerspitale) übersetzt wurden, weil der Nonnen ohnehin sehr wenige waren, und selbe leicht in andern Klöstern untergetheilt werden

---

[1]) Der »Narrenturm« wurde am 19. April 1784 eröffnet, vgl. die Abbildung S. 45.

[2]) Vgl. Altmann Michael, das Wiener Bürgerspital, Wien 1860 und K. Weiß, Gesch. der öffentl. Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien, Wien 1867. S. 8 ff. u. S. 83—101, wo sich genaue Daten finden. Hier, wie bei manchen viel späteren Autoren, wird das unter landesfürstl. Schutz stehende, im Beginne des 13. Jahrhunderts errichtete Heiligengeistspital, welches außerhalb des Kärntnertores jenseits des Wienflusses stand, mit dem wahrscheinlich um die Mitte des 13. Jahrhunderts von der Stadtgemeinde gegründeten Bürgerspital (»der Burger Spital«) zusammengeworfen, welch letzteres vor dem Kärntnertore diesseits des Wienflusses stand. Das Heiligengeistspital wurde während der ersten Türkenbelagerung zerstört und nicht mehr aufgerichtet.

konnten. Kaiser Ferdinand übergab Anno 1539 durch eine förmliche Akte dem Stadtrath dieses Klostergebäude auf ewig; zur Entschädigung wurde den Nonnen das Pilgrimhaus in der Annagasse überlassen. Wie nun das um diese Zeit fast unbeträchtliche Spital zu seiner Größe und Reichthum angewachsen ist, kann aus den wenig vorgefundenen Schriften nicht wohl erwiesen werden. So viel ist gewiß, daß meistens durch beträchtliche Geschenke von Privatleuten, und wohlfeilern Überlassung verschiedener Grundstücke zum Fond des Spitals das meiste ist beygetragen worden, mit der Absicht, damit arme Bürger-Kinder, Dienstleute, Pilgrimme, deren öfters in den ältern Schriften erwähnt wird, daselbst versorgt würden; wie dann im Jahre 1690 das Spital aus 17 Zimmern bestund, und der ganze Status 456 Köpfe mit samt



Der »Narrenturm«.

dem Personali betrug. Bis Anno 1712 vermehrte sich die Anzahl der zu Versorgenden auf 1172 Personen, die Findel- und andere Kinder mit eingerechnet, deren Anzahl ungemein anwuchs. Wegen Abgang des nöthigen Raums und vielen entstandenen Unordnungen wurde eine Hofkommißion niedergesetzt, die eine schicklichere Eintheilung aller zu Versorgenden veranstalten sollte. Man gab daher Findlings- und Säugekinder in die Vorstädte und aufs Land zur Erziehung; Kindbetterinnen, Schwangern und Venerischen wurde das St. Marxspital eingeräumt, welches das Bürgerspital für 46.000 fl. käuflich an sich brachte; hitzige Kranke hingegen wurden nach dem sogenannten Beckenhäusel übersetzt, welches zu dieser Absicht um vieles vergrößert und eingerichtet worden. So blieben dann dem Spitale blos arme Bürger zur Versorgung im Hause übrig, und so wurden mit mindern beträchtlichen Veränderungen in verschiedenen Häusern nicht nur allein verarmte Bürger, deren Weiber, Kinder

und Dienstleute, sondern auch sehr viele Kranken, Schwangere und Kindbetterinnen unterhalten, wie unten angeführtes Verzeichnis den itzigen Zustand aufweiset, dem er seit mehreren Jahren mehr oder weniger ähnlich war.[1])

N. B. Nach der schon bey dem Armenhause erwähnten Veränderung in Versorgung der armen Leute hat nun auch das Bürgerspital Entlassene außer dem Haus mit 2 Kr. Zulage zu versorgen, wie dann deren Anzahl unten genau angegeben ist.

Den 5ten Oktober 1783 waren im Bürgerspitale:

im Hause

tägliche Geldportionen	Kr.	Personen
bürgerliche à	7	171
unbürgerliche	6	49
Dienstleute	7	16
	Sa.	236

tägliche Naturalportionen	
Dienstleute à	10
erwachsene Kinder	1
Fatschenkinder	14
Ammen	6
Dienstleute	6

außer dem Hause

	Kr.	Personen
bürgerliche Männer à .	9	53
» Weiber . .	9	108
unbürgerliche Männer .	8	6
» Weiber .	8	39
	Sa.	243

Findelkinder von verschiedenem Alter, die ohne Brust zu erziehen aufs Land oder Vorstädte gegen monatliche Bezahlung gegeben werden	779
Findelkinder, so zur Brust gegeben, und monatlich bezahlt werden .	248
Summa Summarum . .	1506

Das Spital zu St. Marx (am Rennwege)[2]), welches, wie oben gemeldet, auch von dem Bürgerspitale verpflegt wird, enthält meistens langwierige, Ekel erregende Krankheiten, Wahnwitzige, Venerische, Schwangere und Kindbetterinnen; die ganze Anzahl betrug den 6ten Oktober 1783

Kranke . .	276
Dienstleute .	20
Sa. .	296

[1]) Das »Bürgerspital« (zu St. Clara) war die Zentral-Wohltätigkeitsanstalt der Stadt, eine Versorgungsanstalt für Arme und Kranke, Einheimische und Fremde, ja selbst für Gebärende, Findelkinder, Waisen, Irre. Erst nach 1706, als St. Marx mit dem Bürgerspital unter eine Verwaltung gestellt wurde, verblieben bei St. Clara meist Arme mnd Waisen, während die Kranken vorwiegend nach St. Marx oder in das Bäckenhäusl in Verpflegung gegeben wurden, in die erstere Anstalt besonders Patienten mit kontagiösen Krankheiten, Schwangere, Irrsinnige und Findelkinder, in die letztere Patienten mit langwierigen Krankheiten. Ein Teil der Waisen kam in den nächst Wien gelegenen Ortschaften in Kost und Pflege.

[2]) Vor Entstehung des Lazareths (in der Siechenals) und des »Bäckenhäusls« besaß die Gemeinde für kontagiöse Kranke das Spital zu St. Marx, welches nach der zweiten Türkenbelagerung aus kleinen Anfängen bedeutend vergrößert, 1706 unter die Verwaltung des Bürgerspitals gestellt wurde.

Anbey liegt eine Tabelle der in diesem Spital von 1771 bis 1780 versorgten, genesenen und gestorbenen Kranken.

Liste der in dem Kurhause zu St. Marx in nachbenannten 10 Jahren angekommenen, wieder entlassenen, oder gestorbenen Patienten beiderley Geschlechts, ledige schwangeren Weibspersonen, dann derselben totgebohrnen und gestorbenen Kindern.

Anno	Angekommen		Entlassen		Gestorben		Todt gebor.
	Patienten	ledige schwangere Weibspersonen	kurirte Patienten	Kindbetterinnen	Patienten	Kindbetterinnen	oder verstorbene Kinder
1771	548	482	513	466	35	16	98
1772	552	490	512	472	40	18	103
1773	560	496	512	477	48	19	125
1774	602	492	553	472	49	20	101
1775	552	504	514	487	38	17	142
1776	516	478	478	466	38	12	129
1777	537	498	498	486	39	12	119
1778	537	567	485	557	52	10	146
1779	526	473	473	453	53	20	129
1780	522	477	476	464	46	13	119
Sa.	5452	4957	5014	4800	438	157	1211

Angekommen in vorstehenden 10 Jahren:

Patienten	5452
ledig schwangere Weibspersonen .	4957
Sa. .	10409

Entlassen:

kurirte Patienten . .	5014
Kindbetterinnen . .	4800
Sa. .	9814

Gestorben:

Patienten	438
Kindbetterinnen . .	157
Sa. .	595

Todgebohrne oder verstorbene Kinder .	1211
	1806

St. Marx den 8ten Junii 1781.

In dem sogenannten Beckenhäusel, welches ebenfalls seinen Unterhalt vom Bürgerspitale zieht, werden Kranke aller Art, Hitzige, langwierige versorgt. Besonders kommen viele arme Leute dahin.[1]) Den 5ten Oktober 1783 war die Anzahl der

Kranken . .	272
Dienstleute .	24
Sa. .	296

Das Lazareth[2]), welches ebenfalls dem Bürgerspitale zugehört, wird nur zu Zeiten einer grassierenden Pest geöfnet, die Behafteten dahin gebracht, und auf Kosten des Bürgerspitals unterhalten.

[1]) Das Bäckenhäusel in der Währingergasse, 1656 errichtet, war ursprünglich ein Rekonvaleszentenhaus für die aus dem »Lazareth« entlassenen Personen und führte seinen Namen von einer nächst dem Hause befindlichen Denksäule, die 1506 ein Bäcker (Paul Lundler) gestiftet hatte. 1679 erweitert diente es zur Unterbringung von Pestkranken, 1708 durch Aufsetzung eines Stockwerkes vergrößert, fand es als Spital Verwendung, worin vom Bürgerspital aus die mit gefährlichen Krankheiten behafteten und im Lazareth keinen Platz findenden Personen verpflegt wurden.

[2]) Das Lazareth stand ungefähr auf der Stelle des heutigen Bürgerversor-

In dem Klagbaum[1]) oder Siechenhause sind blos 6 Männer und 6 arme Weiber, welche als Filial von St. Marx betrachtet werden, und außer wenigen gestifteten Einkommen vom Allmosen leben, welches in das Haus gegen gewiße von den Armen zu verrichtende Gebete von gutthätigen Leuten geschickt wird.

Die ganze Übersicht dieses großen Spitals zeigt, daß selbes täglich über 2000 Menschen, in verschiedenen Häusern, erhält, und hiezu einen Fond von Millionen haben muß, da die jährlichen Einkünfte wirklich gegen 200.000 fl. betragen.

2. Das große Armenhaus.[2])

3. Das Spanische Spital.

Das Spanische und Dreifaltigkeitsspital sind gegenwärtig seit dem Jahre 1754, insofern mit einander vereinigt, als beide sich in einem Gebäude befinden, eine gemeinschaftliche Apotheke haben, und die Besoldungen der Kanzleybeamten, Apothekers, des Verwalters, und verschiedener anderer zum gemeinschaftlichen Dienst beider Spitäler verordneten Personen zu gleichen Theilen tragen. Das Gebäude, welches diese beiden Spitäler in sich faßt, steht noch auf dem sogenannten Spitalberge, einem Hügel, der sich nicht weit vor dem Ausgange der Währingergasse zwischen dieser und der Vorstadt Rossau vor dem Schottenthore befindet.[3]) Ausser einem großen und zween kleinen Höfen gehört zu selbigem noch eine zur Seite des Gebäudes stehende Kirche, und ein ziemlich großer und luftiger Baumgarten. Die Gegend ist eine der gesundesten, da sie fast ganz am äußersten Ende der Stadt, und außer aller Verbindung mit hohen Gebäuden, welche den Zutritt der Luft vom Morgen und Mittag her verwehren könnten, liegt, und hingegen durch das benachbarte Gebirge gegen die Nordwinde gedeckt ist. — Die Zimmer des ersten Stocks sind für die Ärzte, Assistenten, und einige andre an beiden Spitälern angestellte Personen bestimmt; und im zweiten

gungshauses in der Währingergasse und diente als Pestspital bis 1713, von da angefangen blieb es unbenützt bis 1766, in welchem Jahre es die Verwendung als Soldatenspital (mit dem Vorbehalt der Rückgabe ans Bürgerspital bei einem Pestausbruch) erhielt.

[1]) Das Klagbaum-Spital auf der Wieden bildete ursprünglich eine Filiale des Spitals zu St. Marx und diente zur Aufnahme für Aussätzige. Als 1706 die ökonomische Verwaltung von St. Marx mit jener des Bürgerspitals vereinigt wurde, erhielt dieses auch die Aufsicht und Verwaltung über den Klagbaum. Es wurden dort stiftungsgemäß 12 Arme untergebracht.

[2]) Dieser Abschnitt bietet vom medizinischen Standpunkt nichts Bemerkenswertes. Das Groß-Armenhaus in der Alsergasse 1693 errichtet und erst 1769 völlig ausgebaut, diente als Herberge für arme, nach Wien zuständige Personen beiderlei Geschlechtes, als Wohnung für eine Anzahl unbemittelter Studenten und als Invalidenanstalt. Für die erkrankten Insassen waren darin zwei große Krankensäle eingerichtet; die ärztliche Behandlung besorgten ein Primar, ein Sekundararzt und zwei medizinische Praktikanten. Das Groß-Armenhaus stellte ein aus mehreren Trakten bestehendes Rechteck dar, dessen Längenausdehnung in der Richtung von der Alserstraße bis zum Alserbach 550 Schritte, dessen Breite 315 Schritte betrug. Im Innern waren 7 Höfe, welche durch die Anlage von Rasenplätzen ein freundliches Aussehen gewannen.

[3]) In der späteren Waisenhausgasse.

Stocke befinden sich die Krankenzimmer. Diese werden an der innern Seite des Gebäudes nach dem Hofe zu von einem ringsherumlaufenden Korridor umgeben, deßen zahlreiche Fenster in den Hof gehen, und durch die hereinstreichende Luft die Reinigung der in den geöfneten Krankenzimmern befindlichen Luft befördern helfen. Das Spanische Spital ward im Jahre 1718 von Kaiser Karl dem sechsten für solche Kranke, welche aus spanischen, neapolitanischen, österreichisch-niederländischen und lombardischen Provinzen gebürtig sind, gestiftet, und ein ansehnliches Kapital zu Unterhaltung desselben ausgeworfen. Anfänglich wurde es von einer eigenen Giunta unter Aufsicht des wälschen und niederländischen Departements verwaltet. Da aber in der Folge die Beiträge aus den italiänischen Ländern abnahmen, und die Kapitalien durch üble Verwaltung sehr geschmälert worden waren, so ward es im Jahre 1753 auf Befehl der Kaiserinn Königinn mit dem ohnehin schon in das nämliche Gebäude angelegten Dreyfaltigkeitsspital vereiniget; wodurch es denn, da es die Besoldung verschiedener Spitalbeamten nunmehr mit letztgedachtem Spital gemeinschaftlich trägt, wieder in beßern Stand gekommen ist. Alle Arten von Kranken werden, wenn sie aus den obgedachten Ländern gebürtig sind, in diesem Spital aufgenommen, und unentgeltlich mit Kost, medizinischer und chirurgischer Hülfe versehen. Eine genaue und beständige Anzahl dieser so verpflegten Kranken läßt sich nicht festsetzen. Im Jahre 1780 waren über 76. Außer diesen werden aber auch in dem Spanischen Spital andre Kranke von allen Nationen gegen eine sehr mäßige Bezahlung verpflegt.[1]) Die Preise sind nach Maasgabe der verlangten Bequemlichkeiten dreyerley. Der erste und vornehmste ist täglich 1 fl., wobey aber der Kranke, die beßere Kost ausgenommen, eben so als diejenigen verpflegt wird, die täglich 52 Kr. bezahlen. Beide Gattungen von Pensionisten bekommen jeder sein eigenes Zimmer, nebst Bette, Möbeln, Kost, Feurung, Licht und Arzneyen, auch sind dadurch die Besuche der Ärzte und Wundärzte, und die Operationen mitbezahlt. Zu Unterbringung der Kranken von diesen beiden Klassen sind 42 Zimmer eingerichtet. Die dritte Klasse der zahlenden Partéien zahlt täglich 3 Kreuzer, und genießt der nämlichen Verpflegung in allem was die Wartung und Heilung angeht, nur daß ihre Betten in den Krankenzimmern der Nationalen stehen, und sie der daselbst eingeführten Tagordnung unterworfen sind. Will jemand einen eignen Krankenwärter haben, so zahlt er täglich 12 Kr. mehr. Im 1780sten Jahre waren die Kranken

von der 1sten Klasse . . .		3
» » 2ten » . . .		92
» » 3ten » . . .		195
		290

In diesem Krankenhause für zahlende Parteyen sind die beiden Geschlechter ganz von einander abgesondert, und in jeder Abtheilung dergestalt eingeschloßen, daß außer den nöthigen Personen niemand Zutritt hat, und ohne Erlaubniß des Arztes keine Besuche zugelassen werden. Das Verpflegungsgeld wird beym Eintritt, und so auch weiter allezeit monatsweise vorausgezahlt. Zu dem Spanischen Spitale gehört auch der Strudelhof[2]), ein großes hinter selbigem liegendes Gebäude, in

[1]) Seine ursprüngliche Bestimmung behielt das Spital nur bis 1741.

[2]) Der »Strudelhof«, welcher seinen Namen nach dem 1717 verstorbenen Direktor der Akademie der bildenden Künste P. v. Strudel führte, lag gegenüber

welchem die Kaufdiener einige Zimmer für die Kranken aus ihrem Mittel Jahrweise gemiethet haben, und die Kosten für die Verpflegung nach einer gewißen Taxe und nach der Anzahl ihrer Kranken monatlich beim Spital abführen.

Die Einkünfte des Spitals bestehen in	fl.	Kr.
den Interessen des Stiftungsfonds von 135,683 fl. $37^1/_2$ Kr. à 4 p. C.	5427	19
den Zinsen des Strudelhofs	2000	—
Kostgeldern	14000	—
einem Zuschuß der niederländischen und wälschen Kanzley	1500	—
Legaten, Allmosen usw. nach einer Mittelzahl von 10 Jahren ohngefähr	1000	—
Summa der Einnahme	23927	19

Diese Gelder werden folgendergestalt angewendet:

	fl.	Kr.
der Verwalter hat in dem Spanischen Spital die Hälfte seiner Besoldung an Geld und Accidenzien, nämlich	326	$8^1/_2$
Ein Schreiber hat monatlich 15 fl.. im Jahre	180	—
Kanzleynothdurften nebst Feuerungs- und Erleuchtungskosten, zur Hälfte	42	41
der Ofenheizer bekömmt	47	—
zur K. K. Studien- und Stiftungshauptkasse zahlt das Spital $1^1/_2$ p. C. Besoldungsbeytrag — thut	549	$8^1/_2$
Stiftungen und Kirchendienst, jährlich	1220	—
Der Kirchenpräfekt hat an Besoldung, Licht und Holz	374	40
Der Prediger	50	—
Der Kirchendiener	120	—
und für Holz und Licht	23	22
Zwey Kirchenknaben an Geld und Kost	152	19
Feuerungskosten in der Sakristey	9	26
Kirchenmusik	60	—
Der Traiteur für die Kranken	9485	—
Medikamente	2257	$28^1/_2$
Brennholz für die Krankenzimmer	1100	—
Beleuchtung	493	18
Reparaturen und Nachschaffung	1561	42
Für Krankenwäsche und andere Wäsche zu waschen; die Hälfte	121	30
Der Zinnwäscherin	52	—
Steuer und Grunddienst nebst Zehend	367	—

vom Spanischen Spitale und wurde 1759 erworben; anfangs für Geschlechtsleidende verwendet, wurde er 1765 an das Krankeninstitut der Handlungsdiener vermietet, seit 1784 als Findel- und Armenanstalt eingerichtet.

SECTION MEDICAL
MAY 12 1921

	fl.	Kr.
Zween Krankenkuraten an Besoldung, Holz und Licht	649	20
Der Oberkrankenwärter hat an Lohn, Holz und Licht	179	14
Fünf Krankenwärter in den Nationalzimmern, jeder monatlich 9 fl. 40 Kr.	580	—
Vier Krankenwärterinnen — jede monatlich 7 fl. zusammen	336	—
Der Portier an Lohn, Licht und Holz. die Hälfte	80	$32^1/_4$
Der Hausknecht, — die Hälfte	59	10
Zwey Sesselträger, die Hälfte ihrer Besoldung	111	26
Der Medikus an Besoldung und Accidenzien	725	11
Der Assistent	224	40
Der Chirurgus	300	—
Der chirurgische Assistent an Besoldung, Kost u. s. w.	197	52
Der Provisor der Apotheke, die Hälfte seiner Besoldung	264	51
Apothekersubjekt, Solarium, Kost u. s. w.	235	36
Laborant	121	40
Dem bey der Regierung befindlichen Sicherheitskanzleypersonal	32	15
Dem dasigen Thürhüter	6	—
Totalsumme der Ausgabe	22696	$10^3/_4$

Das Spanische Spital hat als Arzt Herr D. Dietl.

4. Das Spital zur H. Dreyfaltigkeit.

Den ersten Grund zur Errichtung dieses Krankenhauses legten die frommen Stiftungen des im Jahre 1677 verstorbenen K. K. Leibmedikus Billot, des Regimentsraths Lorenz Hofmann vom Jahr 1719, und des herrschaftl. Verwalters Mathias Zenz vom Jahr 1747. Dieser Stiftungsfond wurde in der Folge von Kaiser Karl VI., durch das dazu geschenkte Vermögen des im Jahr 1735 verstorbenen Hofbancalbuchhalters Wilhelm Kirchners vermehrt[1]), und mit diesem zusammengerechnet betragen die zur Unterhaltung dieses Spitals bestimmten Kapitalien, 649,372 fl., welche jährlich an Interessen zu 4 Procent 25,974 fl. 52 Kr. abwerfen. Von dieser Summe werden die Bedürfnisse des Spitals folgendergestalt bestritten:

Der Verwalter hat die eine Hälfte seiner Besoldung von dem Spanischen Spital, die andere Hälfte aber erhält er von dem zur H. Dreyfaltigkeit;

	fl.	Kr.
nämlich an Geld und Naturalbesoldung, Licht und Holz zusammen	326	$8^1/_2$

[1]) Durch das Vermächtnis des Dr. Franz Billiotte (Leibarzt des Kaisers Leopold I.) war ursprünglich eine poliklinische Anstalt gegründet worden; Regierungsrat Lorenz Hofmann vermehrte diese Stiftung, Kirchner vermachte sein bedeutendes Vermögen zur Errichtung eines Spitals in Breitenfurth.

	fl.	Kr.
Kanzleynothdurften belaufen sich, Holz und Licht mit eingerechnet auf 85 fl. 23 Kr. jährlich. Dieses Spital trägt hievon die Hälfte	42	$41^1/_2$
Ein Schreiber bekömmt jährlich	180	—
Die K. K. Studien und Hauptkasse zieht wegen Einkassirung der Interessen und Kostgelder $^1/_4$ Procent Besoldungsbeytrag; macht	549	$8^1/_2$
Der Betrag der Seelmessen, welche für jeden Stifter, und für jeden im Spital sterbenden Kranken gelesen werden, belief sich im Jahre 1780 auf	202	53
Ein Kirchenknabe bekömmt an Geld und Kost .	75	10
Der Traiteur für die Kranken	2824	50
Die Ausgabe für Medikamente beträgt	3469	45
Feuerung in den Krankenzimmern	490	32
Beleuchtung	143	$2^1/_2$
Für Reparatur und Nachschaffung im Spital wird ausgegeben	1298	44
Für Reinigung der Kranken und Bettwäsche und des Geschirrs	194	30
Zwey Krankenkuraten bekommen jeder an Geld und an Naturalbesoldung 324 fl. 40 Kr., zusammen	649	20
Zehn Krankenwärterinnen; jährlich jede an Geld 30 fl., an Kost und Weingeld 85 fl. 10 Kr.; zusammen	1141	40
Die Portier die Hälfte seines Gehalts an Geld und Naturalbesoldung	80	$32^1/_4$
Der Hausknecht die Hälfte seines Lohns an Geld, Holz und Kerzen	59	10
Zwey Sesselträger die Hälfte, zusammen	111	26
Der Medikus	700	—
Der Assistent an Geld, Licht und Holz	225	9
Zwey Medici aus der Stadt, welche täglich den ins Spital kommenden Kranken, so nicht aufgenommen werden können, die umsonst zu verabfolgenden Medikamente verschreiben . .	1100	—
Der Chirurgus an Geld, Licht und Holz	1229	42
Der Chirurgische Assistent an Besoldung, Kostgeld u. s. w.	198	52
Der Provisor der Apotheke an Besoldung, Holz und Licht — die Hälfte seines Gehalts . . .	264	51
Apothekersubjekt an Geld, Kost u. s. w. . . .	235	36
Der Laborant	160	—
Der Stößer	114	—
Das bey der Regierung befindliche Sicherheits-		

	fl.	Kr.
kanzleypersonale bekömmt jährlich wegen Expedition der milden Stiftungen etc. eine Remuneration; und beträgt der Antheil für dieses Spital	32	15
Ingleichen bekömmt der dasige Portier	6	—
Summa der ganzen Ausgabe	16105	$58^{1}/_{4}$
Wird diese Summe von jener der Einnahme à .	25974	52
abgezogen, so bleibt noch Überschuß	9868	$53^{3}/_{4}$

worauf aber das Breitenfurter Spital mit jährlich 6000 fl. und die medizinisch-praktische Lehrschule mit 3150 fl. angewiesen sind.

Das Dreyfaltigkeitsspital[1]) befand sich ehedem auf dem Rennwege in eben dem Gebäude, welches nachher dem Hofspital[2]) eingeräumt worden. Im Jahre 1735 wurde es auf Befehl K. Karl des 6ten in das Spanische Spitalgebäude verlegt, wo es den rechten und östlichen Flügel einnimmt.[3]) Es ist auf 70 Betten, nämlich für 35 männliche und 35 weibliche Kranke eingerichtet, wovon einige von Privatstiftungen unterhalten und mit den Kranken, welche von den dieselben unterhaltenden Familien empfolen sind, besetzt werden. Im Nothfall wird indessen diese festgesetzte Anzahl noch mit einigen Extrabetten vermehrt. Obgedachte 70 Betten sind in 3 Männer- und 3 Weiberzimmer, im zweiten Stock des Gebäudes dergestalt vertheilt, daß in dem ersten Männerzimmer 6, in dem zweiten 14, in dem dritten 15, in dem ersten Weiberzimmer ebenfalls 6, in dem zweiten 14, und in dem dritten 15 Kranke liegen. Das erste, sowohl der Männer- als der Weiberzimmer ist für chirurgische, das zweite für angehende und schwache Kranke, und das dritte für genesende und minder gefährliche Kranke bestimmt. Die Fenster der männlichen Krankenzimmer sehen alle gegen Osten, und sind, so wie die der Weiberzimmer, welche gegen Mitternacht sich öfnen, in der Höhe der Mauern angebracht. In diejenigen Betten, welche aus den Mitteln des Spitals unterhalten werden, dürfen, der ursprünglichen Stiftung gemäs, keine andern als solche Personen aufgenommen werden, die an hitzigen, oder eigentlicher zu reden geschwind vorübergehenden Krankheiten liegen. Langwierig siechende sind von der Aufnahme ausgeschloßen.[4]) Jedoch ist auch für diese in sofern gesorgt,

[1]) Das reichlich dotierte Dreifaltigkeitsspital befand sich am Rennweg, seine Eröffnung erfolgte 1741. Im Jahre 1754 wurde es in die Lokalitäten des Spanischen Spitals verlegt, doch hatten beide Spitäler bis 1760 getrennte Verwaltung, ein gemeinschaftlicher Stiftbrief wurde 1777 errichtet.

[2]) Richtig soll es heißen 1753, bezw. 1754 unter Maria Theresia.

[3]) Das Hofspital, 1564 gegründet und zur Unterbringung von 80 alten Männern und Frauen, 40 armen kranken Personen sowie 20 armen Waisenmädchen bestimmt, war 1754 vom Ballplatz nach dem Rennweg in das Gebäude des Dreifaltigkeitsspitals verlegt worden, wo es bis 1784 verblieb. Es hatte sich später die irrige Meinung entwickelt, daß der Genuß dieser Stiftung nur der Hofdienerschaft und ihren Angehörigen zustehen, in der letzten Zeit des Bestandes waren im Hofspital gar keine Kranken, sondern bloß Pfründner untergebracht.

[4]) Ausgeschlossen waren Solche, welche an geschlechtlichen Affektionen, an chronischen oder unheilbaren Krankheiten litten.

als von den Einkünften des Spitals zween Ärzte aus der Stadt, welche täglich in der Frühe allen daselbst sich meldenden Kranken mit Rath und Verschreibung der Arzneien zu diensten seyn müssen, besoldet, und sowohl die verschriebenen Medikamente unentgeldlich verabfolgt, als auch die etwa nöthigen Operationen veranstaltet werden.[2]) Wie groß die Anzahl der Personen seyn müße, die sich dieser Wohlthat bedienen, kann man unter andern schon daraus abnehmen, daß im Jahr 1780 Arzneien für 21636 Rezepte unentgeldlich im Spital ausgegeben worden.

Der Name, Stand, Alter, Umstände und Krankheit eines jeden, der im Spital aufgenommen ist, wird aufgeschrieben und in der Kanzley beygelegt. So werden auch die Kleider, Wäsche und Effecten, die er mit sich ins Spital brachte, aufgeschrieben und in Verwahrung genommen, um ihm solche bey erfolgter Genesung wieder zu verabfolgen. Für jeden, der im Spital stirbt, wird auf Kosten desselben eine Seelenmesse gelesen, und das Begräbniß besorgt. Die Gesundgewordenen bekommen im Bedürfungsfall noch ein neues Hemd mit auf den Weg.

Die Krankenzimmer sind hoch und geräumig, und die Betten stehen weit von einander ab, so daß im Durchschnitt auf jeden Kranken ein Raum von ungefähr 24 Quadratschuhen kömmt. Jedes Bett hat seine Nummer; zum Haupte desselben eine Tafel, welche zu Anmerkung verschiedener im Verlauf der Krankheit vorkommenden Umstände bestimmt ist, und worauf außerdem der Name des Kranken, der Tag seines Eintritts ins Spital, und, im Fall er in ein andres Bett gelegt worden, seine vorige Nummer aufgeschrieben wird; ferner noch eine kleinere am Fuß des Bettes hängende Tafel, worauf die tägliche Kost des Kranken angemerkt wird. Vor jedes Bett sind Vorhänge gezogen, doch so, daß selbiges über dem Kranken ganz frey und offen ist. Außer diesen Dingen gehört noch zu jedem Bett ein eigener Nachtstuhl, eine Leibschüssel, ein hölzerner Stuhl, ein Schlafrock und ein zinnernes Eß- und Trinkgeschirr. Man kann rechnen, daß jeder Kranker dem Spital täglich 11 Kreuzer, nämlich an Kost $6^1/_4$ und an Medikamenten $4^3{}_4$ Kr. kostet. Für jedes Bett würden also jährlich 66 fl. ausgegeben. Nach der durch mehrere Jahre bestätigten Erfahrung, daß der Aufenthalt jedes Kranken im Dreyfaltigkeitsspitale im Durchschnitt 20 Tage dauert, können in jedes Bett jährlich 18, und also in allen 70 Betten 1260 Kranke aufgenommen und verpflegt werden. So fand sich z. B. zu Ausgang des 1780sten Jahres, daß in selbigem 1265 Kranke ins Spital aufgenommen worden waren, welches ziemlich genau mit obiger Berechnung übereinstimmt. Alle siebenzig Betten werden also jährlich, ein Jahr ins andere gerechnet, dem Spital an Kost und Arzneien ohngefähr 6294 fl. 35 Kr. kosten.

Ich kann die Beschreibung dieses Spitals nicht beendigen, ohne mich noch mit einigen wenigen Worten über die besondern Vorzüge desselben, die es wohl nur mit sehr wenigen Krankenhäusern gemein hat, zu erklären. Ich finde selbige theils in der Bauart und Einrichtung der Zimmer, theils in der Abwartung der Kranken selbst. Das Gebäude steht in einer erhabnen und freyen Gegend, welche besonders den Ost- und Mittagswinden freyen Zutritt verstattet, und ringsherum keine hohen Gebäude und volkreiche Straßen zu Nachbarn hat. Die Zimmer sind hoch und geräumig, Fenster und Thüren, welche den Tag über beständig offen stehen, gros, und

[2]) Als das Dreifaltigkeitsspital 1753 in das Gebäude des Spanischen Spitals verlegt wurde, wanderte die aus früheren Zeiten übernommene Armen-Poliklinik mit ihm dorthin.

so angelegt, daß sowohl über den um das ganze Gebäude herumlaufenden Korridor vom Hofe herein, als auch von der Straße her durch die Fenster der Außenseite beständig neue gereinigte Luft durchstreichen kann, für deren Verbeßerung überdieß durch öftere Säuberung der Zimmer, fleißiges Sprengen mit Wasser und Räuchern mit Flammenfeuer gesorgt wird. Jeder Kranker steht weit genug von seinen Nachbarn ab, um nicht von ihrem genauern Anblick beunruhigt, und von ihren Ausdünstungen beschwert zu werden; und überhaupt ist die Menge der in jedem Zimmer stehenden Betten, nach Verhältniß ihrer Größe so klein, als sie nur ohne den Raum unnütz zu verschwenden seyn konnte. Es könnte vielleicht für eine Kleinigkeit angesehen werden, aber in der That ist es ein nicht unbedeutender und in wenig Spitälern anzutreffender Vorzug, daß jedes Bett seinen besonderen Nachtstuhl hat. Dieses ist sowohl in Rücksicht auf ansteckende Krankheiten, als auch andrer Ursachen wegen kein unerheblicher Umstand. Die Betten werden täglich gelüftet, und sowohl die Bettwäsche, als die Krankenwäsche, fleißig gesäubert und umgewechselt. — Ein andrer sehr wesentlicher Vorzug besteht in der Wahl der zur Wartung der Kranken bestimmten Personen. Sowohl die männlichen als die weiblichen Kranken haben Wärterinnen; und fast sollte ich glauben, daß die Erfahrung, daß das weibliche Geschlecht sich weit besser, als das männliche zu allen den kleinen bey der Krankenpflege nothwendigen Dienstleistungen schickt, und selbst durch jenen Trieb, der ihm die erste Wartung des neugebornen Kindes so angenehm macht, zur zärtlichern und sorgsamern Theilnehmung an den Leiden hülfloser kranker Menschen fähiger gemacht wird — daß, sage ich, diese Erfahrung auf jene kluge Anstalt der Stifter des Spitals keinen unbeträchtlichen Einfluß gehabt habe. Da ferner für 70 Kranke zehn Wärterinnen angestellt sind und mithin jede nicht mehr als 7 Kranke im Durchschnitt zu besorgen hat, so kann man sich um desto mehr in diesem Spital auf genaue Verpflegung der Kranken, auf Reinlichkeit und Ordnung gewisse Rechnung machen. — Der allerwichtigste Vorzug endlich besteht darin, daß der Arzt des Dreyfaltigkeitsspitals zu täglichen Besuchen der Kranken verpflichtet ist.[1]) Die Ursachen, warum dieses ein Vorzug ist, brauche ich nicht zu bestimmen, da sie schon durch gesunde Vernunft und Erfahrung genugsam bestimmt sind.

Da also in diesem Spital von so vielen Seiten für das Wohl der Kranken gesorgt ist, so wird man aufhören, sich darüber zu verwundern, daß der Aufenthalt jedes Kranken im Durchschnitt nur 20 Tage dauert, und zufolge der Sterblisten von 10 Jahren von 16 Kranken nur einer stirbt, wenn es sich hingegen im Bäckenhäusel und Kontumazspital, wo eine Menge Kranke in engen niedrigen Zimmern gedrängt beysammen liegen, wo auf mehr als 300 Betten nicht mehr Wärter als im Dreyfaltigkeitsspitale unterhalten werden, und wo der Arzt nur alle 2 bis 3 Tage die

[1]) Die ärztliche Pflege im Dreifaltigkeitsspital war einem Medicus primarius, einem Medicus secundarius, einem Medicus assistens, einem Chirurgus primarius und Chirurgus secundarius übertragen. Die Wartung der Kranken besorgten nebst den Krankenwärterinnen Studenten und Praktikanten der Medizin und Chirurgie; der reichlichen Dotation des Spitals entsprach auch die Einrichtung der Apotheke. — Das Unierte Spital, wie es nach der Vereinigung mit dem Spanischen genannt wurde, hatte 2 Primarärzte, 2 Sekundarärzte, 2 medizinische Assistenten und 4 Chirurgen zur Verfügung, außerdem leiteten 1—2 Ärzte die Armen-Poliklinik. Die Instruktionen für Ärzte, Beamte und Wartepersonal wurde bei Errichtung des Allgemeinen Krankenhauses vielfach benützt.

Visite macht, ganz anders verhält; so daß im Durchschnitt jeder Kranker im Bäckenhäusel 36 und im Kontumazhof 45 Tage bleibt, und in jenem von 6, in diesem aber von 5 einer stirbt.

Der gegenwärtige Arzt am Dreyfaltigkeitsspital ist Herr Professor Stoll.[1])

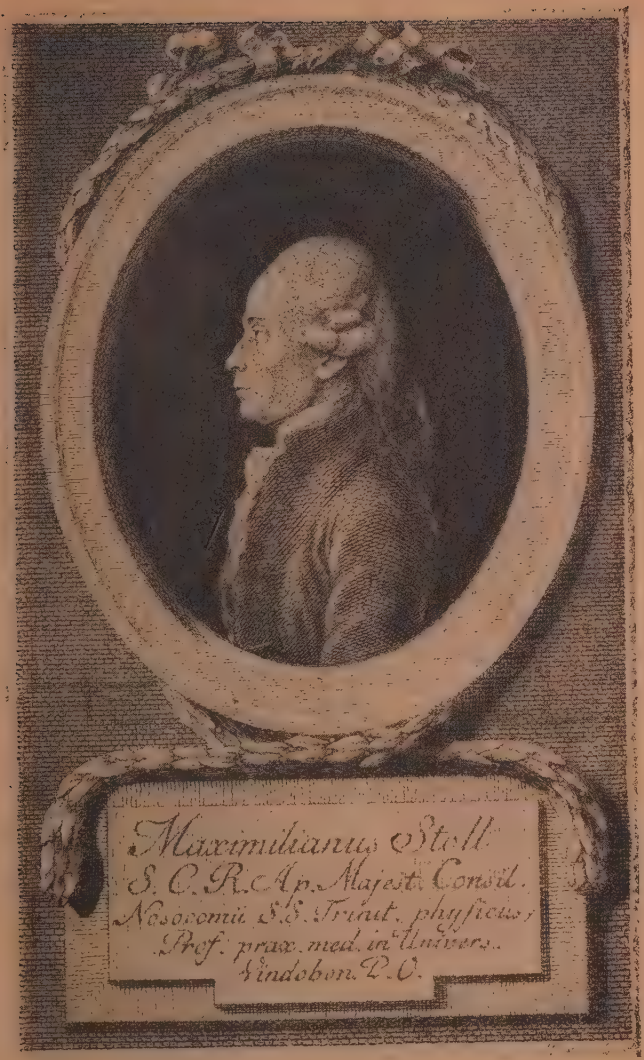
5. Medicinisch-praktische Lehrschule.[2])

In eben dem Gebäude, wo die zwey Hospitäler, die wir eben beschrieben haben, sich befinden, findet man auch noch die Medicinisch-praktische Lehrschule. Dieß Institut ward im Jahre 1754 auf Anrathen des verstorbenen Freyherrn van Swieten von der Kaiserinn Königinn zur Bildung junger Ärzte zuerst errichtet[3]), und bekam als praktischen Lehrer den durch seine Schriften bekannten Herrn Anton de Haen, den man aus Haag unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien rief. Diese

[1]) Stoll erhielt die Stelle durch Vermittlung seines Schwiegervaters Dr. Molitor Edl. v. Mühlfeld, welchen mit dem Präses der mediz. Fakultät Ant. v. Störck in freundschaftliche Beziehungen verknüpften.

[2]) In Stolls Schrift »über die Errichtung der öffentlichen Krankenhäuser« heißt es (S. 27): »Dieses vortreffliche Institut hat den vollen Beifall der Ausländer so sehr gewonnen, daß die Akademie der Wissenschaften in Paris erst neulich dem Könige eine Bittschrift überreichte, eine praktische Lehrschule nach dem dort weitläufig angerühmten Modell der Wiener Schule anzulegen.« Vgl. »Nouveau plan de Constitution pour la Médecine en France« (deutsche Übersetzung von Mederer, Prag und Leipzig 1791).

[3]) Die Wichtigkeit des praktischen Unterrichtes am Krankenbette hatte man in Wien sehr früh erfaßt, und es war den Studierenden empfohlen worden, sich in den letzten zwei Jahren an einen praktischen Arzt anzuschließen, um an seiner Seite Kranke zu besuchen. Bereits 1718 machte die medizinische Fakultät den Vorschlag zur Einführung des Unterrichtes am Krankenbette in Spitälern, doch wurde demselben keine Folge geleistet In einem Hofreskript vom 1. Mai 1744 ist bereits von einer neuen Professur und Anstalt für medizinische Übung am Krankenbette (praxis exercitatio clinica viva) die Rede, wo die Studierenden das Examinieren, Untersuchen, Besichtigen und Behandeln Erkrankter ad methodum Leidensem erlernen sollten.« Im Jahre 1747 bestimmten zwei Hofdekrete: »Die Professoren sollen ihre bereits gebildeten und vorzüglichen Schüler durch zwei Jahre in Spitäler und Armenhäuser führen, zwei bis drei Kranke vor die Hand nehmen und bei jedem die Schüler durch das Krankenexamen und Verordnen der Arzneien in die Kenntnis der Krankheiten und ihrer Heilung setzen.« Der definitive Entschluß, eine Klinik nach dem Leydener Muster in Wien einzuführen, ist in dem Hofreskript vom 7. Februar 1749 ausgesprochen (auf Grund des im Jänner d. J. von van Swieten überreichten Reformplanes). Die Errichtung der Klinik erfolgte 1753 im Bürgerspitale, wo für diesen Zweck zwei Zimmer, die sogenannten »Sebastiani- und Rochi-Stuben« ausgewählt wurden. De Haen bezog einen Jahresgehalt von 5000 fl., hatte freie Wohnung (mit Stallung für 6 Pferde) und erhielt den Hofratstitel.


Maximilianus Stoll
S. C. R. Ap. Majest. Consil.
Nosocomii S. S. Trinit. physicus,
Prof. prax. med. in Univers.
Vindobon. P. O.

Lehrschule hält gemeiniglich 12 Krankenbetten, deren die Hälfte für männliche, die andere Hälfte aber für weibliche Kranke bestimmt ist. Hier wird das Clinicum gelesen. Vormals war dieß kleine praktische Spital in dem sogenannten Bürgerspitale ohnweit dem Kärntnerthore einquartirt, wo der berühmte de Haen zugleich seine Wohnung hatte. Nach dem Tode dieses Lehrers ward diese Schule im Anfange des Jahres 1776 in das gemeinschaftliche Gebäude des Spanischen und Dreyfaltigkeitsspitals verleget, und Herr Professor Stoll, der Arzt am Dreyfaltigkeitsspital war, wurde zugleich als praktischer Lehrer an de Haens Stelle ernannt.[1]) Diese Lehrschule hat außer ihrem Lehrer noch zween sogenannte Assistenten, nemlich einen jungen Arzt und Wundarzt, die von der Wahl des praktischen Lehrers abhangen, und von dem Institute besoldet werden. Die Schule selbst wird aus der Kasse der milden Stiftungen unterhalten, der Lehrer aber aus dem Universitätsfundo besoldet.[2]) Der freye und unentgeltliche Zutritt, die offene Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Krankheiten, die Nachbarschaft des grössern Dreyfaltigkeitsspitals verdienen Aufmerksamkeit.[3])

---

[1]) Noch während der Krankheit de Haens, und zwar am 13. Mai 1776, trat Stoll zunächst als außerordentlicher Lehrer sein Amt in der Bürgerspitalklinik an. Erst nach dem Tode de Haens (3. September 1776), auf Grund eines kais. Hofdekretes vom 19. Oktober 1776, übersiedelte die Klinik im November d. J. in das Unierte Spital am Alsergrund.

[2]) Die Kosten der Klinik wurden seit Eröffnung derselben aus den Stiftungseinkünften des Dreifaltigkeitsspitals (Billiot-, Hofmann-, Kirchner-, Zenz-Stiftungen) gedeckt, während das Quartiergeld für den Professor seit 1769 der k. k. Universitäts-Kameralfonds zu zahlen hatte: Hauptsächlich aus dem Grunde, weil das Ärar den Miethzins von 1400 fl. an das Bürgerspital nicht länger zahlen wollte, wurde die Übersiedlung der medizinisch-praktischen Lehrschule in das unierte Spital angeordnet, wo Stoll schon als Physikus seine Wohnung hatte.

[3]) Eine Schilderung der Klinik unter Stoll hinterließ auch sein Schüler und spätere Professor in Prag Anton Sebald (Gesch. d. medicinisch-praktischen Schule an der Universität in Prag, Prag u. Leipzig 1796, S. 5—10). »Stoll übernahm nicht allein die Stelle eines Professors und Vorstehers der medicinisch-praktischen Schule, sondern auch eines Physikus im Dreyfaltigkeitsspital. . . . Er lehrte specielle Pathologie und Anwendbarkeit derselben am Krankenbette. Im Spital hatte Stoll freie Wohnung, zwey Zimmer für die Schule, eines zu Vorlesungen, und beträchtliche Säle, welche für das Dreyfaltigkeits-Spital bestimmt waren. In eben demselben Spital waren zwey geraume Zimmer für die chirurgisch-praktische Schule bestimmt. Fleißige Hörer konnten seinen Ordinationen und Beobachtungen im Spitale beiwohnen, in welches er sich nach jeder Spitalordination als Phisikus seine Kranke in

den angewiesenen Aufnahms-Zimmer wählte. Im ehemaligen Dreyfaltigkeits-Spitale, welches mit dem spanischen Spital in einem Raume enthalten war, wurden wöchentlich dreymal in einem bestimmten Zimmer Ordinationen von zwey dazu besoldeten Ärzten für nicht Bettliegerige gegeben. Dadurch entstand die Veranlassung, daß eine nicht geringe Menschenmenge sich jeden Ordinationstag einfand, aus welcher Professor Stoll eben so häufig als zweckmäßig wählen konnte. . . . Er hatte im Überfluß Kranke zu seinen praktischen Demonstrationen. Bei dem beträchtlichen Zusammenlauf von Menschen, welche sich im Aufnahms-Zimmer nach den Spitalordinationen täglich einfanden, hatte er die schönste Gelegenheit zur Auswahl; dadurch einen häufigen Anlaß die verschiedensten Krankheiten zu zeigen, Versuche und Leichenöffnungen zu machen und seine praktischen Betten zum Zentrum der merkwürdigsten Kranken zu bestimmen. Er nahm neben hitzigen und langwierigen Kranken-Schwangere, Kinder, chirurgische Kranke auf, und wo die Betten der Schule nicht hinreichten, dieß füllte er mit den Betten des Spitals aus; kurz, es kam kein wichtiger Kranker in seine Hände, von dem er nicht seinen Zuhörern Meldung machte, und er ließ keinen Kranken aus, der ihm von Wichtigkeit schien.« Der Wiener Kliniker Val. von Hildenbrand, ebenfalls ein Schüler Stolls sagt von ihm: Quae huius praestantissimi atque in emolumentum rei medicae nati Professoris laudes sufficientes exprimerent, desunt verba. Merita enim ejus et maxima sunt et plurima. Imprimis maximus hicce Vir, exemplo quidem Praeceptoris Ant. de Haen praelucente, peculiari quoque et propria praedilectione doctrinae Hippocraticae ac veterum studio exardebat. Raro simul oculati observatoris talento praedictus, eo modo contribuebat ad perficiendam experimentalem medicinam, ut Thomae Sydenhami Sectatoribus ac maximorum Observatorum numero adscribendus omnino esset. Peculiare porro meritum sibi legebat e Medicina simpliciori reddita. Simplicissimo enim adparatu ac plurimum vernaculo omnes morbos felicissime adgredi docebat ac compositionum fatuarum farraginem e praxi viriliter exterminabat. Virum huncce rarum insuper exornabant solidissima in theologicis, philosophicis ac philologicis scientiis eruditio, insolite comta dicendi ratio, admirabilis nec unquam torpens diligentia, animus nulla arrogantia elatus. (Rat. medendi, I, Vienn. 1809, cap. 1, pg. 2—3.)

II.

Von der Eröffnung des Allgemeinen Krankenhauses bis zum Wiener Kongress.

Nachricht an das Publikum über die Einrichtung des Hauptspitals in Wien.

Bei dessen Eröffnung von der Oberdirektion herausgegeben. Wien 1784.

Die Liebe für die allgemeine Menschheit, und Mitleiden gegen Unglückliche, denen ihre traurigen Umstände Hilfe und Beistand unentbehrlich, aber die Dürftigkeit sich dieselben selbst zu verschaffen unmöglich machen, haben Seine Majestät bewogen, mit Verschonung der öffentlichen Staatseinkünfte, aus ihrem Eigenen die öffentliche Anstalt zu unterstützen, welche unter der Benennung des Hauptspitals das allgemeine Krankenhaus, die Geburtshilfe, das Findlings- und Tollhaus und verschiedene Siechenhäuser vereinbaret; deren einige durch die vorsorgende Güte des Monarchen vom Grund erbauet, andere brauchbar hergestellt, und alle mit großem Aufwande ihrer Bestimmung nach eingerichtet worden.

Da die gestifteten Einkünfte dieser dem öffentlichen Mitleiden gewidmeten Häuser und selbst der Raum für die zahlreiche Bevölkerung der Hauptstadt und für den Zusammenfluss so vieler Fremden nicht zureichen würden, so sehr man es auch wünschte, jederman unentgeltlich aufzunehmen; da eine allgemeine unentgeltliche Aufnahme wenigstens von der Seite schädlich wäre, weil die auf eine zu große Menge vertheilte Hilfe nothwendig auf die Wartung und Verpflegung jedes Einzelnen einfließen, und wie es sowohl hier geschah, als in vielen Hauptstädten noch geschieht, dieselbe verringern und schlechter machen würde; da es endlich nicht billig ist, dass diejenigen, deren Umstände ihnen etwas zu bezahlen gestatten, dem öffentlichen Mitleiden zur Last liegen, und solches Wirklichdürftigen, für die es eigentlich bestimmt ist, entziehen; so hat man nebst der un-

entgeltlichen Hilfe für Wahrhaftarme, der minderdürftigen Klasse durch Festsetzung einer geringen Taxe, Erleichterungen zu verschaffen gesucht. In welcher Absicht in die Verpflegung der zu verschiedenen Bestimmung gewidmeten Häuser auch Leute für Bezahlung aufgenommen werden.

Überhaupt hat man getrachtet an Ärzten, Chirurgen, Geburtshelfern, Wehemüttern (Hebammen) und anderen nöthigen Personen die beste Wahl zu treffen, für wohl zubereitete Arzneien, gutes Bettgeräth und Kost zu sorgen, und dem Ganzen eine solche Gestalt zu geben, damit es den daselbst Aufgenommenen an derjenigen ordentlichen und liebreichen Pflege nicht fehlen möge, die mit dem wahren Endzwecke dieser menschenfreundlichen Anstalt übereinstimmt.

Es enthält eben dieselbe: I. das allgemeine Krankenspital, II. das Gebehrhaus, III. das Tollhaus, IV. die Siechenhäuser, V. das Findelhaus.

I. Allgemeines Krankenspital.

Die Bestimmung dieses Spitals, dessen Raum um 500 Bette vermehret ist, und nun gemächlich 2000 fasset, ist die Herstellung der Kranken, welche darin theils gegen Bezahlung, theils unentgeltlich aufgenommen und in 4 Klassen eingetheilt werden.

Erste Klasse: diejenigen, welche ein Zimmer für sich allein, und ihre eigene Bedienung haben wollen, für welche 40 abgesönderte Zimmer gewidmet sind. Die Bezahlung in dieser Klasse ist täglich 1 Gulden, und geschieht wöchentlich auf eine Woche vorhinein. Personen vom männlichen und weiblichen Geschlechte werden hier eingenommen.

Zweyte Klasse: in welcher mehrere Kranke in einem Zimmer zusamen, jedoch die Geschlechter abgesöndert sind. Die Bezahlung ist täglich 30 Kreuzer, welche gleichfalls vorhinein auf eine Woche geleistet werden muß. Für diese Klasse sind in den zween ganz abgesönderten Flügeln des hintern Hofes im obersten Stockwerke in einer guten, von den übrigen Kranken ganz abgesönderten Lage mehrere Zimmer. In diese beiden Klassen werden alle Gattungen von Krankheiten eingenommen, die langwierigen und unheilbaren allein ausgeschlossen. Die Kranken dieser beiden Klassen bekommen nebst der besondern eigenen Wartung feineres Leinenzeug und besseres Bettgeräth nach dem an Ende unter Nr. I angehängten Verzeichnisse. Das Verzeichniß Nr. 2 enthält die Speisordnung für diese Klassen. Nationalisten, die von der spanischen, niederländischen und wälschen Stiftung in das Krankenhaus gegeben oder sonst dahin eingenommen zu werden, einen Anspruch haben, kommen in die nämlichen Zimmer, und werden auf die nämliche Art behandelt.

Die dritte Klasse ist für diejenigen Armen beiderlei Geschlechts, welche derzeit Stiftungen geniessen, und in die Krankenpflege gegen dem übernommen

werden, daß von dem Tage ihrer Einnahme bis zu ihrer Genesung ihr Stipendium dem Hospitale zufällt.

Die vierte Klasse ist der unentgeltlichen Aufnahme derjenigen Personen gewidmet, die keine bemittelten Ältern, noch sonst eine Erwerbung haben, und deren Armuth von dem Pfarrer ihres Kirchenspiels und dem Armenvater durch Zeugnisse bestättigt wird. Geniessen diese Kranke etwas von dem Armeninstitute, so ist es billig, daß dieser Genuß, während der Zeit als sie hier verpfleget werden, der Krankenanstalt zufällt.

Menschenliebe und Billigkeit macht es Dienstherrn und Frauen zur Pflicht für den Dienstboten in seiner Krankheit zu sorgen, dessen Arbeit, so lang er gesund war, sie sich bedient haben. Diejenigen Diensthälter, denen es der enge Raum, oder sonst die Beschaffenheit ihres Hauses nicht gestattet, den kranken Dienstboten bei sich pflegen zu lassen, können ihn gegen tägliche 10 Kreuzer, davon die Bezahlung jedesmal auf eine Woche vorhinein zu leisten ist, in dem Spitale Aufnahme verschaffen. Wenn Diensthälter dem kranken Dienstboten zwar bei sich Platz zu geben, aber die Kösten der Arzneyen zu bestreiten, nicht vermögend sind, so wird demselben nach dem darüber beigebrachten Zeugnisse, aus dem Dreyfaltigkeitsspitalsinstitute, welches ebenfalls zu dem allgemeinen Krankenspitale gezogen wird, nicht nur die Arzney durch den hiezu bestellten Arzt und Chirurgen unentgeltlich verschrieben, sondern auch unentgeltlich abgereicht werden. Sollten aber Dienstherren oder Frauen durch Zeugnisse ihrer Pfarrer und Armenväter darthun können, daß sie für ihre kranken Dienstboten weder zu bezahlen, noch ihrer Lage und Umstände wegen sie bei sich zu behalten im Stande sind, dann werden diese kranken Dienstboten, umsonst in das allgemeine Spital aufgenommen werden.

Um die Wohlthätigkeit dieser Anstalt auch auf diejenigen zu erweitern, die, ohne durch ihre Krankheit bettlägerig zu seyn, dennoch der Hilfe des Arztes und Arzneymittel bedürftig, aber dieselben sich zu verschaffen zu arm sind, werden die unentgeltlichen Ordinationsstunden, sowohl von dem Medikus als den Chirurgen, wie vorhin in dem Dreyfaltigkeitsspitale zur Winterszeit um 8 Uhr, im Sommer um 7 Uhr früh, in dem grossen Hofe des allgemeinen Krankenspitals in einem eigens dazu bestimmten Saale gehalten werden; wohin nicht nur das arme Dienstvolk, sondern auch alle diejenigen, so ihre Armuth mit Zeugnissen von ihren Pfarrern und Armenvätern zu beweisen im Stande sind, zu kommen die Erlaubniß haben. Hier wird ihnen nach dem Erfodernisse ihrer Gebrechen entweder medizinische oder chirurgische Hilfe verschafft, umsonst ordinirt, auch die Arzney aus der allgemeinen Spitalsapotheke unentgeltlich gereicht werden.

Für die venerischen Kranken ist ein eigener ganz abgesönderter Platz eingeräumt, wohin keinem Fremden zu kommen, jemals gestattet wird. Kranke von beiden Geschlechtern können hier, ohne ihren Namen zu entdecken, mithin ohne Besorgniß von jemanden erkannt, oder sonst auf eine Art entdeckt zu werden, Hilfe und Heilung finden. Die Bezahlung ist ebenfalls nach den oben festgesetzten Klassen; wo dann auch diejenigen, welche 1 Gulden zahlen, in einem eigenen Zimmer von andern abgesöndert ihrer Herstellung pflegen können.

Es ist dafür gesorgt, daß die Wiedergenesenden beider Geschlechter ebenfalls von den übrigen Kranken gänzlich abgesöndert bleiben.

II. Gebehrhaus.

Die öffentliche Vorsorge bietet durch dieses Haus geschwächten Personen einen allgemeinen Zufluchtsort an, und nimmt, da sie die Mutter vor der Schand und Noth gerettet, zugleich das unschuldige Geschöpf in Schutz, dem diese das Leben geben soll.

In diesem Hause wird allen denen, welche zur Geburtshilfe und Wartung bestimmt sind, die Verschwiegenheit zur strengsten Pflicht gemacht, und ausser den nothwendigen Leuten, niemand, unter was immer für einem Vorwande eingelassen. Keine Person, die aufgenommen zu werden verlangt, wird um ihren Namen, und destoweniger um den Namen des Kindesvaters gefragt. Selbst auf den beinahe unmöglichen Fall, daß der Aufenthalt einer Weibsperson allhier ausgespäht werden sollte, wird von niemanden ein gerichtlicher Beweis angenommen, dergestalt, daß von Ältern oder Ehemännern, wenn sie keine anderen Proben haben, als dass eine Person in diesem Rettungsorte gewesen ist, aus diesem Grunde in keiner Klage ein rechtsgiltiger Beweis geführet werden kann. Die einzige Vorsicht, welche man vorzuschreiben, als unentbehrlich angesehen hat, ist, daß jede Eintretende ihren wahren Tauf und Zunamen auf einen Zeddel schreiben, und diesen Zeddel versiegelt dem Geburtshelfer zu zeigen hat. Dieser versiegelte Zeddel bleibt jedoch in ihren Händen, doch wird darauf auswärs der Numer des Zimmers und Bettes, so sie bekömmt, bemerket. Bei dem Austritte nimmt sie diesen Zeddel uneröffnet wieder mit sich hinweg. Nur auf den unglücklichen Fall, daß sie stürbe, bleibt er zurück, damit das Gebehrhaus allenfalls ihren Angehörigen ein Zeugniß über ihren Tod ausstellen könne. Übrigens haben die hieher ihre Zuflucht nehmenden Personen die Freyheit mit Larven, verschleyert, und überhaupt so unkennbar als sie immer wollen, in dem Augenblicke, wo sie schon an der Geburtszeit sind, dahin zu kommen, oder längere Zeit vorher einzutreten, sich nach ihrer Geburt sogleich zu entfernen oder länger zu verbleiben; sie können das gebohrne Kind mit sich hinwegnehmen, in eigne von ihnen selbst gewählte Kost geben, oder durch den Akouscheur in das Findelhaus überbringen lassen, alles, nachdem sie es ihren Umständen und Absichten auf eine oder andere Art zuträglicher finden. Der Zugang zu dem Gebehrhause ist entweder durch die grossen Höfe des allgemeinen Spitals, oder durch das neue Gässel, so zwischen der Kasserne und dem Spitale eröffnet werden, oder durch die erweiterte Gasse, so von dem ehemaligen Schwarzspanierkloster, längst dem Kirchhofe und der Kasserne zum Spitale führt, von welcher Seite auch mit Wägen zugefahren werden kann. Das Thor daselbst ist beständig gesperrt, bei demselben aber ein eigener Thorsteher angestellt. Man läutet an dem Thore, oder meldet sich bei diesem Thorsteher, zu welcher Stunde des Tags oder Nachts man will, und erhält durch ihn nach der Bezahlung, die man leistet, den Platz angewiesen.

Dieses Gebehrhaus besteht in drey von einander abgesönderten Theilen, welche mit dem Krankenhause selbst in keinem Zusammenhange stehen. Niemand aus diesem kann auf irgend eine Art in das Gebehrhaus sehen. Noch weniger haben die Gebehrenden das mindeste von der Ausdünstung der übrigen Kranken zu befürchten.

Der erste Theil des Gebehrhauses besteht in zwölf einzelnen Zimmern. Eine Person, so daselbst in geheim niederkommen, und nach der

Geburt bald wieder sich aus dem Hause entfernen will, die also keinen ganzen Tag sich darin aufhält, zahlt für alle ihre geleistete Hilfe mehr nicht als 4 Gulden. Diejenigen, welche, es sey vor oder nach der Geburt einige Zeit in einem dieser abgesönderten Zimmer verbleiben wollen, zahlen täglich 1 Gulden, wofür sie Kost und Wartung, Arzney und die Taufe des Kindes unentgeltlich haben. Wollen sie ihr Kind in einem Findelhause versorgt haben, so bezahlen sie dafür 24 Gulden. In diese einzelnen Zimmer hat unter was immer für einen Vorwand niemand, weder selbst der Medikus oder Verwalter des Hauses zu kommen. Dem Akouscheur und der nöthigen Hebamme, und dieser nur, wann eine Person sich nicht von dem Akouscheur selbst wollte bedienen lassen, dann den eigens dazu angenommenen Krankenwärterinnen muß der Eintritt nothwendig frey seyn, welche sämmtlich aber, wie schon gesagt worden, bei Verlust ihres Dienstes und strenger Strafe zum genauesten Stillschweigen verpflichtet sind. Indessen, da diese Entfernung fremder Personen nur die Vorsorge für die dahin kommenden Personen zum Grunde hat, so hat jede Kindesmutter die Freyheit auch denjenigen Arzten oder Geistlichen aus der Stadt zu verlangen, zu dem sie Zutrauen hat, und wird keiner vom Hause bei ihr erscheinen, wenn sie ihn nicht begehrt. Allenfalls kann sie auch ihren eignen Dienstboten mitbringen, für welchen sie die Kost, so sie bei dem Trakteur nach Belieben besprochen wird, zu bezahlen hat. Damit aber ein solcher Dienstbot im Hause nicht gesehen, und dadurch etwas verrathen werde, wird demselben die Kost auf das Zimmer bringen zu lassen die Anstalt getroffen werden. In diesem Gebehrhause ist auch eine Kapelle vorhanden, wo die Kindbetterinnen ungesehen Messe hören, und die Kinder gleich nach der Geburt getauft werden können. Wie diese Personen unwahrgenommen in das Haus gekommen sind, eben so können sie auch sich unangesehen und unkennbar daraus wieder entfernen. Auf Verlangen wird ihnen gegen Bezahlung auch ein Lehenwagen herbeigebracht.

Die zweyte Abtheilung besteht in sechs Zimmern, in deren jedem einige Betten gemächlich stehen können. In diesen Zimmern befinden sich zwar, nach der Zahl der Bette mehrere Personen zusamm, jedoch so, daß die Schwangern und die bereits Niedergekommenen abgesondert eingetheilt sind, und ebenfalls niemand Fremder, weder ein Praktikant noch eine angehende Wehmutter dahin zu kommen, Erlaubniß haben. Die Meldung zur Aufnahme hieher ist gleichfalls bloß bei dem Akouscheur auf die Art, wie oben gesagt worden. Wenn eine Person nur zum Gebehren dahin kömmt, zahlt sie 3 Gulden, wovon alles Nöthige bestritten wird. Bei längerem Aufenthalte ist für den Tag 30 Kreuzer. Wenn Weibspersonen, um ihre Schwangerschaft zu verbergen, früher in das Gebehrhaus kommen, so können sie entweder mit selbst gewählter Handarbeit sich etwas verdienen, oder sie werden vom Hauptspitale mit einer solchen Arbeit verlegt, die ihren Umständen angemessen ist, und die sie leicht in ihren Zimmern verrichten können. Auch hier steht einer jeden frey das gebohrne Kind mitzunehmen, und in eine eigens gewählte Kost zu geben, oder solches durch den Akouscheur um die halbe Taxe zu 12 Gulden in das allgemeine Findelhaus überbringen zu lassen.

Die dritte Abtheilung besteht in 8 grossen theils für Schwangere, theils für Kindbetterinnen gewidmeten Zimmern. Hier werden alle Personen, ebenfalls ohne einige Frage oder Untersuchung aufgenommen, zahlen überhaupt täglich nur 10 Kreuzer, und werden, um sich im Hause etwas verdienen zu können, durch

die darin getroffene Vorsorge mit Arbeit versehen. Weibspersonen, die ganz hilflos, und von allen Mitteln entblößt sind, und ihre Armuth durch Zeugnisse von ihren Pfarrern und Armenvätern darthun können, werden hier umsonst aufgenommen; nur wird ihnen von dem allgemeinen Spitale eine ihren Umständen angemessene Arbeit vorgelegt, welche sie für die ihnen in dem Hause angebotene Hilfe unentgeltlich verrichten müssen. Zu dieser letzten Klasse und ihrer Niederkunft allein werden Praktikanten in der Geburtshilfe, und junge Hebammen, um in dieser Kunst mehrere Geschicklichkeit und Übung zu erhalten, zugelassen.

Die unentgeltlich aufgenommenen Personen sind, wenn sie tauglich befunden werden, schuldig, dem Findelhause als Saugammen gegen ihnen gegebene Verpflegung zu dienen, und wenn sie sich gut betragen, gegen eine bei dem Austritte, je nach dem sie länger oder kürzer als Saugammen gebraucht worden, abgereichte Belohnung. Die Vorsicht wird jedoch allemal genommen werden, keine Person zum Stillen der Kinder anzuhalten, deren Gesundheit dadurch leiden würde. Für die krankwerdenden Kindbetterinnen oder Schwangern ist in dem Gebehrhause ein eignes grosses Zimmer gewidmet Hier können sie abgesöndert von allen übrigen ihre Heilung abwarten: alle andern sind durch die Absönderung von der Ansteckung der Krankheiten gesichert. Diejenigen, so vielleicht mit venerischen oder auch anderen Krankheiten behaftet sind, werden nach ihrer Niederkunft in das allgemeine Spital übersetzt, und aus diesem nicht eher entlassen, als bis sie vollkommen hergestellt sind.

III. Tollhaus.

In diesem Gebäude wird in der ersten Klasse täglich 1 Gulden, in der zweyten täglich 30 Kreuzer gezahlt. Umsonst werden eingenommen: die Gestifteten, deren Stipendium dem Hause zufällt; weiters Wahnwitzige aus der Klasse derjenigen, welche bei dem allgemeinen Krankenhause, mit 10 Kreuzern, oder unentgeltlich aufgenommern werden. Für Geistliche, welche das Unglück haben, wahnwitzig zu werden, sind bei den barmherzigen Brüdern Zimmer bestimmt, daher sie der Aufnahme in dieses Haus nicht bedürfen. Für die ganz ruhigen Wahnsinnigen wird das sogenannte Lazarethgebäude zugerichtet werden.

IV. Siechenhäuser.

Zu Siechenhäusern sind in Wien der Alsterbach, der Sonnenhof, der kollonitzische Garten und lange Keller gewidmet; dann sind solche Häuser auch in Ybs und Mauerbach. Die eigene Bestimmung dieser Häuser ist, allen eckelhaften, preßhaften, und von der Generalspitalsdirektion für unheilbar erkannten Personen ein Unterkommen zu verschaffen, und sie dem Anblicke des Publikums zu entziehen. Abgesönderte Zimmer können Preßhaften dieser Art nicht eingeraumet werden; im übrigen ist ihre Aufnahme dahin, wie in das allgemeine Krankenhaus, gegen Bezahlung von 30 und 10 Kreuzern, mit Dahinziehung ihrer Stipendien oder Armenportionen, wofür sie nach Verschiedenheit der Bezahlung mit Kost, Wohnung, Arzney, und allen übrigen Nothwendigkeiten versehen werden. Diejenigen, welche bei ihrem Eintritte in die Siechenhäuser ihre Stipendien oder Armenportionen behalten, haben sich, wie bisher üblich war, selbst zu verpflegen; und erhalten nur Zimmer, Bett, Licht, Arzney und Beheizung unentgeltlich.

Da dieses Spital, mit seinen Untertheilungen, dem Krankenhause, dem Gebehrhause, dem Tollhause, und den Siechenhäusern der Menschenliebe überhaupt gewidmet sind, so werden auch nach den vorausgehenden Klassen und Bedingnissen alle Hilfbedürftigen ohne Unterschied der Religion dahin aufgenommen, und denselben, nach Verschiedenheit der Glaubenslehre Popen und Pastoren zugelassen, welche jedem Kranken nach seiner Religion, ohne Einschränkung und Hinderniß beistehen, und das Abendmahl reichen können. Den zum Beistande, Besorgung und Bedienung der Kranken angestellten Aerzten, Chirurgen, Geburtshelfern, Wehmüttern, Beamten und Wärtern ist eine anständige liebevolle Begegnung auf das schärfste eingebunden, und besonders den Krankenwärtern, die für ihre Dienste gut und hinreichend bezahlt sind, nicht nur unter keinem Vorwande von den Kranken etwas zu fodern, sondern auch anzunehmen untersagt. Sollte daher wider Vermuthen jemanden unanständig begegnet, oder von den Wärtern zu einer Geldschneiderey oder Betteley Anlaß genommen werden, so bietet sich täglich die Gelegenheit an, es dem bei der Ordination erscheinenden Medikus oder den Chirurgen in der Stille zu melden, welche nach ihrer Anweisung davon sogleich dem Oberdirektor Anzeige machen werden. Die Untersuchung wird, ohne die Person, welche die Klage angebracht zu nennen, vorgenommen; und man darf sich überzeugt halten, daß der Schuldigbefundene nicht nur mit der Entlassung, sondern auch nach Maß der Umstände schärfer wird bestraft werden.

V. Findelhaus.

In dieses Findelhaus werden Kinder armer Aeltern unentgeltlich, diejenigen, deren Aeltern einiges Vermögen haben, gegen eine mässige Bezahlung eingenommen, denn, da die Fonds des vereinigten Waisen und Findelhauses der Stadt Wien, alle Findlinge unentgeltlich aufzunehmen, nicht hinreichend sind, so vereiniget sich hier die nothwendige Unterstützung einer der unentbehrlichsten Anstalten mit der Gewissenspflicht der Väter und Mütter für ihre Kinder, wenn nicht öffentlich, wenigstens in geheim zu sorgen. Aber um ihnen die Erfüllung dieser Pflicht in etwas zu erleichtern, sind die Beiträge geringer gemacht, und, da vorhin für ein saugendes Kind die ganze Taxe mit 30 Gulden zu bezahlen üblich war, diese nun auf 24 Gulden herabgesetzt worden.

Nr. 1.

Verzeichnis der Bettgeräthschaften.

Ite Klasse: Erhält einen Strohsack sammt Küssen, eine roßhärrene Madraze sammt Küssen, zwey feine Betttücher, einen kleineren Kopfküssen.

Zur Winterszeit.

Eine kannefassene Bettdecke, mit Baumwolle abgenäht.

Im Sommer.

Eine sogenannte Hallinerdecke.

Diejenigen, so täglich 1 fl. bezahlen, mithin ein Zimmer für sich allein haben, bekommen noch Vorhänge an ihre Bette; auch wird die erste und zweyte Klasse mit feinen Servietten, und Handtüchern versehen, und auf Zinn gespeiset; Leinwäsche, Schlafröcke, und Pantofel müssen sie, wie vormals im spanischen Spitale, selbst mitbringen, und das Wäscherlohn bezahlen.

2te Klasse: Erhält alles, gleich der ersten, die Vorhänge an den Betten allein ausgenommen.

3te und 4te Klasse: Einen Strohsack sammt Küssen, zwey Betttücher, einen Kopfküssen, mit Roßhaaren gefüllt.

Diesen Kranken werden auch vom Universalspitale Hemder, Schlafhauben, Strümpfe, Pantofel, Schnupftüchel; den Männern Beinkleider, und Schlafröcke, den Weibern Korsette, Röcke und Halstüchel gereichet.

In diesen Klassen haben die, welche täglich 15 Kreuzer bezahlen, Betttücher, Hemder, Strümpfe etc. von feinerer Gattung; auch ist das Speisgeschirr von besserer Eigenschaft. Wenn es der Fall fodert, bekommen beide Klassen noch einen Küssen mehr.

Nr. 2.

Speisordnung

Für diejenigen, so 10 Kreuzer des Tages, oder nichts bezahlen.

Kranken, so nur Fleischbrühe geniessen dürfen, wird dieselbe des Tages, so oft sie der Arzt verordnet, abgereicht.

Schwache Portion.

Früh, eine Schale Fleischbrühe.

Mittags, Trinkpanatel.

Nachmittags, wenn es vonnöthen, Fleischbrühe.

Abends, Suppe mit Brodschnittel, oder Panatel.

Viertelportion.

Früh, eine Schaale Brühe.

Mittags, Suppe mit Reis, oder eingekochter Mehlspeis, Obst, oder grüne Speis.

Abends, Panatel, gerollte, oder geriebene Gerste.

Für $^1/_2$ Kr. Semmel des Tags.

Drittelportion.

Früh, Fleischbrühe.

Mittags, Suppe mit Reis, oder Mehlspeis, $1^1/_2$ Vierting Kalb oder Lammfleisch in einer Brühe, Zugemüs, oder Obstspeis.

Abends, Panatel, oder eingekochte Mehlspeis für 3 Pfennige Semmel.

Halbe Portion.

Früh, Fleischbrühe.

Mittags, Suppe mit Reis, oder Mehlspeis, fünfmal die Woche $1^1/_2$ Vierting Kalb oder Lammfleisch mit Brühe eingemacht; zweymal die Woche Lungenmus, oder eingeschnittene Lunge.

Abends, Suppe mit Gerste, Reis oder Mehlspeis, Obst oder grüne Speis; zweymal die Woche geschnittene Kuttelflecke, wenn es die Krankheitsumstände zugeben, für 1 Kr. Semmel.

Ganze Portion.

Früh, Einbrennsuppe mit Brodschnittel.

Mittags, Suppe mit Gerste, Reis, Gries, oder Mehlspeis; $1^1/_2$ Vierting Rindfleisch, Zugemüs.

Abends, alle Tage Suppe, wie bei der halben Portion; Sonntag, Dienstags, und Donnerstags Kuttelflecke, oder eingeschnittene Lunge, oder Lungenmus; Montags, Freytags Zugemüs, oder Obstspeis; Mittwoch und Sonntags Lungenstrudel, Gries- oder Leberknödel; für 1 Kreuzer weisses Brod.

Sollte für einige Kranke diese Portion Brod nicht hinreichend seyn, so wird auf Verordnung des Arztes mehr abgereichet werden.

Kranke, welchen Weinsuppe oder Milchspeise zuträglicher als Fleisch sind, werden sie bekommen.

Denen, so die ganze Portion geniessen, wird auf Verordnung, und Erlaubniß des Arztes Bier, oder Wein, die Maaß für 8 Kr. gegeben.

Für die, welche monatlich fünfzehn Gulden bezahlen.

Schwache, Viertel, Drittelportion, wie bei den obigen.

Halbe Portion.

Früh, Suppe mit Brodschnittel.

Mittags, Suppe mit Reis, oder Mehlspeis; $1^1/_2$ Vierting kälbernes, oder lämmernes Eingemachtes, Zugemüs.

Abends, Suppe mit Mehlspeis, Sonntags und Mittwochs $1^1/_2$ Vierting Eingemachtes; Dienstags und Donnerstags Suppe mit Mehlspeis; kälbernes, oder lämmernes Peischel. Montags, Freytags und Samstags Semmel, oder Griesknötel, Lungenstrudel, Obst oder grüne Speis.

Ganze Portion.

Früh, Suppe mit Brodschnittel.

Mittags, Suppe mit etwas Eingekochtem; $1^1/_2$ Vierting Rindfleisch, grüne Speis, $1^1/_2$ Vierting Eingemachtes, oder Gebratenes.

Abends, wie die halbe Portion.

Die Portion Brod, wie bei den Nichtszahlenden; nur daß bei der ganzen Portion Semmel abgereichet werden.

Der Wein ist die Maaß für 10 Kr.

Für die täglich einen Gulden Bezahlenden.

Schwache, Viertel, Drittel, halbe Portion, wie bei den vorhergehenden.

Ganze Portion.

Früh, Suppe mit Brodschnittel.

Mittags, Suppe mit etwas Eingekochten; $1^1/_2$ Viertings Rindfleisch, grüne Speis, $1^1/_2$ Vierting Eingemachtes; Gebratenes.

Diesen wird nach Thunlichkeit mit Hühnlein statt Kälbernen und Lämmernen, und bei der Obstspeise mit Weichsel, Kirschen u. d. g. abgewechselt werden.

Abends, wie bei denen mit 15 fl.

Der Wein die Maaß für 16 Kr.

Aus »Joh. Alexanders v. Brambilla's Rede, die er bey der Eröfnung der neuen k. k. medizinisch-chirurgischen Akademie 1785 gehalten hat«. [1])

Josephus II. Augustus, Hic Primus.

»Unter den vielen unsterblichen Denkmalen, durch welche sich die Regierung unsers allergnädigsten für die Glückseligkeit seiner Staaten unabläßig beschäftigten Monarchen auszeichnet, ist dieses prächtige in Absicht auf das Wohl der leidenden Menschheit errichtete Gebäude gewiß eines der herrlichsten. Nicht nur der kranke Soldat findet hier einen sichern Zufluchtsort, sondern es wird auch darinn allen Jünglingen, die sich der Heilkunde widmen wollen, ein weites Feld eröfnet, in welchem sie dieselbe nach den bewährtesten Grundsätzen erlernen, und darinn den bestmöglichsten Grad der Vollkommenheit erreichen können. — — —

Wundarzte übergeben zu haben scheint, um denselben in seiner ganzen Bildung zu erhalten.

Niemand wird in Abrede stellen können, daß unter allen zur Heilkunde gehörigen Teilen die Chirurgie in Ansehung des Alters den ersten Rang behauptet, weil sie äußerst nothwendig ist; auch wird man zugeben müssen, daß sie sehr schwer zu erlernen sey, weil sich ihr Gebiet so zu sagen ins Unendliche erstreckt, und endlich kann man ihr auch nicht das



Angenehme absprechen, weil ihre Art zu heilen auf den sichersten Gründen beruht.

Wenn wir den Ursprung der Wundarzneykunst entdecken wollen, so müssen wir auf jene Zeiten zurückgehen, wo der erste Mensch sein Daseyn empfangen hat. . . . die einfache und mäßige Nahrung in den ersten Zeiten; der damals noch unbekannte Hang zu Ausschweifungen; die Weichlichkeit, so wie unmäßiges Venusspiel, konnten freylich den Körper noch nicht an einem seiner innerlichen Theile beschädigen oder das

Gemüth entkräften; inzwischen ist es aber doch sicher, daß die Wundarzney schon den ersten Menschen nothwendig gewesen. Bey der Geburt der Kinder Adams mußte schon die Trennung der Nabelschnur vorgenommen werden. Die Ermordung Abels und noch andere Vorfälle von äusserlichen Verletzungen, von welchen die heilige Schrift redet, beweisen hinlänglich das Alterthum der Wundarzney. So viel wir aus besagter heiliger Schrift wissen, so hat Tubalkain zuerst die Kunst erfunden, Erz und Eisen zu bearbeiten, woraus er nicht nur Hausgeräth, sondern auch Instrumente verfertigte, deren man sich bey gewissen Krankheiten zum Brennen bediente. Er war auch der Erfinder einiger Maschinen, womit man Beinbrüche einrichten konnte. Man darf nur die Geschichte der Patriarchen durchgehen, so wird man finden, daß auch sie die Wundarzneykunst ausgeübt haben. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Chiron, von dessen Namen das Wort Chirurgie hergeleitet wird, und welcher mehr als tausend Jahre vor Christi Geburt lebte, war der erste, der die Kunst methodisch trieb. Vor ihm war die Kunst blos empirisch. . . . Eskulap war in der Heilkunst sein Schüler, und diese beyden berühmten Männer wurden damals so hoch geschätzt, daß man ihnen göttliche Ehren erwies. . . . Dieser letztere gab auch selbst mehreren großen Feldherrn in der Phisik und Heilkunde Unterricht. Z. B. dem Achilles, dem Jason, dem Herkules. — — — —

Ungefähr 500 Jahre nach Chiron, und 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung erschien nun der unsterbliche Hippokrat. — — — — Dieser Heerführer aller nachfolgenden Ärzte kurierte innerliche und äußerliche Krankheiten, wie es bey seinen Vorgängern üblich war, und welche Gewohnheit von den Ärzten bis ins XIV. Jahrhundert beybehalten wurde. . . . Der berühmte Kommentator hippokratischer Schriften Galen war Chirurg, und legte sich so wie alle seine Vorgänger zugleich auf die Ausübung der diätetischen Heilkunde; ja kein einziger Arzt konnte damals Rechnung darauf machen, berühmt zu werden, noch weniger konnte er sich aber was verdienen, wenn er nicht auch zugleich in der Wundarzney geübt war; denn ohne diese würde kein Mensch einiges Vertrauen auf ihn gesetzt haben. — — — — — — — — — — — — — — — —

Die allersten Lehrer in der Heilkunst waren ohne Widerspruch Medico-Chirurgi, und wiewohl sie unter den Theilen, aus welchen die ganze Heilkunde bestand, keinen Unterschied machten, so scheint es doch, daß alles, was sie zum Lob der Chirurgie geschrieben haben, so angesehen werden könnte, als wenn sie eben diesem Theile, den sie vor andern angerühmt haben, auch einen Vorzug einräumen wollten. — — — — Aus dem fließt also nothwendiger Weise, daß die diätetische Heilkunst eine Tochter der chirurgischen sey, wiewohl solches einige durch schwache Schlüsse Irregeführte nicht zugeben wollen. Es können sich Fälle ereignen, wo Patienten, die an einer innerlichen Krankheit darniederliegen, eine Zeitlang die Arzneymittel ohne merklichen Schaden entbehren, oder auch gar ohne alle Arzney gesund werden können; das lehrt uns die tägliche Erfahrung. Allein ein Mensch, der einen Arm oder Fuß gebrochen hat, dem die Hirnschalknochen eingedrückt sind, oder in dessen Kopfe sich Blut ergossen hat, ein solcher kann gewiß den Beystand eines Wundarztes nicht lang entbehren. . . . Wir wissen ferner, wie wenig die diätetische Heilkunde in schweren Krankheiten ohne chirurgische Beyhilfe vermag, so daß öfters die Ärzte die Genesung eines schwer erkrankten nur durch die Wundarzney bewirken können. Mit dieser hingegen hat es eine ganz andere Bewandniß, so zwar, daß sie auch in den verwickeltsten Fällen der innerlichen Heilkunde nicht bedarf. — — — — In den älteren Zeiten war ein Arzt, der nur blos innerliche Krankheiten kurirte, ein Unding; im Gegentheil waren die Chirurgen unter dem Namen der Ärzte sehr wohl bekannt, man zog medizinische Wundärzte zu Rate; selbst Plato wollte in seiner Republik keine andern als solche haben. Johann Riolan ein Pariser Arzt, beruft sich in irgend einer Vorrede, wo er von der Wichtigkeit der Chirurgie spricht, auf den Plato, und drückt sich so aus: Plato, sagt er, in suam Rempublicam non alios medicos quam chirurgos admisisse dicitur, quia existimavit, solam medicinam esse chirurgicam et internam. Erst zu den Zeiten des Papstes Innocenz III. kamen solche Ärzte vor, die sich nur mit der Heilung innerlicher Krankheiten beschäftigten. . . . Da nämlich wurde im Jahre 1215 auf der Lateranensischen Kirchenversammlung durch ein Dekret verordnet, daß keiner von der Klerisey in Zukunft

es mehr wagen solle, Todte zu zergliedern oder an einem Lebenden irgend eine chirurgische Operation, bey welcher man sich eines eisernen Instruments oder des Feuers bedienen müßte, vorzunehmen. Von dieser Zeit also legten sich einige desto eifriger auf die diätetische Heilkunst, weil sie sich dadurch eine bequemere Lebensart zu verschaffen glaubten; denn vors erste war dieses Studium minder beschwerlich, weil es nur im bloßen Nachdenken bestand, und zweytens waren dabey weder eine solche Entschlossenheit noch so mannigfaltige Kenntniße, als vorhin, erforderlich. Einige Vergleichungen zwischen der diätetischen und chirurgischen Heilkunst werden alles besser aufklären. Der Ursprung der ersten fällt in das Jahr 1215; der von der Chirurgie fängt dort an, wo der erste Mensch erschaffen wurde. — Blos der Hang zur Bequemlichkeit reizte die Menschen an, sich auf die diätetische Heilkunst zu verwenden; zur Wundarzney hingegen wurden sie durch die unvermeidliche Nothwendigkeit angespornt. — Die Erdbürger können zwar ohne die diätetische Heilkunst leben; aber ohne die Chirurgie können sie nicht bestehen. — — — — — — — — — — —

Hippokrat hat aus keiner andern Ursache den Namen des ersten Arztes verdient, als weil er der Hersteller der Heilkunst im ganzen Umfange war. Er war allzeit ein großer Arzt, und wird es auch blos deswegen bleiben, weil er ein großer Chirurgus war. Aus diesem erhellet also, daß die Chirurgie allen andern Theilen der Heilkunst ein Licht angezündet hat, und es darf niemand befremden, wenn jene Ärzte, die keine Kenntniß von der Chirurgie haben, bey ihren Kuren entweder keine, oder doch sehr geringe Fortschritte machen. — — — Es haben zwar einige theoretische Ärzte verschiedene zur Heilkunst gehörige Gegenstände sehr gelehrt ausgearbeitet, allein in der Ausübung selbst waren sie nichts weniger, als glücklich. Woraus wir nicht anders schließen können, als daß, wenn man ihre auch noch so sehr in die Augen fallende Theorie nach den Erfahrungen abwiegen wollte, solche doch irrig und chimerisch würde befunden werden; folglich kann auch niemand die diätetische Arzney mit mehrerem Glücke ausüben, noch sich einige Achtung erwerben, als derjenige, der genau mit der Chirurgie bekannt ist, ohne welche es nicht möglich ist, sich von den im menschlichen Körper verborgenen Übeln einen

klaren Begrif zu machen. — — — — Will also jemand ein Arzt oder Chirurgus werden, so muß er sich in beyden Fällen die Heilkunde in ihrem ganzen Umfange bekannt machen; denn so wie keiner ein Arzt seyn kann, der nicht die Chirurgie versteht, so verdient auch im Gegentheil kein Wundarzt diesen Namen, wenn er nicht die Medizin aus dem Grunde studiert hat. . . . Wenn es mir erlaubt ist, offenherzig meine Gedanken über die innerliche Heilkunst zu äußern, so behaupte ich, und hoffentlich werden alle mit mir übereinstimmen, daß sie ihrer Natur nach meistens nur auf Muthmassungen beruhet, so, daß auch der geschickteste Arzt sehr oft sich selbst betrügt, und auch betrogen werden kann. In der Chirurgie hingegen geht man überall viel sicherer zu Werke. Man darf aber nicht glauben, als wenn das chirurgische Studium für sich betrachtet darum so leicht wäre; denn nebst dem, daß der Chirurgus alles das wissen muß, was von einem Arzte gefordert wird, so muß er auch noch sehr viele Dinge verstehen, deren Kenntniß dem Arzte unnütz seyn würde. — — — —

daß ich es über mich nehmen darf zu behaupten, daß letztere ohne die Chirurgie beynahe unnütz sey.

Inzwischen kann man die Achtung und das Ansehen, in welchem die Chirurgie steht, aus nichts besser erkennen, als wenn man diejenigen betrachtet, welche sich darin ausgezeichet haben. Es ist wahr Hofmann hat über den Mangel an solchen Männern Klage geführt. Es wird aber ganz begreiflich, wenn man bedenkt, daß ehemals weder die Regenten, besonders in Deutschland, der Chirurgie durch gute Anstalten aufzuhelfen gesucht, noch sich andere Gelegenheiten dargeboten haben, große Fortschritte in dieser Kunst zu machen; allein, nachdem Joseph diese so nützliche als nothwendige Kunst einer vorzüglichen Achtung gewürdigt hat, bleibt uns weder in Ansehung der Hülfsmitteln, noch der äussern Zierde etwas mehr zu wünschen übrig. — — —

Solchen Leuten vertraute man nun die Gesundheit und das Leben von mehr als hundert tausend Menschen an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

... Spitäler, die doch sonst ein weitläufiges Feld darbieten, praktische Kenntnisse zu sammeln, hatte man in Österreich entweder gar keine, oder ihre Einrichtung war wenigstens so elend beschaffen, und ihrem Endzwecke so wenig angemessen, daß selbst die dürftigsten Leute nicht aufgenommen werden konnten. Zur höchsten Noth waren einige kleine Krankenhäuser da, worinn man eine solche Menge aufeinander gehäufter Kranken sah, daß hiedurch der Dunstkreis in den Zimmern vergiftet wurde, so zwar, daß diejenige, die hineinkamen, mehr das Grab, als einen Zufluchtsort gewählt zu haben schienen, weil die Luft, ohne welche der Mensch nicht leben kann, in diesen Behältnissen von den faulen Ausdünstungen gleichsam geschwängert, die Krankheiten entweder verschlimmern oder den Tod befördern mußte.

Ich habe nicht einmal, sondern sehr oft Sr. Majestät die dringendsten Vorstellungen dagegen gemacht, wenn allerhöchst dieselben solche Örter besuchen wollten, wo gemeiniglich die eingeschlossene Luft ansteckend ist, und gefährlich wird; allein die Großmuth Josephs, die, wenn es darum zu thun ist, der leidenden Menschheit zu helfen, bey jeder Gefahr standhaft und unerschüttert bleibt, ließ sich auch hier auf keine Art abhalten. Hiezu kömmt noch, daß die besondere, und dem Monarchen gleichsam angebohrene Güte gegen die Kranken ihn bewogen hat, nicht nur alle in dergleichen Krankenhäusern mögliche Fehler aufzuspühren, sondern auch Befehl zu geben, wie denselben abgeholfen werden sollte. Und auf diese Weise ist es geschehen, daß der Monarch nach reifer Überlegung befohlen hat, daß grosse Krankenhäuser erbauet, und so eingerichtet werden sollen, damit sie ihrem Endzweck vollkommen entsprechen möchten. — — — — Es war diesem auf seine Kinder mit gleicher Huld und Sorgfalt herabsehenden Vater nicht genug, in der kaiserlichen Residenzstadt zwey grosse Spitäler zu errichten, deren eines für den Civil- das andere für den Militärstand bestimmt ist, sondern er hat auch befohlen, daß man in allen österreichischen Staaten auf beyde genannte Stände die nämliche Sorgfalt wenden soll, wie hier. So schön

und gut aber auch alle diese Anstalten sind, so würden sie ihren Endzweck doch verfehlet haben, wenn in der österreichischen Monarchie die Chirurgie mit den Wundärzten in ihrer vorigen Sklaverey geblieben wäre. — — — — — — — —

Damit der Monarch seinem bey den Gebrechen der Leidenden so gefühlvollen Herzen vollkommene Genugthuung verschaffen möchte, so hat er nach seiner übergrossen Milde diese medizinisch-chirurgische Schule errichtet, und bei derselben sechs geschickte Lehrer[1]), die sich auf seine Kosten auf auswärtigen Reisen gebildet haben, angestellt, auf welchen diese Schule gleichsam als auf soviel Säulen ruhet. — — — Die Geometrie, Physik, Physiologie, Anatomie, medizinische und chirurgische Pathologie, die Operationen, die Lehre von den Instrumenten, Bandagen und Maschinen etc. etc. alle diese in die Arzney und Chirurgie einschlagende Gegenstände, werden da theoretisch und praktisch gelehrt, und damit der Vollständigkeit dieses Instituts nicht das geringste abgehen möchte, so ist dasselbe durch die schon angerühmte Großmuth unsers allergnädigsten Monarchen mit den nöthigen Geräthschaften versehen worden, dergleichen sind 1. Geometrische und physische Instrumente, 2. anatomische und im Wachs nach der Natur gemachte pathologische Präparaten, 3. eine vollständige Sammlung von chirurgischen Instrumenten, 4. einfache und zusammengesetzte Bandagen so wie auch Maschinen, 5. viele Stücke aus den drey Naturreichen, 6. eine kostbare und rare Sammlung anatomischer Präparaten aus Wachs, und 7. eine vortrefliche Bibliothek, die sehr viel ausgesuchte, seltene, in alle Theile der Arzneykunst einschlagende Bücher enthält. — — — — — — — — — —

Aus dieser Schule werden mit der Zeit die geschicktesten Männer hervorkommen, die sich in den weitläufigen österreichischen Staaten verbreiten, und durch ihren Fleis vielen tausend Menschen, wären sie auch in den entferntesten Winkeln, ihre Lebenstage bis ins höchste Alter erhalten werden. —

Endlich legte der Monarch die letzte Hand an sein Werk; und um die Leute mehr anzufeuern, sich Ihm und seinem

[1]) Hunczovsky, Böcking, Streitt, Gabriely, Plenk, Beinl.

Dienst ganz zu widmen, geruheten Se. Majestät, dieses Institut mit der ehrenvollen Benennung einer medizinisch-chirurgischen Akademie zu beehren, und zugleich jährlich Preise für diejenigen auszusetzen, welche gewisse von gedachter Akademie aufgegebene Fragen am besten auflösen und beantworten würden. — — —

ihn 600.000 Liv. gewinnen machten. Das Meisterstück seiner Kunst wollte er an dem berühmten blinden Mädchen Paradis machen; — die meisten Leute behaupten, daß er ihr auch wirklich etwelches licht verschaft hätte, wiewol sie nicht ununterbrochen deutliche Beweise davon gab; — sie selbst glaubte steif und fest, daß sie sehe; — allein, um die Kur vollständig und das Mädchen ganz von der Kraft des Magnetismus durchdrungen zu machen, behauptete er, daß er es nothwendig beschlafen müße. — Die Mutter ward hierüber sehr aufgebracht, wollte es absolut nicht zugeben, und behandelte die Tochter so übel, daß sie auch das Wenige was man bisher für sehen hielt, wieder verlor, und sie in ihre Dunkelheit zurücksank.[1]) — Nachher reiste sie in Europa herum, um ihre Geschicklichkeit, in der Musik, geographie, lesen u. s w. zu zeigen, um Geld zu gewinnen. — In eine noch größre Tollheit verfiel Meßmer bey einer andern Gelegenheit. — Einem Mädchen hatte sein Bruder bey einem Kinderspiel ein Aug' aus dem Kopf gestoßen, so daß es vollkommen ausrann. Das andre Aug' war durch die Verbindung mit diesem kranken sehr schwach und endlich fast ganz blind geworden Mesmer nahm das Mädchen in die Kur, und behauptete, daß er nicht nur das kranke Aug wiederherstellen, sondern das ausgeronnene wieder nachwachsen machen werde — dies soutenirte er sehr lange, ungeachtet des Widerspruchs der vernünftigern Leute; bis er endlich sah, daß er allgemein lächerlich ward.

Gespräch, um so mehr, als sich die Chronique scandaleuse der Angelegenheit bemächtigt hatte.

[1]) Mesmer behauptete, bei der magnetischen Behandlung des Fräulein Paradis einen großen Erfolg erzielt zu haben. »Die ganze medizinische Fakultät«, so erzählt er in seiner »Darstellung des tierischen Magnetismus«, »überzeugte sich von dieser Thatsache, und der Vater der Geheilten zögerte nicht, die an seiner Tochter vollführte Wunderkur in allen öffentlichen Blättern Europas gebührend dankbar bekannt zu machen.« — Gerade diese Kur führte aber zum ernsten Einschreiten der Medizinalbehörde, an deren Spitze sich Störck befand. Am 2 Mai 1777 erhielt M. den Auftrag, die Kranke — die er in seiner Wohnung behandelt hatte — der Familie wieder zurückzustellen. M. beteuerte, durch diesen Befehl außerstand gesetzt worden zu sein, seiner Patientin die Weisungen zu erteilen, welche nötig gewesen wären, um ihr noch immer schwaches Sehvermögen vollkommen herzustellen und den üblen Zufällen entgegenzuwirken, welche die Trennung von ihrem Arzte und die seelische Erschütterung herbeiführte.

Sontags 9. (Juli).

»Herr Alxinger[1]) führte uns zu Huntschofsky, einen der ersten Wundärzte im Militairhospital; derselbe besitzt eine schöne Mineraliensammlung. — Dann sahen wir die Vorrathskammern, und die anatomische Präparatensammlung des Hospitals, welche Brambilla, der Directeur deßelben, alle Sonntage den hinkommenden Leuten selbst weist. — Jedes Kaiserl. Regiment hat schon einen vollständigen apparat von chirurgischen Instrumenten; — zum trepaniren und allen arten von Secirungen; — hier werden aber noch viele solche apparate im Vorrath gehalten; und eine Menge Kisten mit Flaschen und Schachteln, um sie sogleich mit dem nöthigen innern und äußern arzneyen füllen und verschicken zu können. — Ein großer Saal ist mit allen arten von Bandagen angefüllt. — in einen andern Zimmer sieht man Bruchbänder von allen Arten; — dann folgt der gut eingerichtete anatomische Hörsaal; — darauf die Bibliothek, welche zugleich der Versammlungsort der Directoren ist; hier steht die Büste des Kaisers mit der Unterschrift: »Josephus ubique secundus, hic primus.« Dieses sind eigentlich die Worte, die ein witziger Kopf in das vom Kaiser neuerbaute Tollhaus schrieb: der weise Brambilla glaubte diesen Einfall recht gut zu benuzen, und schrieb ihn hieher. — Ferner die Mineraliensammlung; insofern nemlich diese Wißenschaft ins Medizinische Fach einschlägt; darauf folgt in einer Suite von Zimmern die große Sammlung der anatomischen praeparaten, in Wachs, die der Kaiser in Florenz machen ließ: etwas weniges ward noch in Wien dazu gemacht; und zwar sehr gut. — In einem andern Zimmer sind verschiedene Mißgeburthen in Brandtwein aufbewahrt; — auch eine schöne gradation des foetus, von seinem ersten kaum sichtbaren Entstehen an, durch viele grade des Wachsthums bis zu seiner geburt. — Viele feste Theile des Körpers, die durch Krankheiten oder gewaltsame Wunden angegriffen worden waren; wie z. Ex. ein Schädel, der 2mal trepanirt ward und allemal formirte sich wieder eine starke hornartige durchsichtige Haut, und schloß die Wunde. — Ein Schädel, worin die Spize eines Stilets stekt, und inwendig etwa $^1/_4$ Zoll hervor-

[1]) Joh. Baptist Alxinger (1755–1797), Edl. v. der bekannte Wiener Dichter, Nachahmer Wielands.

gukt; — dieser Kerl lebte mit diesem Stük Eisen im Kopf noch sehr lange, ohne beschwerden davon zu fühlen; die Wunde war von außen vollkommen zugeheilt. — Dieses Militairspital, (welches der Kaiser von grund auf neu, und sehr schön bauen ließ) existirt ganz unabhängig von der Universität; und thut derselben in absicht auf das Medizinsche Fach viel Schaden. Die Hauptursache davon ist der unwißende Directeur deßelben, Brambilla, der dem Kaiser weis machen kann, was er will[1]). — Derselbe wollte einst sich bey der Universität zum Doctor machen laßen; — Swieten schlug ihm den Hut ab, wegen seiner notorischen ungeschicklichkeit; — dies sucht er nun dem Swieten und der Universität auf alle mögliche art zu vergelten. — Vordem glaubte einer kein guter arzt zu seyn, wenn er nicht unter Stoll studirt hätte; nun hat das Hospital seine ordentlichen Professoren in der Medizin und Chirurgie, und ertheilt in beyden Wißenschaften den Doctorhut; — und zwahr braucht der Kandidat weniger zu wißen, und hat viel geringere Ausgaben, als wenn er sich den gradum von der Universität geben läßt.[2]) — Nun sieht der Kaiser das medizinische Fach bey der Universität beynahe für überflüssig an, und sucht es zu unterdrüken. Er gab schon den befehl, daß die Physiologische Profeßur aufhören, und dieses Fach zur anatomie geschlagen werden sollte. — So muß natürlich die Medizinische Facultät zerfallen. — (Alle Wundärzte bey der Kais. Armee müßen Beydes Medizin und Chirurgie verstehen, und in beyden examinirt seyn.) — Der Baron van Swieten[3]) ist ein fremder

[1]) Die folgenden Bemerkungen spiegeln die wenig freundliche Stimmung wieder, welche in den Kreisen der Universität gegen Brambilla herrschte, der tatsächlich die Errichtung einer zweiten medizinischen Fakultät herbeigeführt und in seiner Eröffnungsrede die innere Medizin, ihre Lehrer und Vertreter in verletzender Weise herabgesetzt hatte, vgl. S. 76 u. 77.

[2]) Die Vorbildung, welche beansprucht wurde, war tatsächlich äußerst gering, die Studienzeit am Josefinum betrug (für Feldärzte 2 Jahre) in der Regel 3—4 Jahre, die Zöglinge der Anstalt erhielten Wohnung und Unterricht unentgeltlich, manche sogar eine kleine Gelduntersützung, das Josefinum war der Hochschule im Range gleichgestellt und durfte den Grad eines Doktors und Magisters der Chirurgie verleihen.

[3]) Gottfried Freiherr van Swieten, der Sohn Gerards van Swieten (1734—1803), im Theresianum erzogen, widmete sich anfangs der diplomatischen Laufbahn, gab dieselbe aber 1776 auf (zuletzt Gesandter in Berlin bei Friedrich d. Gr.) und bekleidete durch 26 Jahre die Stelle eines Präfekten der Hofbibliothek. In der

Edelmann — er ist Studien und Censur Präsident und erster Bibliothekaire — in dieser letzten Qualität hat er 3000 fl. gehalt vom Kaiser; sonst nihmt er keinen Heller von ihm. Seine eignen Einkünften belaufen sich auf 30.000 fl. — beynahe $^3/_4$ vom Jahr sitzt er in den Schulen, und examiniert die Profeßoren und die jungen. Seine große liebe zu den Wißenschaften ist der einzige antrieb dazu. — Tiefe gelehrsamkeit, Popularität und richtigen scharfen und schnellen Blik besizt er in hohem Grad. — Schon oft wenn der Kaiser ihn mit sonderbaren neuen anordnungen chikanirte, wollte er alle seine Stellen niederlegen, der Kaiser mußte ihn schon sogar bitten, dieselben zu behalten. — Brambilla, sein Gegner, zeigt sich in seiner lateinischen Einweihungsrede des Militairhospitals in dem vollen glanz seiner unwißenheit. — Die vielen grammatikalischen Fehler ungerechnet, behauptet er darinn, daß schon zu Adamszeiten die Chirurgie bekannt gewesen seyn müsse, weil Kain seinen Bruder todt geschlagen habe. Den Namen dieser Wißenschaft leitet er nicht vom griechischen χειρ-ἐργος her, sondern vom König Chiron, der dieselbe auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht haben soll. — Daß er nicht griechisch kann, gesteht er selbst, indem er eine Stelle aus dem Plato nur nach einem andern Buch, worin er sie gelesen hatte, citirt.[1]) — Und dieser Mann besitzt das Zutrauen des Kaisers.

Donnerstags 27. (Juli) ... Abends machten wir einen Besuch bey Schwab in Weinhausen. — Es war sehr große gesellschaft da. — 4 Herren machten eine kleine Musik zusammen, und dann ward gedanzt. Alxinger präsentirte mich dem berühmten arzt Stoll, einem Exjesuiten[2]) — der als prakti-

---

Zeit von 1781 bis zum Tode Josephs II. war er außerdem als Präses der Studien- und Bücherzensur Hofkommission tätig. Um die Entwicklung des Schulwesens erwarb er sich ein Verdienst. Ein feiner Kunstliebhaber und Kunstkenner förderte er besonders die Tonkunst (Freund Haydens, Gönner Mozarts und Beethovens) und nahm den größten Einfluß auf das Musikleben Wiens. — Was das Bibliothekswesen aber anlangt, so kennzeichnet sich die Zeit seiner Wirksamkeit in der Hofbibliothek durch Sterilität.

[1]) Vgl. die Rede Brambillas, S. 75.

[2]) Maximilian Stoll, welcher 1761 Novize des Jesuitenordens geworden war, in Ingolstadt die humanistischen Studien zurückgelegt und als Lehrer in Hall und Eichstädt gewirkt hatte, trat 1767 aus dem Orden aus infolge von Konflikten mit seinen Obern. — Als er starb, ließ ihn seine Witwe im Ordenskleid der Jesuiten beerdigen, obzwar er längst alle Beziehungen zum Orden gelöst hatte.

scher Arzt eine ungemeine und verdiente renommée hat. — Er ist ein sehr simpler und gerader Mann, der ganz seinem beruff lebt, und weder Tag noch Nacht keine Ruhe hat. — Ich fragte ihn, ob er mir keine Nachrichten von Welty geben könne, der vor einiger Zeit hier gewesen sein müsse. — Allerdings sagte er: von Göttingen wäre Welty hiehergekommen, und hätte unter ihm studiert, dann seye er nach Paris gereist, und hätte dort einige Zeit zugebracht; auf seiner Rückreise von da nach der Schweiz wäre er von einem Faulfieber überfallen worden, und in wenigen Tagen — noch inner den Gränzen von Frankreich, — gestorben. — Das dacht ich nicht, daß unser leztes lebewol in Halle ein abschied auf immer seyn sollt!

Dienstags, 1. August. — — — — — — — — — — —

... Nicht weit von diesem Gebäude ist das Lichtensteinsche Sturzbad, das der Fürst eigentlich für sich selbst hat einrichten lassen; deßen Gebrauch aber niemandem versagt wird. Das Baßin mit kaltem Wasser ist groß; man hält sich an einem Seil, und stürzt sich nakt — mit dem Kopf zuerst hinein; hilft sich fort bis ans andre End, und geht sogleich wieder heraus. — Bey hoher Strafe für den Wärter darf sich Nachmittags niemand hineinstürzen, weil es bey vollem Magen von sehr übeln Folgen seyn könnte. — In dieser Gegend ist auch das große Kaiserliche Hospital. Hr. Parisani[1]), einer von den ersten dabey angestellten Ärzten führte uns selbst herum. — Das Gebäude besteht aus 9 Quarrés, welche eben so viele Höfe einschließen. — Im ganzen sind da 2222 Krankenbetten; obgleich die Anzahl der Kranken selten viel über 1400 beträgt, so daß immer an 800 Betten leer sind. — Sämtliche Kranken sind in 3 Klaßen abgetheilt, und darnach logirt. — Die erste Klaße sind die, welche gar nichts bezahlen, 2.tens solche, welche täglich einen halben Gulden bezahlen; diese haben keinen andern Vorzug als etwas beßre Betten. — Noch andre endlich bezahlen für den Tag einen Gulden, und haben dafür ein eignes Zimmerchen; und einen eignen Abwart, der Tag und Nacht bey ihnen ist. — Die Krankensäle sind überaus reinlich gehalten, so daß man nicht den mindesten Geruch spührt. — Jedes Zimmer hat mehrere Ventilateurs in der Höhe

[1]) Parisani Sigm. wurde 1787 Primararzt im Allg. Krankenhause.

und unter den Betten. — Die Kranken sind so viel möglich nach ihren Krankheiten abgesondert. So wie ein Patient hinkömmt, muß er gleich beichten; er mag gefährlich scheinen oder nicht. Damit die Ärzte auf keinen Fall nichts auf ihrem Gewißen haben. — Den Akatholiken werden auf ihr Begehren Geistliche von ihrer Religion ohne Anstand herbeygeruffen. — Die Venerischen sind ganz abgesondert, und gar niemand darf ohne Erlaubniß in dieß Quartier hineingehen: selbst kein Arzt vom Hospital, als die, welche gerade dazu bestellt sind. — Jeder Arzt vom Haus hat eine gewiße Anzal von Betten unter seiner Aufsicht. — Über dem Kopf des Patienten hängt eine schwarze Tafel, woran die Zeit seines Hierseyns, sein Name, seine Krankheit, und die Speisen, die er genießen darf, geschrieben sind. — Die Apotheke des Hauses hält der Mann, welcher für die ganze Kaiserl. Armee die Lieferung der Arzneyen hat. — Sein eignes Intereße verbindet ihn also gute Waare zu liefern: weil er sonst Gefahr läuft bey der geringsten Klage von Erheblichkeit diese ganze so entsezlich große Kundschaft zu verliehren. — Die Liste von den Kranken, die täglich einkommen, wird Hrn Stoll vorgelegt. — Die, welche er davon auswählt, werden in besondre Zimmer gelegt, wo er ein Collegium Clynicum über sie hält.[1]) — Gleich bey diesem Hospital steht der neuerbaute Narrenthurm. — Dieß ist ein Zirkelrundes Gebäude von gehaunen Steinen mit 5 Etagen. — Inwendig wird der runde Hof durch 4 von der Mitte ausgehende Flügel in eben so viele Theile abgetheilt. — In diesen Flügeln wohnen die Wärter, und nur durch ihre Zimmer kommt man von den runden Gängen nach der Treppe hin; so daß also das Entwischen sehr schwehr ist. — Im ganzen sind 131 Zimmerchen für Verrückte, alle mit steinernen Blatten belegt, und jedes mit einem Bett, Tisch, Stuhl und einem Pivet

[1]) Es bestand allerdings die Vorschrift, daß Stoll von der Direktion des Allg. Krankenhauses alle Krankenfälle übergeben werden sollten, die er für den klinischen Unterricht anforderte, aber tatsächlich legte man ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg, bald erhielt er nicht die verlangten Fälle, bald waren die Kranken dem Tode so nahe, daß sie sich der Untersuchung und Behandlung entzogen etc. Die Verhältnisse, unter denen Stoll zu leiden hatte — ungenügende, schlecht, gelegene Räumlichkeiten für die Klinik, Mangel an Krankenmaterial, Fehlen eines geeigneten Sektionslokals u. a. — verstimmten ihn tief, so daß er nahe daran war das Lehramt niederzulegen.

versehen. In der Höhe kann durch eine Öfnung Wärme hineingelaßen werden. Jedes Zimmerchen ist mit einer doppelten Thüre verschloßen; zuerst ist ein Gitter von Eisen, u. dann noch eine wolbeschlagene hölzerne Thüre. Weil gegenwärtig mehr Narren als Zimmerchen da sind, so ist man genöthigt die unschädlichen paarweise zusammen zu thun; jedoch hat jeder sein besondres Bett. Nachts werden sie alle angefesselt, außer den bekanntlich ruhigen; und auch diese, wenn ihrer zwey in einem Zimmer beysammen sind, damit sie sich einander nicht nähern können. — Im ganzen sind izt 186 Verrückte da; worunter 48 Soldaten. — Im 3.ten Stok sind die Pensionairs einquartirt; wer ein Capital von 700 fl. mitbringt, wird für sein ganzes Leben da unterhalten. — Für einige wird jährlich etwas bezahlt, andre sind ganz umsonst da. — Von Zeit zu zeit giebt man ihnen Medizin zum abführen und läßt ihnen zur Ader. In der Nacht toben sie am meisten, besonders zur Zeit der Mondsveränderungen. Die unschädlich tollen läßt man außer den Zimmern auf den gängen herumspazieren. — Unter diesen ist auch ein ehemaliger Rittmeister, der mit starken Schritten — singend und pfeifend herumgieng. — Ein ehemaliger Kaiserl. Secretair war in seinem Zimmerchen eingeschloßen, vordem war er wegen seinem großen Verstand allgemein geschätzt. Im letzten Krieg machte er auf gewisse Art den Spion und lokte einen desertirten offizier aus seyner Freystätte heraus. — Der Kaiser mochte ihn persönlich wol leiden, und machte ihm Hofnung ihm bald zu avanciren. Dieß erfolgte aber nicht so schnell als der gute Mann erwartete. — Nun fieng er an zu glauben, man hätte ihn zu stürzen, und beym Kayser in Ungnade zu bringen gewußt. Sein Wahnsinn äußerte sich damit, daß er fest glaubte, seine Feinde hätten die Absicht ihn zu vergiften, um seiner los zu werden; und nachher gieng er immer weiter. — Die Idee der Vergiftung hat er auch izt im Tollhaus noch immer, und plagt sich damit; so daß er oft weder eßen ncch trinken will. — Zuweilen redet er sehr gescheut und mit viel Gefühl. Da wir einen Augenblik vor seiner Thüre stehen blieben, so stand er eben mit der Müze unter dem Arm vor seinem Bett, sah gegen der Wand hinauf, und sprach laut mit dem Kaiser und seiner verstorbenen Muter Theresia, meistens Rechtfertigungsweise. Da er uns

gewahr wurde, und Hr. Parisani ihn fragte, wie er sich befinde, antwortete er: ich weiß nicht ob Sie mich in der Tollhaussprache um mein Wolbefinden fragen, oder in der Sprache des feinen Weltthons; im letztern Fall habe ich Ihnen nichts zu sagen; im erstern Sinne aber befinde ich mich ziemlich wol, und trage mein Schiksal mit Gedult: — ich erleichtre mir es zuweilen durch unterredungen mit Joseph und Theresia, und fühle mich nachher gestärkt, und meine Unschuld beruhigt Die Gnade der Fürsten ist im Stand wankende Felsen aufrecht zu erhalten; — aber — nur ein Wink von ihnen, so ligt der fürchterlichste Fels zerschmettert zu ihren Füßen. — Der Sohn eines Hauptmanns in hiesigen Diensten ist aus lauter Andacht verrükt geworden; er kniet den ganzen Tag im bloßen Hemd auf dem Bette, sieht gegen die Wand hin, und betet. — Wegen Mangel an Plaz werden die ganz unschädlichen Narren in ein besondres Haus oder ins Spitthal gebracht. Bald soll in Gräz noch ein Tollhaus angelegt werden; denn nur ein einziges hier für die ganze ungeheure Monarchie ist offenbar zu wenig. — Diese unglücklichen Leute haben meist alle eine lebhafte Gesichtsfarbe, weil ihre Lebensgeister und ihr Geblüt beständig in starker Bewegung sind. — Sie betteln gemeiniglich den Fremden die hinkommen; aber nur selten Geld; die mehreren wollen Schnupftobak, der ihnen aber verbotten ist, weil er ihre Nerven nur noch mehr reizt und hizt. — Oben auf dem Gebäude ist eine Gloriette, wo man die herrlichste Außicht hat . . .

Mittwochs, 2. August. Das Militairspital[1]) liegt ebenfalls in der Gegend der vorerwähnten Krankenhäuser. — Die kranken Soldaten von der Garnison, und von den nächsten Orten her werden da verpflegt. — Das Gebäude kann an 1000 Kranke faßen; gewöhnlich sind aber nur zwischen 3 und 400 da. — Die Form des Hauses ist ein doppeltes Quarée, mit 2 Höfen. — In einem Saal sind höchstens 50 Kranke beysammen, in vielen weniger. Sie werden so viel möglich nach ihren Krankheiten sortiert. Ventilateurs sind in gehöriger Menge angebracht. — Auch Soldatenweiber und Kinder werden da aufgenohmen; — die erstern müßen alle da niederkommen.[2]) Auf 10 Betten ist ein Abwart, welcher täglich 5 kr. Lohn hat. —

[1]) Das heutige Garnisonspital Nr. 1.

[2]) Auf diese Weise war für den Unterricht in der Geburtshilfe einigermaßen

An 120 junge Praktikanten, die auch da einquartirt sind, versehen das Spitthal, unter der Aufsicht von bestellten Ärzten. Nur 12 von jenen Praktikanten sind besoldet, mit 6 fl. monathlich. — Es muß jedermann auffallen, daß die Krankenbehälter in Wien gar zu nahe an einander gedrängt sind — das große Spitthal, Militairspitthal, Tollhaus, Waisenhaus, Findelhaus — alles dieß liegt nahe beysammen in ebenderselben Vorstadt. . .[1])

Memoire sur l'academie militaire de Vienne.[2])

Le grand homme, qui sous les auspices de l'Imperatrice Marie Therese avoit si solidement etabli les etudes, et quis dirigé jusqu'a la fin de ses jours, etant mort, Mr.* Professeur de Physiologie, ne pouvoit s'accomoder du nouveau President. Il pensa peu après a se soustraire d'une telle subordination; et l'erection d'une Academie de Chirurgie lui parut le plus sûr moyen pour parvenir a son but, croyant qu'il en seroit lui meme President. Il en fit le plan, et le presenta a la chancellerie de guerre. Mais il ne fut faire reussir son dessein; on trouva que cette depense n'etoit aucunement necessaire.

Il ne fut plus question d'Academie de Chirurgie; et ce n'a été qu'apres la mort de l'Imperatrice, Marie Therese, qu Mr.* Chirurgien de l'Empereur Joseph a commencé a en renouveller l'idee. Il representa qu'il y avoit de grandes armées, qu'ils falloit beaucoup de Chirurgiens et de Médecins, que l'Université ne pourroit fournir tant de monde, que les Medecins coutoient trop, qu'ayant à l'exemple des françois une Academie on auroit des Chirurgiens en nombre suffisant, et asses instruits pour suppléer les Medecins. Il entendoit mal l'oeconomie, mais il reussit, et fut nommé President de cette nouvelle Academie.

Il faut voir a présent le fond de la chose, savoir si l'Academie repond a l'attente, et si elle est necessaire.

L'attente que l'on a de l'Academie militaire est, qu'elle fournisse des sujets capables de conserver la vie et la santé des soldats et des bourgeois. Il doivent donc posseder cet art antant bien qu'il est possible, autrement ils seroient de noirs

---

Vorsorge getroffen. Doch war die Zahl der Entbindungen, die in der Gebärabteilung des Militärspitals stattfanden (z. B. 1798—1800 nur 116) äußerst gering.

[1]) Im folgenden schildert L. einen Besuch im Taubstummeninstitut und die daselbst angewandte Unterrichtsmethode (Lehrer Abbé Fr. Stork).

[2]) Dieser geharnischte Protest gegen das Josephinum ist der 1794 s. l. erschienenen Schrift „Tableau des études de Médecine de Vienne“ par Philia tros entnommen, welche auch gegen die, nach van Swieten vorgenommenen Veränderungen des medizinischen Studienplans polemisiert und Vorschläge hinsichtlich der Studienordnung sowie der Verfassung der medizinischen Fakultät vorbringt. Der pseudonyme Verfasser sucht einleitend die französische Abfassung seines Pamphlets zu rechtfertigen, trotz seiner mangelhaften Sprachkenntnis (»quoique je n'aye qu'une legère teinturé de cette langue«).

usurpateurs d'un Rang que l'ecriture sainte releve expressement en commodant, d'honorer les Peres, les Rois, et les Medecins. Les gens eclairès savent qu'il est tres difficile d'acquerir les connoissances necessaires pour exercer dignement la Medicine.

Cependant lorqu'on jette l'oeil sur les constitutions de l'Academie, on croit ne voir qu'une chaine de sentences impertinentes et contradictoires. Selon l'examen marqué, on y traite l'Anatomie, la Physiologie, la Pathologie, la Theorie chirurgique, toutes les operations, les bandages, les instrumens de Chirurgie, l'Accouchement, la Medecine du barreau, la Botanique, la Chimie, la Matiere medicale, la Matiere chirurgicale, et les cas compliqués de Pratique. Tout cela s'apprend en deux années; c'est même ce qu'ils appellent le grand cours de deux ans.

Il n'est personne, quelque petite connoissance qu'elle aît de ces arts et sciences, qui ne se revolte. Les etudians bien loin d'etudier, peuvent tout au plus une seule fois, et a la hate, lire les auteurs classiques. Et que penser de pareils etudians, comme sont ceux de l'Academie militaire, dont la plus part ignorent entierement ce que c'est que basses classes, Philosophie, Physique, et qui n'ont jamais eu la moindre habitude avec aucune etude? ils ne peuvent en savoir rien, ou tres peu de chose.

Neaumoins au bout de ce grand cours de deux ans, ils sont jugés assés savans pour faire l'office de Medecin et de chirurgien; mais il est remarquable, qu'ils ne sont pas jugés assés savans pour subir l'examen. On leur commande d'exercer premierement leur art dans les hopitaux militaires, ou civils; ils doivent meme l'exercer avant d'en avoir la moindre connoissance puis qu'en parlant des conditions requises pour l'examen, on dit: Zweytens, daß er durch sechs Jahre, die zwey Jahre des Lehrkurses mit eingeschlossen, in Militär- oder Civilspitälern mit eigener Handanlegung praticirt habe. Ainsi l'on peut sans principes se livrer a la pratique; et après ce beau cours des deux ans, qui n'est pour l'apparence, on est tacitement, et sans examen, reputé Medecin et Chirurgien pour les hopitaux; et consequement l'examen qui vient en suite, n'est qu'une formalité pour donner au Candidat un diplome avec la pouvoir de faire partout, et dans le militaire et dans toutes les Provinces les functions de Medecin et de Chirurgien. — Mon ami! soyés hardi, ce diplome vous donne la science.

Traiter en bagatelle, la plus difficile, la plus dangereuse, la plus necessaire de toutes les sciences; et faire des Medecins et des Chirurgiens en moins de tems qu'il ne faut pour apprendre le metier de cordonnier!

Pour en user de la sorte il faut etre ou bien insensible aux malheurs de ses freres, ou bien ignorant. C'est se jouer d'un bien que Dieu a donné aux hommes pour leur consolation: car Dieu a creé le medecin et la medecine. C'est se rendre digne du mepris, que Moliere a voulu faire naitre.

Ces disciples ne peuvent etre plus habiles en Chirurgie qu'en Medecine: le tems qu'ils employent, est partagé entre la Chirurgie et la Medecine. Et l'exemple des françois est une excuse insensée: c'est dire que si les autres commettent les mêmes fautes, les notres ne sont plus des fautes.

Les anciens Medecins, qui etoient tout ensemble grands Philosophes, on reconnu combien il est difficile qu'un seul, homme suffise a l'etude de toute la

Medecine; et c'est pourquoi ils en ont separé la partie qui guerit par l'operation de la main, et qu'on appelle Chirurgie; jugeant que le Medecin et le Chirurgien auroient toujours asses de peine a acquerir que l'un et l'autre doit avoir. Certains livres ecrits exprès pour les aider dans le traitement des maladies, achevent de leur ôter tout scrupule. On y dit: Si c'est telle ou telle maladie, et si le malade se trouve ainsi ou ainsi, faites ceci, faites cela. Qui leur dira que le malade a telle maladie, qu'elle est en tel etas, qu'il n'y a rien d'autre, et qu'il n'y a pas de difference à faire.

Toutes ces circonstances prouvent plus que suffisamment, que l'Academie militaire n'est point recommendable du coté de l'attente, et qu'elle ne le sera jamais tant qu'elle voudra que les sujets soient Medecins. Elle pourroit etre bonne si elle ne s'occupoit que de la Chirurgie; mais if ne s'en suivroit pas qu'il fallut la conserver. Car si elle etoit, bien ordonnée, il n'y auroit aucune saison d'en faire une etude separée des etudes de l'Université.

Mais elle est necessaire. Elle ne l'est point du tout, et ne l'a jamais été. Une chose n'est necessaire que quand on ne peut s'en passer, ou la remplacer. Il n'est pas longtems que l'Academie existe; avant son existence l'Universitê fournissoit autant de Chirurgiens qu'il en falloit; et quelques grandes que soient les armées, elle suffira toujours si l'on veut en avoir soin.

Il n'est pas meme difficile de mettre les etudes de Chirurgie sur un pied plus simple, et absolument solide, sans augmenter les depenses.

Il faudroit deux Professeurs: l'un pour montrer l'Anatomie, et pour expliquer ce que le chirurgien doit savoir sur la matière medicale, et sur la Pharmacie: l'autre pour expliquer les cas Chirurgiques avec la maniere de les traiter, et faire toutes les operations dans le cadavres. Ce dernier ne sauroit traiter les cas Chirurgiques et les operations, qu'il ne montre en même tems les instrumens, et l'usage differens bandages.

Les etudians etant assés instruits pourront se preparer pour l'examen en frequentant les hopitaux pour y voir exercer leur art, comme ils faisoient du vivant du sage Swieten.

»Bemerkungen über das Civilspital und die Vieharzneischule nebst eingestreuten Reflexionen über Mediziner und Medizinanstalten in Wien.«

Von * * * s[1])

1788.

Wien den — 1787.

Endlich, lieber Freund, komme ich auf unsere Kunst, von der ich bis jetzt blos in der Absicht noch nichts gesagt habe, um desto zuverlässiger und umständlicher davon sprechen zu können.

---

[1]) In einer Besprechung (Wiener mediz. Monatschrift, hrgg. von Georg Ernst Kletten, 1. Bd., Wien 1789) wird gesagt: »Der Verfasser, welcher seinen Namen

Es ist sonderbar, daß Wien, welches sich, wie ihr Norddeutschen meint, in den meisten Wissenschaften mit andern deutschen Städten und Städtchen nicht messen kann, doch, eurem eigenen Geständnisse nach, in der Arzneiwissenschaft den Vorzug vor allen andern besitzt. Seit van Swietens Zeiten hat es dieser Stadt nie an vorzüglichen Ärzten gefehlt. Dieser scheint hier den nemlichen Einfluß auf die Arzneiwissenschaft gehabt zu haben, den Linné in Schweden auf die Naturgeschichte hatte; wenigstens ist Wien, zur Zeit dieses unvergeßlichen Mannes, von dieser Seite den Ausländern zuerst und vorzüglich merkwürdig geworden. Du weißt, was es für einen Eindruck bei uns Anfängern in der Kunst hatte, wenn unser Professor in seiner Wolkenperücke das »Viennenses observavere« hören ließ — wahrlich, das war mir immer wichtiger, als ganze Bände von der medizinischen und chirurgischen Akademie zu Paris.

Von den unsterblichen Männern van Swieten und de Haen mag ich dir nichts sagen — es ist wohl nicht leicht, einen Mediziner zu finden, dem ihre Schriften unbekannt seyn sollten. Beide standen bei der verstorbenen Kaiserin Maria Theresia in großen Gnaden, und beide verdienten es auch wegen ihres Kopfes und Herzens. Wie sehr die Kaiserin den van Swieten schätzte, beweist unter andern, auch folgende Anekdote. Ein englischer Arzt kam nach Wien, um zu praktizieren. Van Swieten, als Präses der Facultät verbot ihm die Praxis. Er, der sich auf seine Kenntnisse was einbildete, beschwerte sich darüber beim englischen Gesandten und bat um Hülfe. Dieser aber gab ihm zur Antwort, lieber Landsmann, wenn ich heute erführe, daß van Swieten mich nicht leiden könne, so schrieb ich auch noch heute um meine Zurückberufung — denn ich würde sonst durch meine Gegenwart in Wien meinem Hofe mehr schaden, als Vortheil

hier beyzusetzen Bedenken getragen hat, heißt Jonas; er kam von Berlin nach Wien, wo er sich kaum ein halb Jahr aufgehalten hatte, und ließ die Bemerkungen daselbst drucken.« »Was doch den Verf. veranlaßt haben muß, diese Bemerkungen zu schreiben; Tadelsinn oder eine übergrosse Fülle von Burschenwitz und plauderhafter Vielwisserey? Wer kann auch dem Kizel widerstehen, der so gar oft den reisenden Stutzer antreibt, sich an den Gegenständen zu reiben, die er hüpfend vorüberflattert? Jedoch muß man gestehen, daß diese Schrift nichts weniger als in einem grob beleidigenden Tone geschrieben ist.«

stiften.[1]) De Haen war ebenfalls ein gründlich gelehrter Arzt und dabei sehr fromm; zuletzt gar pietistisch und abergläubisch.[2]) Er soll zuletzt kein Recept verschrieben haben, ohne vorher Gott um rechte Einsicht und nachher um die Segnung der verordneten Mittel gebeten zu haben.... De Haen war ein äußerst großer Verehrer des Hippocrates — ja seine Verehrung gegen diesen Vater der Ärzte gieng, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, ins Abgöttische. Ich glaube nicht, daß irgend eine Sentenz, irgend eine Bemerkung in demselben befindlich ist, die er sich nicht zu vertheidigen getraut hätte. Wie sehr hat er sich nicht bemühet, die Lehre desselben von den critischen Tagen ins Licht zu setzen, mit welchem mühsamem, gewiß uneigennützigen Fleiße hat er nicht diesen Schriftsteller zu wiederholtenmalen blos in der Absicht durchgelesen, um dieser Sache wegen etwas Gewisses behaupten zu können. Auch seine Beobachtungen in Ansehung der critischen Tage, die er in dem ihm anvertrauten Spital

[1]) Gemäß Hofkanzleidekret vom 13. Jänner 1753 durften nur in den k. k. Staaten promovierte Ärzte daselbst die Prâxis ausüben. Auf den Autokratismus van Swietens deutet z. B. folgende Anekdote, die von dem berühmten Arzt erzählt wird: Ein Junger Arzt hatte sich oft bei ihm um ein Amt gemeldet. Swieten sagte, ich werde Sie rufen lassen, wenn der Staat Ihrer bedarf. Der Arzt gieng nicht wieder zu ihm. Nach sechs Jahren ließ er ihn plötzlich rufen und sagte: Gestern ist der Arzt beim Krankenhause gestorben, die Kaiserin gibt Ihnen die Stelle, gehen Sie hin und treten Sie Ihr Amt an. Der Arzt stutzte und antwortete: die Gnade der Kaiserin rührt mich aufs tiefste, indes weiß ich, daß schon ein anderer den Dienst hat, heute früh hat Doctor B. das Dekret selbst von Ihrer Majestät erhalten. Scio tu eris — fuhr Swieten erzürnt heraus, abi. Der Arzt gieng nachhause, ohne sich um sein Amt zu bekümmern. Nach 24 Stunden ward er zu van Swieten gerufen, der ihn also anredete: Warum, Rebell, begibst du dich nicht, gemäß dem Befehl, den ich dir gestern gab, zu dem Amt, wozu dich deine Monarchin beruft? Zur Strafe wirst du zwei Tage in Arrest gehen, übermorgen tritt aber bei Ungnade des Hofes den Dienst an, den ich dir gegeben habe. Dem Doktor war wirklich das Dekret schon abgenommen worden.

[2]) De Haen verteidigte in den Schriften De Magia (1775) und De miraculis (1776) den Glauben an Dämonismus, Hexerei, Zauberei und nannte die Philosophen der Aufklärung eine von niederer Eigenliebe eingenommene Rotte, die in wahnwitzigem Hochmut gegen Gott, Religion und die menschliche Gesellschaft rast — dies zu einer Zeit, wo die philosophischen »Neoterici« in Wien bereits die Oberhand gewonnen hatten. Übrigens war es auch auf diesem Gebiet der Haß gegen »Neuerungen«, der ihn zu einer Polemik im Geiste des finstersten Obskurantismus verführte, denn gerade er selbst war es gewesen, welcher wiederholt angeblich »Besessene« als Betrüger entlarvt hatte. (Beispiele davon in der Rat. madendi T. V u. XV.)

gemacht hat, stimmen, wie er behauptet, mit denen des Hippocrates völlig überein. [1])

[1]) Übereinstimmend mit der obigen lautet eine andere zeitgenössische Schilderung. Gilibert, nämlich ein Hauptanhänger der Lehre von der Naturheilkraft und exspektativen Therapie sagt von de Haen: »Ich habe diesen berühmten Arzt im Jahre 1775 zu Wien gesehen und seinen Vorlesungen beigewohnt. Ganz so fand ich ihn damals, wie ich ihn aus seinen Schriften kannte; von manchen Vorurteilen eingenommen, äußerst empfindlich und bei den geringsten Veranlassungen streitfertig, voll Grolls gegen seine Feinde, eifersüchtig auf seinen Ruhm, so daß er's nicht gern hören mochte, wenn man etwas zu Swietens, Collins oder Störks Lobe sagte, allen französischen Ärzten, besonders von Bordeus Schule gehässig, übrigens einen warmen Freund der Kunst und aller Wahrheit liebenden Ärzte. Boerhaavens Lehren waren ihm untrügliches Orakel, so daß er nicht die geringste Einwendung gegen dieselben vertragen konnte. Die Alten hatte er unzählig oft gelesen, und führte sehr oft lange Stellen aus denselben wörtlich an. In der Praxis war er ein großer und sehr erfahrener Mann; seine anatomischen Kenntnisse waren sehr mittelmäßig; von der Chemie wußte er nur so viel, als ihn Boerhaave gelehrt hatte; von der Naturgeschichte und Botanik fast gar nichts. Er fand dabei viel Geschmack an theologischen und metaphysischen Grübeleien. So fand ich ihn, so kannte ihn jeder Unparteiische aus seinen Schriften. Er hatte einen lebhaften, feurigen Geist, und schrieb in einem eigenen, oft rauhen und widrigen, aber meistens kraftvollen Styl. Man tadelt ihn, daß er sich oft, durch seine Einbildungskraft hingerissen, habe verleiten lassen, ganze Seiten mit unnützen Spekulationen zu füllen: ein Vorwurf, der allerdings die letzten Bände seiner Heilmethode nicht mit Unrecht trifft. Dennoch muß man gestehen, daß er ein großer und verdienstvoller Mann gewesen ist, der zur Erweiterung unserer Kunst nicht wenig beigetragen, viele Schwierigkeiten zuerst gelöst, viele neue Begriffe zur Bestimmung des Unterschiedes und der Ursachen der Krankheiten aufgestellt, auch einige neue und gute Heilmethoden theils erfunden, theils durch seine Versuche bestätigt hat. Diese sind Haens wahre Verdienste, welche jeder Freund der Wahrheit zu schätzen weiß. Man wünschte, daß Haens praktische Vorlesungen in den Händen des Publikums seyn möchten. . . . Dieses vermochte mich einen Abdruck davon in Frankreich zu besorgen. Viele meiner Collegen waren indessen hiermit unzufrieden. Einige, welche Sauvages Schüler und Anhänger der Stahlischen Lehren waren, wollten nichts von einem Schriftsteller wissen, welcher der mechanischen Sekte zugethan war. Andere, welche la Fizes Grundsätzen folgten, fanden Anstoß an der Heftigkeit, womit Haen den Gebrauch der Brech- und Purgiermittel in hitzigen Krankheiten verwarf und an seiner Behauptung, daß lediglich nur die hippocratische Heilmethode wahr, ächt und unerschütterlich sey. Sie konnten einem Arzte nicht Glauben beimessen, der so oft in so verschiedenen Ländern, wie Holland und Österreich sind, wahre Krisen gesehen zu haben versicherte, die Natur allein für die wahre Urheberin aller Genesung und für die Quelle der ganzen Heilkunde erkannte und in chronischen Krankheiten wenig Arzneien, in hitzigen aber blos eine wohlgewählte Diät, kühle reine Luft, säuerliche und schleimige Tisanen verordnete, alles übrige aber der Natur überließ und weder Brechmittel noch Abführmittel, selten aber Aderlässe anwandte. (Abhandlg. über die Heilkräfte der Natur, im Anhang zu Giliberts Sammlung praktischer Beobachtungen, deutsche Übersetzg. v. Hebenstreit, Lpz. 1792, S. 402—04.)

Die hiesigen Ärzte kenne ich, einige wenige ausgenommen gar nicht, oder nur aus ihren Schriften; und sehr oft ist es der Fall, daß man sie aus dem, was sie geschrieben haben, von der besten Seite kennt, da sich hingegen die Hochachtung, der Nimbus, womit sie in der Ferne glänzen, bei persönlicher Bekanntschaft sehr verliert. Im Ganzen genommen muß ich aber gestehen, daß man, nach meinem Urtheile wenigstens, nicht leicht eine Stadt in Europa finden wird, wo so viele vortrefliche Ärzte beysammen sein sollten, als hier. So ganz elende, wie ich in vielen andern Ländern Deutschlands welche gekannt habe, wüßte ich dir hier keinen einzigen zu nennen. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie fällen dir meistens ein sehr richtiges Urtheil über die Krankheit, und irren sich selten in ihrer Vorhersagung. Auch ihre Behandlungsart könnte zum Muster dienen. Im Ganzen genommen, haben sie nicht so einen Wust von Gelehrsamkeit, wie viele norddeutsche Ärzte im Kopfe, (obgleich es auch in diesem Stücke merkwürdige Ausnahmen giebt z. B. Plenk[1]); aber dafür sind sie am Krankenbette desto besser. Ihre Recepte sind durchgehends einfach und den Krankheiten angemessen. Daß auch hierin Ausnahmen statt finden, siehst du leicht ein. Ich bin hier in einigen Apotheken bekannt und suche oft in den Recepten herum, worunter ich dann leider manche gefunden habe, die verdienten in Baldingers Sammlung elender Recepte zu stehen, z. B.

---

[1]) Plenk zeichnete sich durch außerordentliche Belesenheit und durch schriftstellerische Gewandtheit aus; seine publizistische Tätigkeit war erstaunlich fruchtbar, namentlich rührte eine große Zahl von Kompendien aus den verschiedensten medizinischen Fächern von ihm her. Gräffer (Sontagbl. 1843, S. 245) weiß von Plenk folgendes zu erzählen: »Kein Mensch in ganz Wien hatte so viele neue blau brochierte Bücher als Plenk; alle Wände eines großen Zimmers waren voll davon, in der Weihburggasse im alten Hause neben der Kaiserin von Österreich. In der Mitte dieses Zimmers saß er und schrieb den ganzen Tag aus und nach diesen blauen Broschüren neue Bücher, aber alles mit Talent und Leichtigkeit, Tendenz und Takt, zu gutem Absatz, latein und deutsch. Auf die Praxis verzichtete er zuletzt fast ganz. Bei seinen literarischen Arbeiten half ihm Eyerel, einer der gelehrtesten Ärzte von der Welt, aber ein armer, armer Teufel, ein Zyniker, wie es fast noch keinen gegeben. Sein Äusseres war eine Callot'sche Bettlerfigur; wo er wohnte, wie er wohnte? was er aß und trank, wie er aß und trank? lässt sich nicht schildern. Und dazu noch einige Rangen am Platzel bei den drei Brüdern. Seine Kommentarien zu Stolls Aphorismen beurkunden seine Erudition.«

℞ Camph. gr. XV
Mercur. dulcis ∂ j.
Gummi ammonia ℥ β
Rad. Asar. ℥ j.
Sachar. albi ℥ ji
Ol. caryophyll gtt. ji.

Schnupfpulver, wovon alle zwei Stunden eine Prise zu nehmen.

Glaube ja nicht, daß ich spasse, wenn ich dir sage, daß dies ein Mann verordnet habe, der durch seine Schriften weit und breit bekannt ist. Dergleichen Recepte könnte ich dir noch eine ganze Menge anführen, wenn ich wüßte, daß dir etwas damit gedient seyn sollte. Es ist zwar wahr, daß man nicht immer aus den Recepten auf den Arzt schließen kann; aber bei Gott! aus solchen kann man doch mit gutem Grunde die Geschicklichkeit desselben beurtheilen — wenn sie anders einer Beurtheilung werth ist. Ärzte aber, die so ein Dings schreiben sollten, wirst du hier gewiß sehr wenige finden; mithin beweist dies auch nichts, wenn vom Allgemeinen die Rede ist. Ich denke in dem Stücke mit Horaz: Ubi plura nitent non ego paucis offendar maculis. Wahrscheinlich, lieber Freund, ist es dir nicht wenig auffallend, daß ich Wien, was Arzneiwissenschaft betrift, so sehr vor allen andern Städten den Vorzug gebe. Aber nur Geduld! Du sollst gleich meine Gründe hören, die dich überzeugen werden, daß es würklich ein Wunder hätte seyn müssen, wenn sich die Sache nicht so verhielte. Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß in den meisten katholischen Ländern für die Armen, vorzüglich aber für die Kranken besser gesorgt ist, als in den protestantischen. Ich will dir davon nur ein einziges aber auffallendes Beispiel anführen. Vor einigen Jahren waren gewiß in Wien, Prag und Ollmütz mehr Hospitäler, als in allen preußischen Städten zusammen genommen; dies widerlege nur, wenn du kanst. Doch wieder zu meinem Zwecke. In keiner Stadt waren so viele und so gut fundirte Krankenanstalten, als hier, und die Ärzte, die denselben noch vorstehen, waren würklich ausgesuchte Leute. Swieten, de Haen, Collin, Quarin, Störk, Stoll etc. — meistens Männer, die Epoche in unserer Kunst gemacht haben. Viele dieser Männer haben clinische Vorlesungen gehalten, so, wie man sie halten soll, und wie es auch die Bedeutung des Worts lehret; sie handelten nemlich ihren Zuhörern eine Krankheit

ab, und gleich darauf gingen sie mit ihnen zu einem Patienten, der an derselben darnieder lag, examinirten ihn, oder ließen ihn von andern examiniren, machten ihre Zuhörer auf die wesentlichen und zufälligen Symptome der Krankheit aufmerksam, ließen selbige Indicationen formiren, und Indicata angeben etc. — und auf die Art mußte ja ein jeder, der diesem Unterrichte beiwohnte, wenn er nicht Häckerling statt Hirn in seinem Kopfe hatte, in seiner Kunst große Fortschritte machen. Wenn er nun diesen Unterricht lange genug genossen hatte, und sich etwas zutraute, so standen ihm alle Spitäler zum Besuchen offen — hier konnte er die Behandlungsart vieler Leute kennen lernen, hier konnte er vergleichen, erwählen und verwerfen, hier sah er täglich neue Fälle. — — — — — —

. . . Zu den bekanntesten Ärzten in Wien gehören unstreitig der Baron von Störk, Quarin, Plenck, Mertens, Ferro und sehr viele andre. Auch verdient der Hr. von Brambilla als Arzt und Wundarzt die Achtung des deutschen Publikums. Dieser Mann ist derjenige, der die Chirurgie bei der kk. Armee auf einen sehr guten Fuß gebracht hat, welche vorhin elend gewesen seyn soll. Der Baron von Störk ist, wie du weist, vorzüglich durch seine Versuche, die er mit verschiedenen giftigen Pflanzen angestellt hat, bekannt.[1]) Er machte diese Versuche bekannt, pries die Wirkungen der Cicuta, des Napells — und der Haufen der Ärzte in Osten und Westen schrie, Cicuta und Napell. Der Grund, weswegen der Hr. Baron zu seinen Versuchen vorzüglich giftige und betäubende Pflanzen erwählte, ist meines Bedünkens nach leicht einzusehen. Er wußte aus der Erfahrung, daß diese Pflanzen einen großen Einfluß auf die Verderbung der Gesundheit hatten, und nun schloß er sonderbar, oder wie man will, scharfsinnig genug, daß sie gehörig gebraucht, vielleicht auch die durch diese oder jene Krankheit verletzte Gesundheit wieder herstellen könnten. Er machte also in verschiedenen Zufällen mit diesen Pflanzen Proben, und theilte der Welt seine Beobachtungen mit. Aus diesen Versuchen erhellet nun, daß die Cicuta (denn ich kann unmöglich alle Pflanzen, die er untersucht hat, durchgehen) nebst vielen andern Wirkungen, vorzüglich und beinahe ein

[1]) Vgl. S. 8, Anm. 1.

Specificum gegen scirrhöse und Krebsschäden sey. Aber auch gleich darauf erschien in Wien von dem berühmten de Haen und in Breslau von Tralles eine Schrift gegen die Cicuta, gegen die denn auch, wie das natürlich ist, wieder viel geschrieben wurde. An allen Orten Deutschlands bediente man sich dieser Pflanze gegen den Scirrhus und Krebs innerlich und äußerlich, frisch und getrocknet, des Saftes und Extractes — und überall fand man (wenige Ausnahmen gelten hier nichts — zumal da sich auch dagegen erstaunlich viel einwenden ließe) daß es am besten wäre, entweder den Scirrhus der Natur zu überlassen, ihn blos vor äussern Zufällen zu verwahren, oder ihn, vorzüglich aber den Krebs, durchs Messer auszurotten. . . . So wie es dieser Pffanze gegangen ist, so geht es vielen Arzneymitteln, die zuerst, Gott weis, wie trefflich seyn sollen, nach unpartheiischen, ohne Vorurtheile angestellten Versuchen aber sehr verlieren. . . . So gehts jetzt schon mit der von Collin und Stoll so gepriesenen Arnica, und so wirds auch, denkt nur an mich, mit dem neu entdekten Spezificum gegen die venerischen Krankheiten, dem astragalus exscapus gehen. . . . Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen meines ehemaligen Lehrers. . . , der, wenn er so was Neues hörte, mit einem pathetisch weinerlichen Ton zu sagen pflegte, ach! meine lieben Zuhörer! nil novi sub sole! Die neoterici haben die Auctores nicht gelesen! Hierin hatte nun der gute Mann eben so sehr unrecht nicht, man frage nur die größten Litteratoren unsrer Zeit, einen Baldinger[1]) und Gruner[2]), und man wird hören, daß vieles für neu ausgegeben wird, welches doch schon vor einigen Jahrhunderten bekannt gewesen ist.[3]) Aber freilich, wie können sich auch viele unsrer jetzigen Herren Ärzte mit den Alten abgeben, da sie mit Journalen, Bibliotheken, Magazinen, mit kleinen Traktätchen, vielleicht auch mit

[1]) Ernst Gottfried Baldinger (1733—1804), Professor in Jena, Göttingen, Kassel, Marburg, ein um die medizinische Literaturgeschichte verdienter Autor.

[2]) Christian Gottfried Gruner (1744—1815) Professor in Jena, hervorragender Medikohistoriker; namentlich sind seine Arbeiten über die Geschichte der Blattern, der Syphilis und des englischen Schweißes, sowie seine Beurteilung der hippokratischen Schriften von dauerndem Wert.

[3]) Daß die mit Recht gerühmte Gelehrsamkeit dabei aber manchmal das tatsächlich Neue total verkannte, beweist z. B. die Beurteilung Auenbruggers, vgl. S. 14, Anm. 1.

schönen Schriftchen, Komödien, Romanen, Almanachen etc. zu thun haben. — — —

Von alten Zeiten her waren in Wien viele Spitäler, die ihren Ursprung den Stiftungen frommer und reicher Leute zu verdanken haben[1]). Das Kapital aller Spitäler zusammen genommen soll außerordentlich groß gewesen seyn, so daß ich mir nicht einmal getraue, dir die Summe anzugeben, die man mir hier genannt hat. Die Behandlung der Kranken, Medizin, Pflege, Lage der Gebäude etc. sollen elend gewesen seyn — meistens auch die Ärzte und Wundärzte; wenigstens sollen sie ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Dies bewog den menschenfreundlichen Kaiser Joseph, daß er alle Spitäler, ausser dem der barmherzigen Brüder, aufhob, und sich entschloß, den Fond derselben zur Erbauung und Unterhaltung eines allgemeinen Krankenhauses zu verwenden. Ob dieses dann hinreichend gewesen seyn, kann ich dir nicht sagen. Er gab zu dem Ende Befehl, daß der Baron, von Stirk, Quarin, Mertens und Stoll einen Plan zu einem allgemeinem Spital angeben möchten. Von allen diesen wurde der Vorschlag des Herrn Quarin angenommen. Die Chronique scandaleuse erzählt zwar die Geschichte anders; indessen, wer will das glauben? Genug, nach Quarins Plan wurde dieses Gebäude aufgeführt, die innere Einrichtung veranstaltet, und ihm das Direktorium desselben über geben — und zwar so, daß er völlige Gewalt hat, an und abzuschaffen, was ihm gut deucht. Das Gebäude entspricht völlig dem Endzwecke, weswegen es errichtet ist. Es liegt in einer gesunden Gegend in der Alsergasse, ist außerordentlich weitläufig, und, welches nur sehr viele Bequemlichkeiten zu haben scheint, nur zwei Stockwerke hoch. Die größte Reinlichkeit herrscht in allen Stuben, und diese selbst sind sehr geräumig und hoch, die Betten stehen nicht zu nahe bei einander, und das Bettzeug wird ausserordentlich reinlich gehalten. Man empfindet von dem beschwerlichen ungesunden Geruch, der in andern Spitälern herrscht, nichts, weil immer frische Luft in die Stuben gelassen werden kann, ohne die Patienten der Gefahr der Zug-

[1]) Vgl. Karl Weiß, Geschichte der öffentlichen Anstalten, Fonde und Stiftungen für die Armenversorgung in Wien (Wien 1867.)

luft auszusetzen — kurz, ich muß die ganze Einrichtung loben, und den großmüthigen Kaiser, der seinen armen Unterthanen dies Gebäude errichten ließ, segnen.

Mit diesem Gebäude, welches man gewöhnlich das allgemeine Krankenhaus oder das Civilspital zu nennen pflegt, ist der sogenannte Narrenthurm, das Siechen- und das Findelhaus verbunden. Auf dem ersten, und größten Hofe desselben, steht die praktische Lehrschule, an welcher ehemals Stoll als Lehrer stand, dessen Stelle jetzt ein gewisser Reinlein[1] erhalten hat. Die Ärzte und Wundärzte, welche bei dieser Anstalt sind, sollen meistens vortreffliche Leute seyn — wenigstens sind es die, welche ich habe kennen lernen. Sie werden in primarii und secundarii eingetheilt, welche Rangordnung auch bei den Wundärzten statt findet, und sind alle recht gut besoldet. Auf jeder Stube sind zwei oder drei Aufwärter, je nachdem nemlich eine größer ist, als die andre. Auf den Stuben, wo männliche Patienten liegen, warten auch Personen dieses Geschlechts auf, und umgekehrt Weiber bei weiblichen Kranken. Mich dünkt bemerkt zu haben, daß die Stuben, worin Krankenwärterinnen sind, noch reinlicher gehalten werden, als die der Krankenwärter. Also auch bei diesem Geschäfte zeigt sich die Liebe der Weiber zum Putze. Jede dieser Personen bekömmt monatlich neun Gulden Besoldung, nebst freier Wohnung, Holz, etc. und was sie sonst noch haben mögen. Ich begreife nicht, wie Herr Nikolai, für den ich übrigens allen Respect habe, in seiner Reisebeschreibung hat behaupten können, daß die liederlichen Weibspersonen, welche die Polizei von den Strassen auffängt, als Krankenwärterinnen bei dieser Anstalt angestellt werden. Wenn das wahr wäre, dann würde freilich ein Hauptendzweck, ordentliche Bedienung, wegfallen, da man sich leicht vorstellen kann, wie diese Personen in Abwesenheit des Arztes wirthschaften würden. Dies ist aber hier nicht der Fall, und kann es auch nicht seyn, da dem großmüthigen Kaiser alles daran liegt, das Spital immer mehr und mehr zu vervollkommnen. Zudem sind ja bei Gott neun Gulden monat-

[1] Unter ihm verfiel der klinische Unterricht, so daß die Fremden bald fortblieben. Er hatte vorher im Konsumarhofe der niederen Kategorie der Wundärzte Unterricht ertheilt, durch den Einfluß seines Gönners Störk erhielt er zum Schaden der Schule nach Stolls Tod die Leitung der medizinischen Klinik.

liche Besoldung, nebst andern Accidenzien, für dergleichen Leute keine Kleinigkeit! Ich weiß zuverläßig, daß, sobald nur eine dergleichen Stellen offen ist, der Herr von Quarin mit Bittschriften über Bittschriften geplagt wird. Ja, wenn Herr Nikolai das von einer Krankenanstalt in einem andern Lande gesagt hätte, bei welcher die aufwartenden Personen täglich acht Pfennige Besoldung erhalten, und wo man bei den meisten die Spuren der gehabten venerischen Krankheit an der Nase, und Stimme gewahr wird — dann würde ich nichts dagegen haben. Hier aber kann ich ihn versichern, daß sich die Sache ganz anders verhält . . . [1])

Der Herr von Quarin ist, wie gesagt, erster und einziger Direktor dieser Anstalt [2]), der blos dem Kaiser von seinem Verfahren Rechenschaft zu geben braucht. Er läßt es auch eben nicht undeutlich merken, daß er allein zu befehlen habe. Das »sic volo, sic jubeo, stat pro ratione voluntas«, scheint recht auf ihn zu passen — nur mit dem wesentlichen Unterschiede, daß er gewiß nicht leicht etwas ohne Grund thun wird. Er wird auswärts ausserordentlich verkannt, wo man ihm, Gott weis, was nicht alles nachredet. Wahrscheinlich hat er diesen Ruf den Schülern des verstorbenen Stoll, vielleicht auch seinen eigenen Untergebenen, zu verdanken. Doch davon bei Gelegenheit der praktischen Lehrschule mehr! Daß er im Spital auf Ordnung hält [3]), daß er vielleicht gegen die primarii und secundarii einen etwas zu hohen Ton annimmt, verdenke

---

[1]) Der ärztliche Dienst im Allg. Krankenhause wurde von 4 Primarärzten, 5 Sekundarärzten, 1 Chirurgenchef, 3 Oberchirurgen, 5 Unterchirurgen, 8 chirurgischen Praktikanten, 1 Oberakkoucheur und 1 Geburtshelfer versehen. Das Wärterpersonal bestand aus 140 Personen. Im Voranschlag Quarins wurden als Besoldung bestimmt für jeden der 2 Medizi, welche im Spital wohnen und wenigstens 2 mal täglich Visite machen mußten, 1200 fl., für jeden der beiden andern 600 fl., für jeden Assistenten 300 fl., für den Chirurgenchef 1200 fl., für jeden Oberchirurgen 800 fl., für jeden Unterchirurgen (Assistenten) 300 fl., für jeden chirurgischen Praktikanten 100 fl., für den ersten Akkoucheur 500 fl., für den zweiten 300 fl., für die Hebamme 300 fl. Das Wartepersonal erhielt 9 fl. bis 9 fl. 30 kr. monatlich. Erst seit 1797 wurden auch für die Männerzimmer Wärterinnen angestellt.

[2]) Quarin, der Leibmedicus und n.-ö. Regierungsrat war, führte den Tite Oberdirektor des allg. Krankenhauses.

[3]) Instruktionen für den ärztlichen Dienst wurden, wahrscheinlich von Quarin selbst, Insruktionen entworfen, aus denen unter anderm zu sehen ist, daß für die Ordination bindende Arzneiformeln bestanden.


Qui pauperibus prodest
locupletibus nocet.

ich ihm gar nicht; von ihm wird alles gefordert, und auf ihm liegt die ganze Verantwortung. Hierzu kömmt noch, daß er und der Herr von Brambilla nicht die besten Freunde seyn sollen, daß dieser bei dem Kaiser sehr viel gilt, und daß er also auch schon aus dieser Rücksicht das Spital in dem bestmöglichsten Zustand zu erhalten suchen muß. . . . Von seinen Verdiensten, die er als Arzt hat, brauche ich dir wohl nichts zu sagen; von der Seite ist er bekannt genug, und wird allgemein geschätzt![1]) Übrigens scheint er mir ein Mann von einem recht guten Charakter zu seyn, der gern die Freuden dieses Lebens genießet, und andere gerne an seinem Vergnügen Theil nehmen läßt. Freilich kann ich dir auch nicht läugnen, daß er hier in dem Rufe eines launigten, stolzen Menschen stehet, vielleicht aber ist an letzterm blos sein Äusseres Schuld. Mit einem Worte — Quarin ist ein würklich sehr verdienstvoller Mann, den man gewiß nur deswegen tadelt, und verläumdet, weil man ihm seine Geschicklichkeit, sein Ansehn, und sein Verdienst um die Einrichtung des Spitals beneidet. Von einer weitläuftigen Praxis läßt sich zwar nicht immer der Schluß auf Geschicklichkeit machen; sehr oft aber mag doch diese Art zu schließen wohl richtig sein. Nun aber hatte Quarin von jeher ausserordentlich viel zu thun, und könnte noch weit mehr haben, wenn es ihm darum zu thun wäre, und wenn er sich in den Genius der Nation etwas mehr schicken wollte. Von seinem Vater (dies weiß ich blos von hören sagen) soll er eine ansehnliche Erbschaft erhalten haben, die aber, trotz seiner ausgiebigen Praxis, in einigen Jahren den Weg alles Fleisches soll gegangen seyn. Nun fieng er an ökonomischer zu leben, und in einigen Jahren hatte er sich wieder ein nicht kleines Kapital gesammelt. Gleich nach Stolls Tod las er ein Collegium über verschiedene chronische Krankheiten, wahrscheinlich in der Absicht, um den Fremden Stolls Verlust weniger merken zu lassen. Aus diesem Collegio allein konnte man den großen, den erfahrenen, den philosophischen Arzt kennen fernen. Sein Vortrag (er liest lateinisch) ist kurz, deutlich und angenehm — nur mußt du freilich nicht Latein von ihm verlangen, wie es Gaubius schrieb; auch mußt du, welches mich

[1]) Auch ausländische Ärzte haben seines praktischen Unterrichts am Krankenbette anerkennend gedacht und ihm in dankbarer Gesinnung Schriften gewidmet.

freilich sehr wundert (es scheint nemlich, als wenn er die alten Dichter fleissig gelesen habe) ihm seine Aussprache der lateinischen Wörter, die theils italienisch (aber sehr wenig) theils aber sehr oft gegen die Prosodie ist, nicht übel nehmen. So spricht er zum Beispiel in anisum, umbilicus etc. immer die vorletzte Silbe kurz aus. . . . Als er dieses Collegium endigte, so sagte er, daß er nächstens über verschiedene einfache und zusammengesetzte Medikamente lesen würde, und schloß mit den Worten: vellem ut tum et medici primarii et secundarii, hic adessent Dies vellem hieß verdolmetscht nichts anders, als jubeo. Nun mußt du aber wissen, daß die meisten Primarien nicht viel jünger, wo nicht gar eben so alt sind, als er, in der Stadt zum Teil eine ansehnliche Praxis haben, und als Schriftsteller alle Achtung verdienen. Es war ein sonderbarer Anblick, einen Mann lesen zu sehen, der kaum über vierzig Jahr alt[1]) zu seyn schien (denn man sieht ihm sein Alter gar nicht an) und Zuhörer hatte, denen die Spuren des ziemlich herbeigerückten Alters deutlich auf dem Gesichte geschrieben waren — die alle nachschrieben, ja einige sogar das, was beinah jeder Anfänger in der Kunst wissen sollte, gleichsam, als wenn sie nichts wollten umkommen lassen, was dieser verdiente Mann sagte, oder wahrscheinlicher, um ihm dadurch ein Compliment zu machen. . . . Ehe ich nun weiter rede, muß ich dir erst von der Heilmethode im Allgemeinen Nachricht geben. Diese ist sehr simpel, der Natur der Krankheit angemessen, mithin vortreflich. Wenn es irgend nöthig ist, den Ärzten die Behandlung der Krankheiten vorzuschreiben und ihnen gewisse Formeln zur Richtschnur zu geben, so ist es gewiß in dieser sehr grossen und weitläufigen Anstalt. In dieser Absicht hat also der Hr. von Quarin den Ärzten des Spitals ein sogenanntes Dipensatorium vorgeschrieben, das nach meiner Einsicht vortreflich ist. . . . Denke aber nicht, daß die Ärzte von diesen Formeln nicht abweichen und an deren statt andere zusammensetzen dürfen. Überhaupt läßt sich gemeiniglich von der Geschicklichkeit des Arztes und von dem Nutzen seiner Recepte am besten a posteriori aus den Folgen urtheilen. Daß dieser Satz seine sehr vielen Einschränkungen leide, ist gewiß; aber

[1]) Quarin stand damals bereits im 55. Lebensjahre.

davon ist hier die Rede nicht. Ich muß also wohl eine Krankenanstalt loben, worin das Verhältniß der Gestorbenen gegen alle andre Anstalten dieser Art, die ich kenne, ausserordentlich geringe ist. Und dies ist bei dieser offenbar der Fall, wie man aus der Todtenlisten sehen kann.

Der erste Arzt des Spitals, den ich besuchte und dessen Ordinationen ich beiwohnte, war der Hr. Battisti, ein Schüler des verstorbenen Stoll. Er schrieb seine Inaugural-Dissertation von den Krankheiten der Weiber, die er kürzlich deutsch und sehr vermehrt herausgegeben hat. Das Buch ist, im Ganzen, recht gut; aber der jämmerliche Styl (er ist ein Italiener) macht es kaum lesbar [1]). Dieser Arzt, der lauter weibliche Patienten zu besorgen hat, gefiel mir recht gut; er examinierte die Kranken genau, that keine unnöthigen Fragen, ließ aber auch keine nöthigen aus und verordnete sehr gut. Ihm habe ich sehr viel zu verdanken. Aber erstaunt bin ich über seine Liebe zu Venäsectionen und über die öftere Wiederholung derselben. Die geringste Beklemmung der Brust, der kleinste Schmerz oder Stich in derselben, der vielleicht von verhaltenen Winden herrühren mochte, ein etwas starker, oft nichts weniger als harter Puls, war ihm oft eine hinlängliche Anzeige zu einem Aderlaß. . . . Übrigens ist Hr. Battisti sehr fleißig; er besucht seine Stuben zweymal, zuweilen dreymal. Er verfährt, so wie ich dieß überhaupt von allen Ärzten dieser Anstalt rühmen muß, mit seinen Kranken sehr leutselig und erlaubt ihnen gewiß alles, was er als Arzt erlauben darf. . . . Nachdem ich einige Zeit bei dem Hr. Battisti gewesen war, so gieng ich zum Hr. Strasky, den ich noch bis jetzt besuche. Dieser ist ebenfalls ein sehr guter, sehr braver Arzt — aber auch, welches freilich schon genug ist, nichts mehr, als practischer Arzt. . . . Eine comische Seite hat der Hr. Strasky, nämlich seine

[1]) Battisti Bartolomäus aus Rovereto behandelte in seiner umfangreichen Arbeit Diss. inaug. de foeminarum morbis die gesamte Pathologie der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes. Darin wird die damals herrschende Theorie der Milchmetastasen in Zweifel gezogen. B. diente im allgemeinen Krankenhause zuerst als Sekundararzt, seit 1785 als Primararzt und wurde 1788 als Nachfolger Moscatis nach Mailand berufen, wo er die Direktion des dortigen Spitals übernahm. Durch sein Buch »über die Krankheiten des schönen Geschlechts« (Wien 1784, erweiterte und popularisierende Ausgabe der Dissertation) wurde er sehr bekannt.

rasende Sucht zu erklären, wodurch er wenigstens zuweilen denjenigen, die seinen Ordinationen beiwohnen, kein Kompliment macht[1]). Einmal unter andern erklärte er uns, was ein Fieber sey, theilte die Fieber ein, als in intermittentes, continentes, & continuas. Diese theilte er wieder in inflammatorias, biliosas, putridas, & quae a causa incognita oriuntur. Lieber Gott! Der Mann meints herzlich gut; man kann ihm ja mithin dieß gerne verzeihen. Dieser Arzt geht ebenfalls äusserst schonend mit den Kranken um. Ich wunderte mich anfangs nicht wenig, wenn ich zuweilen auf der Tafel eines Patienten das Wort cachexia las, da doch der Kranke blühte, wie eine Rose. Endlich aber hörte ich, daß dies gemeiniglich so viel, als Syphilis bedeute. Dies geschieht, um einem solchen armen Teufel, der aus verschiedenen Ursachen nicht gerne auf das sogenannte venerische Zimmer mag, die Schaam zu ersparen, wenn ihn etwa jemand seiner Bekannten, oder andere Leute besuchen sollten! .... Von der Behandlung der äusserlichen Kranken kann ich dir wenig sagen; ich bin selten in den chirurgischen Stuben gewesen, auch in der kurzen Zeit, als ich da gewesen bin, habe ich Dinge gesehen, die mir nicht recht gefallen wollen. Mit einem und dem nemlichen Schwamm werden, um dir nur ein Beispiel anzuführen, Geschwüre aller Arten ausgewischt. Heißt dies nicht offenbar, die Ansteckung begünstigen? — — — — — — — — — — Nun noch einige Bemerkungen, und dann zur practischen Lehrschule. Wenn du, ohne Vorurtheil, ohne Aberglauben, für den alten Vater Hippocrates und seinen eifrigen Vertheidiger, den Herrn de Haen auf die critischen Tage Acht giebst, so wirst du finden, daß die ganze Sache weiter nichts sey, als eine Träumerey. Ich habe gewiß eben so viele Patienten an nicht critischen Tagen sterben und genesen gesehen — ja, was noch mehr ist, ich habe sehr selten in die Augen fallende Crisen beobachtet. .... Die Curart ist hier so gelinde, so wenig tumultuarisch, als nur immer seyn kann. Die Curart der hitzigen Krankheiten bestehet hauptsächlich in erweichenden, auflösenden Decokten von Gras- oder

[1]) Strasgy Ad., einer der beschäftigtesten Ärzte Wiens, 1784—1798 Primararzt im Allg. Krankenhause (sodann ordin. Arzt am Waisenhause), widmete sich mit großer Hingebung dem Unterricht am Krankenbette.

Altheen Wurzel, mit Oxymel simplex [1]), wozu man noch, wenn es erforderlich ist, ein Paar Drachmen vom arcanum duplicatum [2]) setzt, in Clystiren und einer schicklichen Diät — und nirgend habe ich, ohne merkliche critische Ausleerungen zu finden, so viele hitzige Krankheiten heilen sehen, als hier. . . . Unter der großen Menge Patienten, die ich hier zu sehen Gelegenheit hatte, habe ich sehr wenige — ich glaube nicht einmal sechs — gefunden, die das Friesel hatten, bei welchen allen es nichts weniger als critisch anzusehen war. Dies scheint offenbar des berühmten de Haens Meinung von Entstehung des Friesels (ratio medendi T. I. introd.) zu bestätigen. Auch dieser sah in seinem Spitale, nachdem er in demselben eine vernünftige Einrichtung in Ansehung der Betten, Kleidung, Heitzung der Zimmer etc. getroffen hat, selten Friesel [3]). . . . So lange, als ich das Spital besuche, habe ich noch kein Brechmittel verordnen sehen [4]). Ob dies zu loben oder zu tadeln sey, mag ich nicht entscheiden; ich für mich denke medium tenuere beati. . . . Mit der Benennung Fieber geht man hier im Spital äusserst freigebig um. Wenn einer hinein kömmt, der eine schmutzige Zunge, lettigen oder handigen (faden oder bittern) Geschmack im Munde, verlohrnen Appetit, Kopfschmerzen etc. hat, sein Puls mag noch so natürlich seyn, und Exacerbationen mögen gar nicht statt finden, so wird doch an die Tafel febris biliosa geschrieben. Eben so bedeutet hier febris rheumatica oft weiter nichts, als rheumatismus sine febre. Das rohe Spießglanz, welches von sehr vielen Ärzten, selbst von Boerhave, als ein unwirksames Mittel beschrieben

[1]) Man sieht aus dieser Angabe, daß die exspektative Therapie in Wien sehr alten Datums ist und eigentlich mit Unrecht als eine Errungenschaft der zweiten Wiener Schule angesprochen wird.

[2]) Schwefelsaures Kali.

[3]) Es war de Haen, welcher der Lehre entgegentrat, gemäß welcher alle Hautausschläge eine »kritische Bedeutung« besitzen und die Heilung fieberhafter Krankheiten durch den Ausbruch eines Hautausschlages beschleunigt würde. Insbesondere behauptete er, daß Friesel und Petechien bloß symptomatischen Charakter hätten. Daher verwarf er die schweißtreibenden Mittel, welche zu seiner Zeit übermäßig angewendet wurden.

[4]) Gegen die früher und zu seiner Zeit übertriebene Vorliebe für Brechmittel hatte de Haen erfolgreich angekämpft, »der Gastricismus« der Anhänger Stolls leistete der Anwendung von Brechmitteln wieder Vorschub.

wird, wird hier, in Hautkrankheiten, die von einer Schärfe in den Säften herrühren sollen, ausserordentlich häufig, und mit Nutzen angewandt. . . .

Die mit der Krätze behafteten kommen gewöhnlich hier in ein besonderes Zimmer, über welches der Herr Sommer als Arzt gesetzt ist. . . . In den Zimmern, die ich besuchte, vorzüglich beim Hr. Strasky waren auch verschiedene Krätzige. Sie wurden blos durch innerliche Medikamente[1]), und auch darunter war sehr selten Schwefel, behandelt — und der Erfolg davon war, daß sich die armen Sünder ausserordentlich lange mit dieser lästigen Krankheit schleppen mußten. Ich erstaunte anfangs nicht wenig, als ich hier die Krätze so oft als kritisch beobachtete — wenigstens wurde sie mir dafür ausgegeben. Aber das Rätsel löste sich mir bald auf. Ich gieng nämlich sehr oft in die Krankenstuben, wenn auch kein Arzt da war, und nun sah ich denn, daß Krätzige und Nichtkrätzige en bonne Compagnie mit einander lebten. Auf diese Art war ja nichts leichter möglich, als daß einer den andern ansteckte. — — — — Die venerischen Krankheiten werden hier, seit einiger Zeit, auf eine ganz eigene, und, wie es heist, glückliche Art behandelt. . . . Dies Mittel ist die Wurzel einer Pflanze, die Astragalus exscapus heißt. Der Herr Baron von Störk, der die materia medica so ansehnlich mit giftigen Pflanzen vermehret hat, wählte jetzt einmal zum Gegenstande seiner Unternehmung eine von nicht so erhabenen Tugenden, als die Cicuta, Napell, flammula Jovis, stramonium etc. Die Wurzel des Astragals soll, nach einem Briefe, den er von einem Professor aus Ofen bekommen hat, dasjenige Mittel seyn, welches sich die gemeinen Leute in Ungarn zur Heilung der Franzosen bedienen. Er ließ sich daher eine Quantität derselben schicken, gab sie dem Herrn von Quarin, und bat ihn, mit selbiger Versuche im Spitale anzustellen. (Siehe Quarin animadversiones in diversos morbos, ein Buch, welches ich dir nicht genug empfehlen kann.) . . . Das sogenannte venerische Zimmer, welches unter der Aufsicht des geschickten Herrn Zeller[2])

[1]) Sommerer. — Entsprechend der herrschenden Anschauung, die sich bis zu Hebras Zeiten erhielt, galt die Krätze als Dyskratie.

[2]) Simon Zeller, der als erster Accoucheur seit 1784 dem Allg. Krankenhause angehörte.

steht, habe ich bis jetzt noch nicht besucht. Auf demselben soll sich der Astragalus, wie man sagt, sehr wirksam gezeigt haben. . . . Das kann ich dir aber ganz gewiß sagen, daß auch auf dem Zellerschen Zimmer Mercur angewandt wird. Der Herr Zeller wunderte sich, wie mir ein glaubwürdiger Mann erzählt hat, einmal gar sehr, da er sahe, daß der Astragalus bei einem Patienten den Mund geschwollen und die Zähne wackelnd machte — vielleicht wollte er es schon gar als eine observatio rara, digna, ut posteris traderetur, aufzeichnen — als es zum Unglück herauskam, daß die Krankenwärterinn der Person die neapolitanische Salbe verschiedenemal eingerieben hatte. — — — Ich glaube nicht, daß in irgend einer Stadt Deutschlands so viele lungensüchtige Personen gefunden werden als hier[1]). Ganz gewiß sind von zehn Kranken drey, wo nicht mehr, mit diesem schrecklichen Übel behaftet. Vorzüglich aber scheint diese Krankheit unter der niedrigen Volksklasse zu wüthen, wovon sich auch hinreichende Ursachen angeben lassen. Warum es aber überhaupt hier so viele Lungensüchtige giebt, das sollst du gleich hören. Die Witterung ist hier sehr unbeständig, — bald warm, bald wieder kalt, jetzt regnicht, und gleich darauf Sonnenschein. So veränderlich nun die Witterung ist, eben so sehr sind es auch Wiens Einwohner in Ansehung der Kleidung. Da nun die Leute, im Durchschnitt genommen, hier nicht so abgehärtet sind, als bei uns, da ihre Erziehung überhaupt zärtlicher ist: so siehst du wohl leicht ein, daß sie auch mehr von Catarrhen geplagt werden müssen, als wir. Ein schlecht behandelter Catarrh aber geht sehr oft in eine Lungenentzündung über, und diese läßt gewöhnlich den Saamen zu Verhärtungen oder Geschwüren zurück. . . . Die zweyte Ursache der häufigen Lungensuchten in Wien rührt gewiß von dem entsetzlichen Staube her, den man hier des Sommers einschlucken muß. . . . Ferner trägt auch die entsetzliche Bevölkerung dieser Stadt, die hohen Häuser, engen Gassen, und die sehr starke Miethe nicht wenig zur Ausbreitung dieser Krankheit bey. Die Armen, oder weniger Bemittelten wohnen gewöhnlich im vierten, fünften, ja sogar im sechsten Stockwerk (denn nicht wenige Häuser haben hier eine solche Höhe) in engen Gassen, wo

[1]) Der Morbus Viennensis bildet einen stereotypen Abschnitt in jeder Beschreibung Wiens.

weder Sonne noch Mond hineinscheinen kann, und die mithin den Durchgang der Luft beinah gar nicht verstatten. Eine einzige kleine Stube wird oft von einer ganzen Familie bewohnt, die Fenster werden selten geöffnet, um frische Luft hereinzulassen (denn Gott bewahre! daß der gemeine Mann die Wärme, die in seiner Stube sich befindet und die ihm Geld gekostet hat, sollte verfliegen lassen) und die unglücklichen Bewohner eines solchen Kerkers athmen also die Luft wieder ein, die schon in den Lungen anderer dephlogistisirt worden ist. Die Menge der Treppen, die diese Elenden täglich auf und absteigen müssen, trägt gewiß auch das Ihrige zu dieser Krankheit bei — dadurch wird der Körper erhitzt, es entstehen Congestionen in den schon geschwächten Lungen und durch das öftere Wiederholen dieser Arbeit — denn es ist eine wahre Arbeit, zudem, da die Bewohner oft noch dazu Wasser, Victualien etc. herauftragen müssen, spuckt der schon schwächliche Mensch endlich Blut und dann ist er oft oder wohl meistens bald hin. Ferner ist es eine, wenigstens bei mir ausgemachte Sache, daß die Lungensucht ansteckend sey — man hat gar zu viele und zu auffallende Beweise, die diesen Satz bestättigen [1]) Wenn nun viele Leute in einer Stube wohnen, die mit den giftigen Ausdünstungen eines solchen Kranken angefüllt ist, wenn man mit demselben aus einem Glase trinkt, sich dessen Kleider bedient, bei ihm im Bette schläft etc. so ist es natürlich, daß man selbst schwindsüchtig werde, daß der schwindsüchtige Mann seine Frau anstecken, und daß diese Kinder zur Welt bringen muß, die wenigstens eine grosse Geneigtheit zu dieser schrecklichen Krankheit haben. Aber mehr als alles dies trägt hier das sogenannte deutsch Tanzen zur Entstehung dieser Krankheit bei. Dieser Tanz ist eigentlich eine gemässigte Art von Walzen und alle Österreicher lieben denselben bis zur Raserey. Daß es eben nicht der ehrbarste Tanz sey, kannst du schon daraus sehen, weil ich ihn mit dem Walzen ver-

[1]) Die obigen Ausführungen sind sehr bemerkenswert als Beitrag zur sozialen Medizin. Was die Kontagiosität der Lungenschwindsucht anlangt, so wurde diese schon im Altertum und bis in die neueste Zeit immer wieder von guten Beobachtern behauptet, ohne von den herrschenden Schulen anerkannt zu werden — bis endlich die Entdeckung des Tuberkelbazillus die Wahrscheinlichkeit zur Gewißheit erhob.

gleiche. Er erhitzt also auf eine doppelte Art den Körper. Die meisten sind so sehr in denselben vernarrt, daß sie sich, so lange es ihre Kräfte nur erlauben, in einen weg umdrehen. Nun setzen sie sich, äusserst erhitzt und müde nieder, trinken ein Glas Limonade oder sonst etwas, und am andern Tage haben sie eine Lungenentzündung, die, wenn sie auch den Tod nicht hervorbringt, doch ihr Lebensziel sehr verkürzt, weil sie hernach gewöhnlich wenigstens schwindsüchtig werden. Während der Faschingszeit, wo alles tanzt, was nur Füsse hat, sieht man täglich die Wahrheit dieser Bemerkung in dem Spitale. Alsdann werden dergleichen Kranke dutzendweise hineingebracht, die, nach ihrem eigenen Geständnisse, ihre Krankheit einer Verkältung beim deutschtanzen verdanken. Auch ist dieser Tanz noch auf eine andere Art der Bevölkerung schädlich. Die hiesigen Männer und Weiber sind, wie gesagt, in denselben ordentlich vernarrt, ja letztere lassen es auch nicht einmal, wenn sie schwanger sind. Die Folge davon ist gewöhnlich ein Abortus, bei dem nicht selten auch die Mutter das Leben verliert. Ich habe davon in der kurzen Zeit, die ich in Wien zugebracht habe, verschiedene traurige Beispiele erlebt. Die Kurart der Schwindsucht im Spitale weicht von der gewöhnlichen nicht ab; ich brauche dir hiemit nichts davon zu sagen. Daß auch hier die Ärzte, trotz aller ihrer Gelehrsamkeit und Mühe, die sie sich geben, gegen diese Krankheit sehr wenig ausrichten, wirst du mir ohne feierliche Versicherung glauben. — — — — Die Anzahl der rhachitischen Kinder ist hier, in Vergleichung mit anderen Städten äusserst gering. . . . Die Lage Wiens ist sehr gesund, hoch und nichts weniger als sumpficht — vorzüglich sind die Vorstädte wegen des Durchzugs der freien Luft, der Erhaltung der Gesundheit günstig. Die Einwohner sind durchaus wohlhabender, als in allen andern Städten, die ich gesehen habe. Natürlicherweise ist also auch ihre Nahrung besser — zudem da der Preis der Lebensmittel wegen der Nähe von Ungarn sehr wohlfeil ist. Die körperliche Constitution der Wiener ist, nach meinem Urtheile, im Ganzen betrachtet, besser und dauerhafter, als diejenige vieler anderen Städte. Die hiesigen Einwohner, auch die vom geringsten Stande, geniessen gute und gesunde Nahrungsmittel und wenigstens des Tages einmal Rindfleisch, welches hier trefflich ist.

Die venerische Krankheit ist hier, wenn ich mich nicht sehr irre, wohl nicht so allgemein, als an andern Orten. Der Wein wird mäßig getrunken, und Branntwein sehr wenig. Nur die aus den niedrigsten Klassen besaufen sich. . . . Sollte dies allein nicht hinreichend seyn, um dir zu erklären, warum es hier weniger rhachitische Kinder giebt, als anderswo? Ich glaube es wenigstens! — — — — Die practische Lehrschule ist ein schönes geräumiges Gebäude, welches sich auf dem ersten und grösten Hofe des Spitals befindet. Es ist drei Stockwerke hoch (nach der hiesigen Rechnung hat es nur zwei, weil die Wohnungen auf ebner Erde nicht zum Stockwerk gerechnet werden — welches mir auch der Etymologie des Wortes gemäßer zu seyn scheint. In dem dritten Stocke sind zwei Krankenzimmer, und in jedem stehen sieben Bette. Nebenbei ist der Hörsaal. Der Lehrer an dieser Anstalt muß im nemlichen Gebäude wohnen, damit er, wenns erforderlich ist, gleich bei der Hand seyn kann[1]). Daß übrigens Aufwartung, Reinlichkeit, kurz alles was zur vollkommenen Pflege eines Kranken gehört, eben so gut, wo nicht noch besser, als auf den gewöhnlichen Krankenstuben sey, das brauche ich dir wohl nicht zu sagen. Und doch haben diese einen wesentlichen Vorzug, vor jenen!

Hier war es, wo der verstorbene Stoll, als Lehrer stand. Seine Verdienste, die er um die Medizin, die er als Lehrer hatte, kennt jeder — jeder schätzt und bewundert ihn deswegen.

[1]) Die der »praktischen Lehrschule zugewiesenen Zimmer befanden sich im zweiten Stocke des freistehenden Direktionsgebäudes (»Stöckel«) nebst einem Lehrsaale und Bibliothekszimmer. Ausser der medizinischen war dort anstoßend auch die chirurgische Klinik (Steidele) untergebracht. Dte Assistenten hatten im Hause freie Wohnung. Jedes der klinischen Krankenzimmer hatte 6 Betten, das 7. Bett war für das Wartepersonal bestimmt. Als jährliches Ausgabebudget hatte Quarin für die medizinische Schule durchschnittlich 3140 fl. beantragt, welche Summe aber erst nach längerem Widerstreben bewilligt wurde. Peter Frank schilderte in seiner Autobiographie die Stoll'sche Klinik mit folgenden Worten: Die medizinische Klinik bestand, so wie die anstoßende chirurgische, aus 2 kleinen, nur auf einer Seite mit Fenstern versehenen und durch einen ziemlich finsteren, im Winter meistens mit Rauch ausgefüllten Gang voneinander getrennten Stuben, in deren jeder 6 Betten auf der einen Seite für das männliche, auf der anderen für das weibliche Geschlecht (ein 7. Bett für die Wärterinnen) aufgestellt waren. In der Mitte war ein besonderes, ebenfalls kleines, den chirurg. Operationen gewidmetes Zimmer mit einem Bette. Nebenbei befand sich der Hörsaal.

Kein einziger Arzt der neuern Zeiten, selbst Tissot[1]) nicht, der doch vor einigen Jahren der Liebling Gelehrter und Ungelehrter war — ob er es so ganz völlig verdiente, mag ich nicht entscheiden — hat sich einen solchen Namen erworben, als Stoll. Aus allen Provinzen Europens zogen Mediziner nach Wien — hier fandest du Dänen, Russen, Schweden, Engländer, Spanier[2]), kurz alle Nationen des Welttheils. Unmittelbar nach Stolls Tode reisten viele Fremde weg, weil sie jetzt nichts mehr lernen zu können gedachten. . . . Eben so sehr, als seine Kenntnisse, wurde auch sein sittlicher Character, vorzüglich in Norddeutschland gerühmt. Du erinnerst dich vielleicht noch der schönen Unterschrift, die in der allgemeinen deutschen Bibliothek unter seinem Bildnisse steht:

Wünsche Ärzten seine Kunst,
und Königen sein Herz!

Wahrlich der größte Lobspruch, den man einem Arzte beilegen kan! Die Schüler Stolls giengen in ihrem Enthusiasmus noch weiter; sie glaubten Stolls Karakter auf Kosten des Spitaldirektors, des Herrn von Quarin[3]), erheben zu müssen. Aber auch Quarin ist von Seite des Herzens ein

[1]) Tissot Simon André aus Lausanne (1728—1797), Arzt in seiner Vaterstadt und kurze Zeit Professor in Pavia, einer der berühmtesten Praktiker seiner Zeit, verfaßte zahlreiche Schriften, von denen die über Nervenkrankheiten (z. B. Epilepsie) und die hygienischen, populär-medizinischen, die meiste Verbreitung gefunden haben (z. B. über Onanie).

[2]) Unter den Assistenten Stolls kommt auch ein Amerikaner vor (Franz Josef Kaufmann aus Philadelphia).

[3]) Der Antagonismus Quarins und Stolls ist unleugbar und gewiß war es die mehr weiche, gemütstiefe Natur des letzteren, welche im Widerstreit mit dem energischen, herrschsüchtigen Wesen, wie es Quarin eigen war, unterliegen mußte. Quarin, der selbst für die Lehrtätigkeit Neigung besaß, scheint eifersüchtig auf die klinische Stellung und den Ruhm Stolls gewesen zu sein, und seine Gegnerschaft war nicht bloß eine persönliche, sondern auch eine wissenschaftliche, insofern er z. B. Stolls therapeutische (evakuierende) Methode entschieden mißbilligte. Als Stoll in der Gunst des Kaisers, dessen Zentralisationspläne er in der Krankenhausfrage freimütig abzulehnen gewagt hatte (vgl. S. 39), gesunken, und Quarin Oberdirektor des allgemeinen Krankenhauses geworden war, kam das feindliche Verhältnis beider Männer zum vollen Ausdruck. Stolls Klinik erhielt unzweckmäßige Räumlichkeiten, weder qualitativ noch quantitativ das erforderliche Krankenmaterial, ebensowenig ein geeignetes Sektionslokal usw. Die Nörgeleien, denen Stoll ausgesetzt war und die seine Forschungs- wie Lehrtätigkeit hemmten, verstimmten ihn sehr und es ist kein Wunder, daß er sich mit Rücktrittsgedanken trug, war er

edler Mann. — — -- -- Die practische Lehrschule hat den Endzweck, den angehenden Ärzten die Krankheiten, die sie blos aus Büchern kennen, jetzt in der Natur zu zeigen, der Lehrer macht sie auf die Symptome aufmerksam, lehrt sie, die wesentlichen von den unwesentlichen zu unterscheiden, läßt sie Indicationen machen, und Indicata angeben. Zu dem Ende sucht er sich aus dem Spital immer diejenigen Kranken aus, die sich am besten zu seinen Absichten schicken. Daß diese Einrichtung ihren grossen und wesentlichen Nutzen habe, ist sonnenklar; aber doch gefällt mir, wie ich schon gesagt habe, das Spital besser. In der practischen Lehrschule ist nur für vierzehn Patienten Raum — nemlich in jedem Zimmer für sieben[1]). Die Zimmer sind zwar für sieben Bette hinlänglich groß; aber nicht für achtzig bis hundert und einige vierzig Zuhörer, die mit dem Professor oft eine Stunde und länger vor den Krankenbetten verweilen. Wie sehr in der Zeit die Luft verdorben war, wie gefährlich mithin dieselbe für Gesunde und Kranke werden müsse, brauche ich dir nicht zu sagen. Hiezu kömmt noch, daß dieselbe in diesen Zimmern nicht so bald und so sicher erneuert werden kann, als in den Stuben des Spitals. Diese sind so breit, wie das Gebäude selbst, mithin kann von beiden Seiten frische Luft hineingelassen werden, die Fenster aber sind so hoch, daß die Kranken die Zugluft nicht treffen kann; welches aber in den Krankenzimmern der practischen Lehrschule der Fall nicht ist. Ferner ist es auch sehr oft unmöglich, hier von der Krankheit und dem Grade derselben ein richtiges Urtheil fällen zu können. Daß das Athemholen, der Puls und die Farbe des Gesichts wichtige Zeichen zur Beurtheilung einer Krankheit sind, weiß jeder Anfänger. Sollten aber alle diese Zeichen bey einem furchtsamen, schamhaften Kranken nicht gar sehr verändert werden, wenn er sieht, daß der Lehrer mit einer ganzen Kompagnie ins Zimmer tritt? . . . Für denjenigen, der dahin kömmt, gute theoretische Kenntnisse mitbringt, und die gemeinsten und nöthigsten Symptome unterscheiden und erkennen kann, ist auch die Anzahl

---

doch bei Besetzung des Direktorats übergangen und einem glücklichen Rivalen völlig subordiniert worden, der anscheinend zu wenig Edelmut besaß, um die schwierige Situation durch taktvolles Entgegenkommen zu erleichtern.

[1]) Normal für sechs.

der Kranken in dieser Anstalt zu geringe — er sieht hier vielleicht in einem Jahre das, was er im Spital in acht Tagen sehen konnte, und muß viele Zeit vertändeln, die er zu Hause durch Lesen guter klassischer Schriften besser angewandt haben würde. Was liegt einem Menschen, der mit guten theoretischen Kenntnissen dahinkömmt, daran, zu hören, weswegen hier ein Brech- oder Purgirmittel indicirt oder nicht indicirt sey? was frommt es ihm, immer inflammatorische oder biliöse Krankheiten zu sehen? Er ist dahin gekommen, um viele und verschiedene Krankheiten zu sehen und sie von einander unterscheiden zu lernen, den gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Lauf derselben zu beobachten etc. Soll er hier erst Materia medica, Therapie, die Kunst ein Recept zu schreiben lernen, dann Gnade ihm Gott! Dann müßte er ja einige Jahre hierbleiben, welches doch der meisten Verhältnisse nicht erlauben. Die practische Lehrschule hat mithin, nach meinem geringen Urtheile, für diejenigen vorzüglich vielen Nutzen, die hier ihr Studium anfangen — weniger für jene, die schon mit medizinischen Kenntnissen ausgerüstet dahin kommen. Die ersteren müssen diese Anstalt, die letztern aber das Spital besuchen. Übrigens will ich hiermit nicht sagen, daß auch nicht den letzteren die Lehrschule nützlich seyn könnte — es kömmt bei dieser Untersuchung blos auf das Mehr oder Weniger an. Zu Stolls Zeiten wurde das Spital von den Studierenden fast gar nicht besucht; welches ich gewiß nicht würde gethan haben, wenn er auch noch ein dreimal grösserer Mann gewesen wäre.

Der jetzige Lehrer an der practischen Lehrschule heißt Reinlein, und war vorhin Lehrer der Chirurgie. Er ist so viel ich weiß, durch Schriften nicht bekannt. Ich habe einmal so eine Art von chirurgischem Katechismus in Fragen und Antworten gesehen, worauf sein Name stand [1]), glaube aber, daß dies ein anderer ist. Daß er den Beifall, den Ruf nicht hat, in dessen Besitz sein Vorgänger war, kannst du dir leicht einbilden. Als Lehrer aber ist er gewiß ein schätzbarer Mann — ein Mann, der soviel ich beurtheilen kann, gute Kenntnisse besitzt, und sich alle mögliche Mühe gibt, seinen Schülern

[1]) R. schrieb ein Vorlesebuch über die Anfänge der Arzneiwissenschaft für Wundärzte.

nützlich zu seyn. Sein sittlicher Charakter scheint vortreflich zu seyn. . . . Herr Reinlein scheint mir zuweilen in der Wahl seiner Patienten nicht sorgsam genug zu seyn, nicht genug auf Abwechslung zu sehen. . . . Nach meinem Urtheile sollte der Herr Reinlein, so wie sein Vorgänger that, meistens an hitzigen Krankheiten danieder liegende Patienten wählen, und von chronischen Krankheiten nur wenige. Dies thut er nun zwar freilich auch — indessen ist doch immer das Verhältniß der chronischen Krankheiten gegen die hitzigen in seinen Krankenstuben zu groß. Der Bandwurm scheint sein Steckenpferd zu seyn — in kurzer Zeit nahm er drei Patienten hintereinander die mit diesem lästigen Gaste geplagt waren, auf, und er trieb ihnen auch den Wurm glücklich ab. Seine Kurart in diesem Stücke ist die gewöhnliche. . . . . Ich habe den Herrn Reinlein Patienten mit inflammatorischen, gallichten und faulen Fiebern behandeln sehen, und nach meinem Urtheile, war seine ganze Kurart musterhaft. . . . . Diejenigen, die hier pro moviren wollen, müssen sich von dem Herrn Reinlein examiniren lassen, sie bekommen einige Kranke zur Behandlung, müssen die Gründe angeben, warum sie so, und nicht ander shandeln, Recepte verschreiben etc. . . .

In das Siechenhaus[1]) kommen diejenigen Personen, die für incurabel gehalten werden. Ihre Anzahl pflegt sich gewöhnlich an zweihundert, oft auch darüber zu belaufen. Daß der größte Teil dieser Incurabeln Lungensüchtige sind, kannst du dir leicht vorstellen. — — — Ferner kommen alle, die offene Krebsschaden, die scheusliche unheilbare Geschwüre, unauflösliche Obstructionen etc. haben, ins Siechenhaus. Auch findest du welche darin, bei denen blos senectus ipsa morbus est. . . . Übrigens werden in den Todtenlisten, die in Wien täglich gedruckt zu werden pflegen, oft Personen angegeben, die im Siechenhause gestorben seyn sollen, welches offenbar, wie ich aus ziemlich vielen Fällen weiß, nicht an dem ist. Die Ursache davon ist, um die Sterblichkeit im Spitale (die wirklich ausrserodentlich geringe ist) in den Augen des Publicums noch geringer zu machen. Ob einer im Siechenhaus stirbte oder

[1]) Das Lazareth und das Siechenhaus am Alserbach unterstanden der Direktion des Allgemeinen Krankenhauses.

nicht,darauf wird nicht Acht gegeben — das Spital aber sucht der hohe und niedere Pöbel immer zu verkleinern.

Der sogenannte Narrenthurm steht für sich allein auf dem letzten Hofe des Spitals. Er ist ein rundes Gebäude, von vier Stockwerk, und zu seiner Bestimmung ganz vortreflich eingerichtet. Jeder dieser Unglücklichen hat sein eigenes Zimmerchen, kann aber nicht hinaus, noch zu seinen Collegen in der Narrheit kommen[1]). Daß es diesem Gebäude nicht an Bewohnern fehle, wirst du mir glauben; denn jetzt heißt es ja, Gott sei es geklagt, stultorum sunt omnia plena. Da ich diese Unglücklichen besuchte, konnte ich mich nicht enthalten, zuweilen aus aller Kraft zu lachen — verschiedene waren gar komische Narren. Bei zweien aber entsetzte ich mich auch so sehr, daß ich wirklich auf eine geraume Zeit der Sprache beraubt war. Stell dir zwei junge knochendürre Menschen vor, mit einem nicht zu beschreibenden gedankenlosen Gesichte — kurz, denn es ist mir nicht möglich, dir diese Jammerbilder lebhaft zu schildern — stell dir den elendesten Menschen vor, und nun siehe, wie er manustupratione semen proliciat, ac id usque ad sanguinis missionem repetet. Der Herr von Vigiliis erzählte mir die Geschichte dieser Unglückseligen. Du kannst sie dir leicht vorstellen — es ist leider, die gewöhnliche. Wenn ich hier zu befehlen gehabt hätte, so würde ich den Leuten die Hände haben binden; und sie kalt baden lassen. . . .«

---

[1]) Der »Narrenturm« stellt ein fünf Stockwerke hohes Gebäude dar. Die Krankenzimmer befinden sich gegen die äußere Peripherie, der Raum außerhalb der Zimmer bis zur inneren Peripherie bildet in jedem Stockwerk ringsherum den Gang, von dem man in die Zimmer gelangt. Der Turm enthielt 139 Zimmer oder Kammern außer den Wohnungen der Wärter. Die zwingerartig übrigbleibenden Hofräume wurden als Garten und Erholungsräume benützt. Der Irrenturm wurde am 19. April 1784 seiner Bestimmung übergeben, die Leitung erhielten zwei Ärzte des Allgemeinen Krankenhauses, erst 1817 erhielt die Anstalt einen ausschließlich für sie bestimmten Primararzt. — Der Plan für den Narrenturm war von Quarin entworfen worden, wobei die sichere Unterbringung einer möglichst großen Zahl von Kranken auf dem kleinsten Raum die Grundidee bildete.

Aus Johann Peter Frank's »Biographie, von ihm selbst geschrieben«.

(Wien 1802[1]).

»Den 14. Dezember 1795 fieng ich meine praktischen Vorlesungen in lateinischer Sprache, nach meiner Epitome de curandis hominum morbis, auf der Hohenschule zu Wien an, und nach wenigen Tagen eröffnete ich auch die klinische Anstalt in dem allgemeinen Krankenhause[2]). Zu jenen wäre ich vermöge meiner Anstellung keineswegs verbunden; aber ich glaubte nothwendig, die Grundsätze, nach welchen ich am Krankenbette handle, meinen Schülern auf das deutlichste zu erklären, und bis jetzt habe ich immer fortgefahren, denselben täglich eine Stunde in diesem Geschäfte ohnentgeltlich zu widmen[3]). Die Anzahl meiner Schüler war gegen die zu Pavia[4]) nicht beträchtlich, so ansehnlich übrigens die Menge derjenigen war, welche die Neugierde anfänglich versammelt hatte. Zur Stelle meines assistirenden Arztes ward mein jüngerer Sohn, Doktor Franz Frank ernannt. Das medizinische Klinikum bestand damals so wie das neben anstoßende, chyrurgische in zwey kleinen nur auf einer Seite mit Fenstern versehenen und durch einen ziemlich finsteren, im Winter meistens mit Rauch angefüllten Gang von einander getrennten Stuben, in deren jeder sechs Betten, auf der einen Seite für

[1]) Die Autobiographie F.s ist auch im »Gesundheitstaschenbuch für das Jahr 1802« veröffentlicht.

[2]) Frank traf zu Ende des Jahres 1795 in Wien ein, zunächst nur, weil er aufgefordert worden war, an den Beratungen der zur Verbesserung des Militär Medizinalwesens eingesetzten Kommission teilzunehmen. Es scheint, daß man sich ursprünglich mit der Absicht trug, ihn zum Nachfolger Brambillas zu ernennen. Der Tod Mellys, des bisherigen Dirigenten des Allgemeinen Krankenhauses, und die Verwahrlosung des klinischen Unterrichts ließen es aber dringender erscheinen, ihm die Leitung des Krankenhauses und der Klinik zu übertragen. Am 25. November 1795 wurde er zum Hofrat, Direktor des Allgemeinen Krankenhauses und Professor der medizinischen Klinik mit dem jährlichen Gehalt von 5000 fl. und einer freien Wohnung, welche für ihn in der Nähe des Spitals gemiethet wurde, ernannt.

[3]) Gemeint sind die Vorlesungen über allgemeine Pathologie und Therapie. F. war nur zum klinischen Unterricht, zu Vorlesungen über spezielle Pathologie und Therapie verpflichtet. Im Gegensatze zu Ant. de Haen, der sich der doppelten Lehraufgabe unterzog, hatte Stoll nur klinische Lehrtätigkeit ausgeübt.

[4]) In Pavia zählte F.s Klinik durchschnittlich 70 Hörer.

das männliche, auf der anderen für das weibliche Geschlecht aufgestellt waren. In der Mitte war ein besonderes, auch kleines den chyrurgischen Operationen gewidmetes Zimmer, mit einem Bette. Für drey, von ohngefähr 25 bis 30 jungen Ärzten zu besuchende Krankenbette wären diese Stuben eben nicht viel zu enge gewesen, aber zu Stolls Zeiten, wo ich im Jahre 1785 gegen 75 Zöglinge hier versammelt gefunden habe, war der Raum viel zu enge, und die Luft mußte hier sehr geschwind eine, sowohl diesen als den Kranken bedenkliche Eigenschaft annehmen. Kaum war ich 2 bis 3 Monate hier angestellt, als eine beträchtliche Anzahl fremder junger Ärzte zur Benützung dieser Anstalt nach Wien kam. Diese, und eine Menge von Wundärzten, welche dahier gehalten sind, vor ihrer Prüfung auch die medizinisch-praktische Schule eine Zeit lang zu besuchen, hoben bald alles Verhältniß zwischen dem Raume der Klinik und der Anzahl ihrer Schüler. Bald erkrankten, was schon öfters unter Stoll[1]) geschehen war, viele unter diesen sehr heftigen ansteckenden Fiebern. Ich machte deßhalb sogleich gehörigen Ortes meine Vorstellungen. Ehe aber noch eine Abänderung geschah, ward leider mein eigener Sohn, Doktor Franz Frank am 19. März 1796 ein Schlachtopfer seines Eifers und der hier herrschenden Gefahren. Ich spare auch hier dem Leser die Erwähnung meiner schrecklichen Empfindungen bey solch einem Verlust[2]). — Nun war Doktor

[1]) Vgl. darüber die Schrift »Freymüthiges Schreiben an das Wiener medizinische und nicht medizinische Publikum in Betreff der Beschuldigung des Herrn von Stoll«, Wien 1787, worin die böswillige Anschuldigung zurückgewiesen wird, daß durch eine unvorsichtige Leichenöffnung auf Stolls Klinik an einem Tage 26 Mediziner an Typhus erkrankt und die Hälfte davon gestorben sei.

[2]) Peter Frank hatte zwei Söhne, Joseph, der als Primararzt im Allg. Krankenhause wirkte (1796—1804) und den jüngeren Franz, der kurze Zeit als klinischer Assistent tätig war. Über die Typhusepidemie im Allg. Krankenhause vgl. meinen Aufsatz: Die Behandlung des Typhus im Allg. Krankenhause anno 1796 (Wiener Mediz. Presse 1896, Nr. 28). Darin findet sich eine Inhaltsanalyse der (1798 in Weikards Sammlung medizinisch-praktischer Beobachtungen und Abhandlungen erschienenen) Schrift des älteren Sohnes Peter Franks, des Primararztes Josef Frank: »Beschreibung des Nervenfiebers, das unter den jungen Ärzten, welche die praktische Schule zu Wien besuchen, gegen Ende des Jahres 1796 geherrscht hat, nebst einigen Bemerkungen über die Behandlung des Typhus.« Josef Frank war damals in Wien als eifrigster Vorkämpfer

Thomas Cappellini aus Pistoja, welcher meine Schule noch in Pavia besuchet und sich da als ein sehr geschickter junger Mann ausgezeichnet hatte, zu meinem assistirenden Arzte ernannt. Bis die medizinische Klinik erweitert würde, erhielt ich jetzt die Erlaubniß, die chyrurgisch-praktische Schule anderswohin zu übersetzen. Zu solchem Ende wies ich derselben in dem allgemeinen Krankenhause zwey geräumige Krankensäle, jeden für 20 Kranke beyder Geschlechter an. Das zwischen diesen Sälen befindliche ansehnliche Zimmer ward auf Gutheißen der Regierung zu einem chyrurgischen Amphitheater zugerichtet, in welchem für die Zukunft alle wichtige chyrurgische Operazionen, die vormals auf den Krankenzimmern selbsten, zum Abscheu und Schrecken der übrigen gegenwärtigen Kranken, vorgenommen zu werden pflegten, sowohl von den Primarwundärzten des allgemeinen Krankenhauses als selbst von dem Professor der chyrurgischen Klinik, im Beyseyn aller seiner und meiner Schüler vorgenommen werden sollten [1]). Die ehemaligen Stuben der chyrurgischen Klinik besetzte ich jetzt mit innerlichen Krankheiten zum Gebrauche meiner Schüler, und indem ich jedes meiner 4 Zimmer nur mit 5 Betten besetzte, so gewann ich etwas mehr Raum und konnte täglich 20 Kranke mit meinen Schülern daselbst besuchen, da inzwischen noch immer viele von diesen, deren Anzahl sich jetzt durch den Zulauf von Fremden aller Nazionen von Monat zu Monat sehr vermehrte, von ansteckenden Krankheiten allzuoft litten, so wurden endlich auf Höchsten Befehl, die vier kleinen Stuben der Klinik mit Hinzuziehung des mittleren Ganges, in zwey schöne, ziemlich hohe und auf drey Seiten mit Fenstern so wie mit Ventilatoren wohl versehene Krankensäle, jeder mit 12 Betten, der eine für das männliche, der andere für das weibliche Geschlecht, aufgerichtet, und so ward die Gefahr der Ansteckung um sehr vieles vermindert.

---

des Brown'schen Systems aufgetreten und konnte sich nicht genug tun in inzitierenden Mitteln, während die Mehrzahl der Wiener Ärzte als Anhänger Stolls der Humoralpathologie treu blieb. Josef Frank kam übrigens später selbst von seinem Enthusiasmus für Browns Heilmethode mehr und mehr ab. Von den 9 Medizinern, deren Krankengeschichten in seiner Schrift mitgeteilt sind, starben zwei.

[1]) Der chirurgischen Klinik wurden im Erdgeschosse des vorderen Gebäudes vier Zimmer überwiesen.

Da in einem so großen Spitale, wie das hiesige ist, so manche unheilbare Krankheit, so mancher in der gemeinen Praxis seltene Zustand, so mancher dem Auge des auch noch so erfahrenen Arztes dunkler Vorfall aufstößt, so schien mir hier vorzüglich der Ort, dem Sitze. den Ursachen und Wirkungen dieser Krankheiten, in den traurigen Opfern derselben nachzuforschen und durch pathologische Leichenöffnungen die Gränzen ärztlicher Kenntnisse zu erweitern. Zwar waren seit Eröffnung dieses Krankenhauses durch den Privatfleiß seiner Ärzte und Wundärzte mehrere Leichen sorgfältig geöffnet worden, aber oft fehlte es diesen an Zeit, an einem zu solchem Geschäfte schicklichen Orte, an erforderlichen Hülfsmitteln, und dann so erheischet die Zubereitung vieler solcher krankhaften Gegenstände, damit sie in ihrem vortheilhaften Lichte aufgestellt werden mögen, eine gewisse Übung und Fertigkeit, die wirklich nicht die Sache eines jeden Zerglieders ist, so sehr er auch übrigens mit dem gesunden Bau des menschlichen Körpers bekannt seyn mag. Gesetzt aber, sämmtliche diese Hindernisse würden überwunden, so kamen doch nur die wenigsten von so wichtigen Präparaten in die rechten Hände; die mehrsten davon blieben in jenen einzelner Ärzte und Wundärzte, und der öffentliche Unterricht blieb dieser so äusserst wichtigen Hülfsmittel beraubt. Zwar sind in dem anatomischen Kabinete der hiesigen Hohenschule, durch den unermüdeten Fleiß seiner fürtrefflichen Vorsteher auch manche sehr wichtige pathologische Präparate gesammelt worden, aber gegen dasjenige dieser Art, was mit den Leichen des allgemeinen Krankenhauses, ohne genaues Nachforschen, verscharrt wurde, war es doch immer noch sehr wenig und zudem war es sowohl unter andern, mehr physiologischen Zubereitungen aufgestellt alsoferne von dem Orte, wo es der Lehrer der medizinischen Praxis bey seinen täglichen Vorlesungen füglich hätte benützen können[1]). Hier in dem Spital fand ich kaum 4 bis 5 patho-

[1]) Schon Ferro, der Sanitätsreferent bei der n.-ö. Regierung, hatte die Anlage eines pathologisch-anatomischen Museums beantragt und am 19. Mai 1795 folgende Verfügung erlassen: »Da in einem Krankenhause, in welchem jährlich 14.000 Kranke aller Art aufgenommen werden, die beste Gelegenheit gegeben ist, pathologisch-anatomische Präparate zu sammeln, so wird sämmtlichen Ärzten und Wundärzten im Allgemeinen Krankenhause befohlen, merkwürdige Stücke in Wein-

logische, dazu noch übel verwahrte Präparate, und wie hätten derselben wohl viele in dem abscheulichen und den unerträglichsten Gestank verbreitenden Leichenhause von den auch noch so eifrigen Ärzten und Wundärzten dieser Anstalt ohne augenscheinliche Lebensgefahr erworben werden mögen? Meine vorzüglichste Sorge gieng also dahin, daß sowohl für diesen Endzweck als zur Rettung der Scheintodten, ein geräumiges und zugleich reinliches Leichenhaus, neben diesem aber eine kleine, zum Wärmen des benöthigten Wassers usw. brauchbare Küche und sodann ein zur pathologischen Leichenöffnung eigends bestimmtes Zimmer, nebst einer Seitenkammer für den Prosektor, errichtet würden, und dieser gemeinnützige Vorschlag ward ohne Anstand genehmiget. Bey der Menge von Leichen in einem so großen Krankenhause, wohin noch so viele Kranke in den letzten Augenblicken ihres Lebens gebracht werden, war ein eigener pathologischer Prosektor erforderlich, und zu einem solchen ward Rudolph Aloys Vetter bestellt[1]). Zur Ord-

geist aufzubewahren. Deshalb erhält Arzt, Wundarzt, Secundararzt und Praktikant die Erlaubniss, Leichen zu öffnen, und wird ihm die fleißige Beschäftigung damit als besonderes Verdienst angerechnet werden. Der Primar allein entscheidet, ob ein merkwürdiges Präparat aufbewahrt werden soll, nicht der Secundar oder der Assistent. Jedes Präparat erhält eine Nummer und unter derselben wird die Geschichte des betreffenden Krankheitsfalles in ein Journal geschrieben nebst besonderer Anmerkung und Unterschrift des Primars und dessen, der das Präparat angefertigt hat. Die Präparate und bezüglichen Krankengeschichten werden in einem besonderen Zimmer aufbewahrt, wo sich jeder Arzt und Wundarzt des Hauses jederzeit belehren kann. Die Aufsicht darüber erhält der jüngste Primar, der für ihre Erhaltung sorgen muß. Den erforderlichen Weingeist und Äther liefert das Krankenhaus auf Anweisung der Primare.« Auf Franks Betreiben erschien am 16. Jänner 1796 eine Verordnung, gemäß welcher die Ärzte des Krankenhauses jedes Präparat an das pathologisch, anatomische Museum abzuliefern hatten.

[1]) Vetter, von dem Hyrtl sagt, daß er der erste Denker in der pathologischen Anatomie gewesen sei, während seine Vorgänger nur Sammler waren, schreibt darüber: »Die Aufstellung eines Pathologischen Musei in dem allgemeinen Krankenhause verdanket die Nachwelt diesem über mein Lob weit erhabenen Lehrer. Zwar wurde auf die Errichtung einer so nützlichen Sammlung schon früher durch den Regierungsrath Ferro angetragen, der jede zur Vervollkommnung der Arzneykunde in Österreich abzweckende Anstalt mit seinem bekannten Eifer unterstützet, allein aus Mangel eines Mannes, der die zur Anlegung des Anatomisch-Pathologischen Musei nöthigen Kenntnisse in sich vereinte, blieb der Antrag unausgeführt, bis der von Seiner Majestät zum Director des allgemeinen Krankenhauses ernannte

nung und Aufbewahrung der pathologischen Präparate ward einstweilen ein, an den Hörsal für die praktische Schule anstoßendes, geräumiges Zimmer, nebst den gehörigen Schränken und Gefäßenbestimmt und zugleich befohlen, über das Gesammelte ein genaues Verzeichnis zu führen und so viel möglich, demselben auch eine kurze Geschichte des tödtlich ausgefallenen

---

Hofrath Frank einen neuen Entwurf übergab, dessen Erfolg vielleicht abermahl zurückgeblieben wäre, hätte nicht jemand mit Verzicht auf alle persönliche Vortheile sich angebothen, ohne Gehalt, bloß zum Besten der Kunst die mannigfaltigen zur Einrichtung eines solchen Cabinettes erforderlichen Arbeiten zu übernehmen; und so hat sich denn in fünf Jahren diese Sammlung von vier Präparaten auf vier Hundert vermehrt.« Vetter, der wohl die Anlage dazu in sich trug, aber nicht die Mittel und Unterstützung vorfand, um der deutsche Morgagni zu werden, hat uns die reichen Ergebnisse seiner Thätigkeit als pathologischer Anatom in den »Aphorismen zur pathologischen Anatomie« (Wien 1803) hinterlassen. Dort heißt es in der Vorrede: Frühzeitig hatte ich den ganzen Vorrath meiner Liebe zu den Wissenschaften diesem einzelnen Zweige der Arzneykunde zugewendet. Drückende Umstände meines Privatlebens hoben die Schnellkraft geringer Talente allmählich bis zur öffentlichen Auszeichnung; selbst noch ein lehrbedürftiger Jüngling von drey und zwanzig Jahren fand ich mich schon von Schülern umgeben, die mich gleichsam nöthigten, ein Handbuch der Anatomie zu schreiben, welches, obgleich nicht geeignet für die Studierstube des Gelehrten, doch für Anfänger der Medizin und Chirurgie noch immer brauchbar befunden wird. Seit dieser Zeit unaufhörlich mit Zergliederung von Menschen und Thieren beschäftigtet, suchte ich meine Kräfte durch Monographien zu üben, und eine Beschreibung der kränklichen Veränderungen, welche von dem venerischen Gifte in den Zeugungstheilen erfolgen, war mein erster schwankender Versuch in dem unermesslichen Gebiethe der Pathologischen Anatomie. Je mehr ich mich auf diesem wissenschaftlichen Felde umsah, desto empfindlicher fühlte ich den Mangel eines systematischen Führers, nach dessen Richtung ich fortschreiten und meine zahlreichen Erfahrungen ordnen könnte. Ich fing demnach an, ernstlich über einen Plan nachzudenken, wie dieser neue Zweig der medicinischen Erkenntniss am lehrreichsten für die Anfänger unserer Wissenschaft zu bearbeiten wäre. Ohne Vorgänger, ohne andere Unterstützung, als die nur das unausgesetzte Vergleichen des Gelesenen mit dem, was ich täglich sah, gewährte, suchte ich den mühsamen Weg eines Erfinders zu wandeln, und wirklich hat mancher der hier vorgetragenen Paragraphe, den jeder Neuling der Kunst jetzt auffassen kann, mir Jahre langes Nachdenken gekostet. Da aber jede neue Entdeckung, ja sogar jede neue Ansicht für die Kunst Gewinn ist, so fing ich bald darauf an, die mühsam erworbenen Kenntnisse zum Gemeingebrauche zu ordnen; ich theilte dieselben in meinen Demonstrationen einer großen Anzahl junger Ärzte mit, und ihr Beyfall lieh mir den Muth, diesen Umriß eines neuen wissenschaftlichen Systemes vorzuzeichnen — voll Lücken, die eine weisere Zukunft ergänzen — voll Flecken, die eine geläuterte Erfahrung verwischen muss. Dieses offene Geständniss wird mich vielleicht bey unbefangenen Lesern entschuldigen. Ich würde nichts von allem dem, was ich über die Entstehung dieses

Übels einzuverleiben. Die übrigen Spitäler Niederösterreichs erhielten die Weisung, sich mit ähnlichen Beschäftigungen abzugeben und das Vorgefundene an das neuerrichtete pathologische Museum dahier einzusenden. Obschon nun dieser letztere Endzweck bisher nicht erfüllt worden ist und von daher kaum zwey Präparate dieser Art eingegangen sind, so sind doch von den bloßen Leichen des Krankenhauses und durch Beyträge meiner auswärtigen, für die Wissenschaft besorgten Freunde in den ersten zwey Jahren dieser Anstalt viele und zum Theil sehr wichtige Präparate aufgestellt worden, und wenn unser Fleiß nicht erkaltet, so dürfte dieses Museum in weniger denn zehn Jahren das erste dieser Art in Europa werden. . . .

. . . Die ehemals sehr gute, bloß schriftlich verfaßte Pharmakopoe des allgemeinen Krankenhauses war den doch immer vorrückenden Zeiten nicht mehr ganz angemessen, und die jährlichen Auslagen für Arzneyen, welche im Durchschnitt gegen 45.000 fl. betrugen, scheinen mir ohne allen Nachtheil und sogar zum gewissen Nutzen der Kranken gemäßigt werden zu

---

Werkes aus der Geschichte meiner Studien anführte, erwähnt haben, hätte ich bloß mit gleichzeitigen Gelehrten zu sprechen geglaubt; denn diese werden in ihren ungünstigen Urtheilen über mich, aus der Nähe und Ferne, wohl nie ermüden. Auch beklage ich mich über eine solche Begegnung nicht. Wie sollte ein Mann, der keiner gelehrten Autorität unbedingt huldigte, nie als Anhänger irgend eines Systemes sich auszeichnete, dem überdieß von der Natur die gefällige Gabe der Schmeicheley gänzlich versagt wurde, wie sollte er den Beyfall jener absprechenden Richter und jener eifersüchtigen Ephoren erwerben können, die das Gebieth unserer Literatur beherrschen? Aber vor dem strengen Richterstuhle der Nachwelt wollte ich mich rechtfertigen über den Beruf, denn ich zur Beginnung dieses, meine Kräfte weit übersteigenden Werkes hatte. Nicht lange mehr; so wird man auf allen medicinischen Schulen den Abgang einer so unentbehrlichen Doctrin fühlen. Fähigere und gelehrtere Männer werden dann aufstehen und die Institutionen der Pathologischen Anatomie entwerfen, wobey man sich vielleicht meines früheren Fleißes mit Nachsicht erinnern und die Bruchstücke dieses Systemes zu einem festeren Lehrgebäude hier und da brauchbar finden wird. Überhaupt bin ich keineswegs so unbesonnen, die hier vorgetragenen Lehren für unumstößlich und meine nebenher geäußerten Meinungen für wesentliche Aufklärungen der Kunst zu halten. Sie sollten nur zeigen, wie manches in der Natur der Krankheiten noch zu untersuchen übrig ist. Und obgleich vielleicht nie ein Zergliederer in Europa war, der in einem Alter von 36 Jahren schon einige tausend Leichname eigenhändig pathologisch untersucht hat; so möchte ich doch mit Haller allen meinen Lesern zurufen: »Sehet, wie viel noch mangelt!«

können. Die Landesregierung gestattete daher, daß die neue Militärpharmakopoe, welche auch unsere Spitalärzte und Wundärzte bis auf Weniges, was die Behandlung so vieler Gebärenden und Kinder angeht, für hinreichend erkläret hatten, den gewöhnlichen Arzneyvorschriften zum Grunde geleget wurde[1]). . . . Hingegen erschien mir die Kost der Kranken, nicht sowohl in Hinsicht auf die Gattungen der Speisen, denn in Rücksicht auf die Freygebigkeit der Ärzte in Darreichung dieser oder jener erhöhten Nahrungsporzion für wiedergenesene Kranke einen Zusatz und folglich größere Auslagen dringend zu fordern. Bei aller vernünftigen Sparsamkeit, die ich den Spitalärzten und Wundärzten in Hinsicht auf die nicht ganz hinreichenden Quellen der Spitaleinkünfte anempfahl, drang ich dennoch darauf, daß nichts gesparet würde, was zur geschwinderen, folglich auch dem Spitale selbst vortheilhaften Erholung der Wiedergenesenden beyzutragen im Stand wär. . . . Eine kleine Zulage konnte die Pächter noch nicht zufriedenstellen, und da ich es selbst mit ihrer Bedienung nicht war, so ward auf Gutbefinden der Regierung in Hinsicht auf Küchenwesen die, freylich um vieles bessere, aber bey den jetzigen so theuern Zeiten auch kostspieligere Regie eingeführet. Da die Brodporzionen bisher nach einem 1784 bestimmten Preise dargereicht wurden und mit steigender Theuerung immer kleiner und endlich ganz unzureichend geworden waren, so wurden dieselben jetzt nach dem beständigeren Gewichte bestimmt und erhöhet. Die Stundenordnung des Spitals schien mir zwischen der Einnahme der verschriebenen Arzneyen und dem Genusse der Speisen für die ohnentgeltlich und für die gegen Bezahlung von 10 kr. aufgenommenen Kranken, nicht Raum genug zu lassen. . . . Ich setzte demnach den Frühbesuch der Kranken von ihren Ärzten und Wundärzten das ganze Jahr hindurch auf 7 Uhr, das Mittagmahl aber auf 11 Uhr des Morgens. Da das Abendessen um 5 Uhr gereichet wurde, so ward die Fortsetzung der Arzneyen nur wenig unterbrochen. . . . Für die Wiedergenesenden . . . ward an jeder ärztlicher Abtheilung ein eigenes Zimmer bestimmt, und diese wurden, bis sie endlich als geheilt

[1]) Dadurch wurden jährlich 7—8000 fl. erspart.

das Krankenhaus verlassen konnten, von ihrem bisherigen Arzte behandelt. Die Heilung aller innerlichen Krankheiten war bisher vier Primarärzten des Krankenhauses überlassen, und so hatte ein jeder derselben, besonders im Spätjahre und Winter, oft 150 auch 180 und mehrere Kranke zu behandeln... Da ich wenigstens drey Minuten Überlegung von dem Arzte bey jedem Krankenbette erwarten mußte, so viel Zeit aber den Arzt, bey auch nur 150 Kranken, im Durchschnitte doch über vierthalb Stunden also bis über die zum Abspeisen der Kranken angewiesene Zeit zurückhalten würde; da auf solche Weise die zuletzt zu bedienenden Kranken des Morgens sehr lange nicht abgefertigt werden könnten; da ich endlich durch die Erfahrung überwiesen worden war, daß in einem Zeitraume von 12 Jahren in dem allgemeinen Krankenhause zu Wien mehr Ärzte und Wundärzte ein Opfer ansteckender Spitalfieber geworden waren als sonst in fünf Spitälern gleicher Größe, in so viel Zeit, zu fallen pflegen, daß folglich eine allzugroße Ausdehnung der Krankenbesuche an einem solchen Orte, sowohl den Kranken leicht nachtheilig als den Ärzten sehr gefährlich werden dürfte, so war ich der Meinung, daß der fünfte Primararzt für das allgemeine Krankenhaus nichts weniger denn überflüssig, sondern sogar nothwendig sey[1]). ... Die Pferdeställe unter den weiblichen Guldenzimmern wurden in mehrere einzelne Krankenzimmer, woran es in unserm Spitale hauptsächlich fehlet, für epileptische oder für andere, die Ruhe störende oder Abscheu erregende Pazienten zugerichtet. Da aber die mehrsten in dem Irrenthurme befindlichen Wahnwitzigen aus Mangel eines schicklichen Platzes nie aus diesem ungesunden Gebäude gelassen werden konnten, und sich auf Sonn- und Feyertage eine Menge müßiger, fürwitziger Personen um jenen Thurm versammelte, die daselbst verhafteten Personen durch Zurufen störte, oft reizte, auch manchmal den-

[1]) Als fünfter Primararzt trat 1797 Matth. von Sallaba, Bruder des k. k. Börsensensals Wenzel Joh. Edl. v. S. ins Allg. Krankenhaus ein, einer der gesuchtesten Praktiker der Residenzstadt (Mozarts Arzt) und geistvoller ärztlicher Schriftsteller. (Fleißigster Mitarbeiter der von Eyerell herausgegebenen Medicinischen Chronik, Edition von Galens Schrift gegen Erasistratus über das Aderlassen etc.) Schon wenige Monate nach seinem Eintritt wurde er ein Opfer eifriger Pflichterfüllung. Seine Stelle erhielt Rensi, welcher seit 1784 als Sekundararzt im Allg. Krankenhause diente.

selben schneidende und andere schädliche Werkzeuge zusteckte [1]), so ward jetzt, auf mein Einrathen durch eine Mauer aller willkürlicher Zutritt versperrt, zugleich aber zu beyden Seiten des Irrenthurmes ein Rasenplatz mit Bäumen besetzt und den unglücklichen Verrückten zu einiger Bewegung in freyer Luft und zu ihrer Ergötzung angewiesen. Die in jeder Zelle der Wahnwitzigen befindlichen, einen unerträglichen Gestank verbreitenden Abtritte wurden vermauert; hingegen ward jenen ein verdecktes Gefäß, welches, so oft es zu ihren Bedürfnissen gedient hatte, sogleich beseitiget werden konnte, angewiesen. Auch die chyrurgischen Bandagen und Instrumenten wurden jetzt verbessert oder ergänzt, und da von letztern kein erforderlicher Vorrath mehr vorhanden war, so ward auch für diesen gesorget.

In Hinsicht auf Erziehung geschickter Ärzte und Wundärzte, so ward hiezu durch die Erweiterung beyder klinischen Anstalten, durch die Aufnahme mehrerer merkwürdigen Fälle, durch das chyrurgische Amphitheater, das pathologische Kabinet so wie durch die täglichen, das ganze System der praktischen Heilkunst umfassenden Vorlesungen, weil die sämmtlichen Secundarärzte, Wundärzte und Praktikanten des Spitals diese Anstalten, so viel es der Spitaldienst gestattete, fleißig besuchten, schon der Grundstein gelegt. Da aber die Entfernung des Spitals von öffentlichen Büchersammlungen, und die Unmöglichkeit, sich die benöthigten Bücher selbst anzuschaffen, noch Manchen an täglicher Erweiterung seiner Kenntnisse verhinderten, so ward zu einer kleinen medizinisch-chyrurgischen Handbibliothek der Anfang gemacht, um solche, sobald sie nur einiger Maßen in Ordnung mit den erforderlichen Bequemlichkeiten versehen seyn wird, dem Gebrauche der Spitalärzte und Wundärzte zu widmen.

Was die Beförderung und Erweiterung der Heilwissenschaft angeht, so sind die pathologischen Leichenöffnungen, die Aufbewahrung und Beschreibung der bei diesen vorgefundenen Gegenstände, zur Erreichung eines solchen Endzweckes sehr beträchtliche Hülfsmittel. Von den wichtigsten Beobachtungen, so wie von den herrschenden Krankheiten,

[1]) Vgl. S. 16.

die von den Primarärzten und Wundärzten auf ihren Abtheilungen gemacht wurden, geschieht bey den gewöhnlichen Sitzungen der sogenannten Hauskommission jedesmal Meldung. Wenn unter jenen Ärzten einer neuentdeckte, bereits öfters mit Erfolg anderwärts geprüfte, obschon in der Militärpharmakopoe nicht enthaltene Arzneymittel anzuwenden gedenket, so wird ihm hiezu von der Spitaldirektion Gelegenheit verschafft. . . .

Die Medizin im Altwiener Humor.

Aus »Briefe eines Eipeldauers an seinen Herrn Vetter in Kakran über d'Wienstadt.«

Aufgefangen und mit Noten herausgegeben von einem Wiener[1])

1. Heft (Wien 1785), Dritter Brief S. 17. . . . Im neuen Krankenhaus sind wir auch gwesen. Das ist fast so groß wie d' ganze Wienstadt; und gleich daneben ist eine Kaserne, damit d' Soldaten nicht weit haben, wenn s' krank werden wolln. . . .

2. Heft (Wien 1794), Siebenter Brief S. 33. . . . Im allgemeinen Krankenhaus sind wir auch gwesen. Da ist recht auf's Krankwerden eing'richt; aber das ist noch nicht 's recht große Krankenhaus; denn 's recht große, hat der Herr Vetter gsagt, ist d' Wien-Stadt selber.

4. Heft (Wien 1794), Erster Brief. . . . Ein Gratulant hat dem andern d' Thür in d' Hand gebn. . . . Der Doctor, der meiner Frau Gemahlinn in Kindbetten den Puls griffen hat, der hat auch sein Lakay g'schickt. Der hat mir eine beständige, dauerhafte und langwierige Gsundheit gwunschen; und das ist gwiß christlich, wenn die Doctori ihren Nebenmenschen eine lange und bständige Gsundheit wünschen lassen.

---

[1]) Diese satirische Zeitschrift, welche in Form von Briefen ein drastisches Spiegelbild vom Wiener Leben im Ausgang des 18. Jahrhunderts gibt, wurde von Josef Richter begründet. Die hier ausgewählten Briefstellen gewähren manchen Einblick in die ärztlichen Verhältnisse und medizinischen Moden, die Beziehungen zwischen Arzt und Publikum — alles in lokalem Kolorit.

6. Heft (Wien 1794) Dritter Brief, S. 38. . . . Ein neuer Doctor ist jetzt auch z' Wien ankommen; der muß lauter Magned fressen. Denn sein ganzer Leib ist magnedisch, und wenn er angreift, der ist schon magnetisirt. So gar schlafn kann er d' Leut machen; und weil d' Wienerfrauenzimmer ohnehin so wenig Schlaf habn, so laufen s' also zum neuen Doctor hin, und lassen sich einschlafern. Aber das ist sonderbar, Herr Vetter, sein Magnet wirkt nur auf d' jungen Fräulein von 14 und 15 Jahren. Da fahrt er ihnen mit der Hand ein paar Mahl über d' Augen, wies d' Frau Mahm mit dem Flußrauchen macht, und puff schlafen s'.[1]) — — Mein Frau Gemahlin hat sich auch wolln einschlafern lassen; aber da hat sein Magnet nichts gewirkt. — Der Doctor wird wohl eine Weil z' Wien bleibn. Denn es ist keine kleine Arbeit, alle jungen Fräuln z' magnetisirn. Er ist aber nicht der erste, der diese Kunst kann. Es sind schon mehrere solche fremde Doctori hier gwesen, die d' Wiener eingschlafert haben.

10. Heft (Wien 1794), Erster Brief. S. 5ff. O je, Herr Vetter, d' vorige Wochen hab ich Ängsten ausgstanden wegn ihr. Ich hab glaubt sie stirbt mir schon. Da hat sich meine Frau Gemahlinn, so wies die Damesen im Kindbett machen, alle Tag drey mahl frisch anziehn lassen; und das habn lauter weisse Kleider seyn müssen, und die sind alle mit rothen Bandl und Mascherln ganirt gwesen, und da habn s' einmahl vergessen, daß s' ihr 's Hemet gwarmt hätten, und da hat sie sich erkältigt, und hat ein Ungsegnts kriegt. Da ist ein Lärm gwesen, Herr Vetter! Ich hab gleich um unsern Hausdoctor fortgschickt; aber der war aufs Land spazirn gfahrn, und hat also nicht kommen können. Ich hab also gschwind ein andern Doctor gholt, von dem hat sich mein Frau Gmahlinn aber nichts wolln verschreibn lassen, weil er z' Fuß kommen ist, und weil er ihr kein Hand gküßt hat. Denn mein Frau Gmahlinn laßt sich von kein Doctor die Puls greifen, der nicht jung und galant ist, ihr nicht die Hand küßt, und nicht in Roß und Wagn fahrt. Ich bin also wieder um ein andern Doctor fortgloffen. Der hat den Kopf gbeutelt, und hat ihr auf d' letzt was verschriebn, was ihr nichts gholfen hat. Da hat also noch

[1]) Gemeint ist der Magnetiseur Soher. — Flußrauchen = Species fumales; Succinum raspatum (Bernstein).

ein anderer Doctor kommen müssen, der hat den Kopf übers Reziept vom ersten Doctor gebeutelt, und hat ihr dann was verschriebn, was wieder nicht geholfen hat. Endlich hat der Himmel den Hausdoctor daher gführt. Der hat den Kopf noch ärger gbeutelt, und hat seine zwey Herrn Mitkollegi sogar Eseln gheißen. Darauf hat er ihr Umschläg verordnet, und hat ihr ein andern jungen Doctor da lassen, der bey ihr hat wachten müssen, und den hat mein Frau Gmahlinn d' ganze Nacht nicht vom Bett lassen; aber d' Umschläg habn nichts helfen wolln, und der Hausdoktor kennt doch gwiß d' Natur von meiner Frau Gmahlinn. Jetzt sind d' Ochsen am Berg gstanden. Dem Hausdoctor ist noch mehr angst worden, als mir. Er hat g'sagt, daß Lebensgfahr da ist, und daß wir ein Consili solln halten lassen. Ich bin also fortgloffen, und hab nicht eher gruht, bis ich zehn Doctor z'sambracht hab; und wie s' beysamm warn, so habn s' ein Weil die Köpf beutelt, und habn ein Stund auf lateinisch mit einander disputirt, und da hab ich erst gmerkt, daß mein Frau Gmahlinn vielleicht gar ein lateinische Krankheit habn muß. Und wie s' gnug mit einander disputirt ghabt habn, so sind s' endlich einig worden, daß wir d' Medizin solln repetirn lassen, die der Hausdoctor verschriebn hat; aber eh 's Trankl noch aus der Apothekn kommen ist, hat mein Frau Gmahlinn, von freyen Stucken, wie ein Sau z' schwitzen angfangen, und jetzt ist 's auf einmahl besser wordn mit ihr. Aber, Herr Vetter, das Ungsegnete hat Geld g'kost. S' Consili ist mir allein auf 12 Dukatl kommen; aber 's Stroh hat mir fast so viel g'kost, als die Doctor. So wie mein Frau Gmahlinn krank worden ist, hat s' in der ganzen Gassen Stroh aufstreun lassn, und das hat alle zwey Täg müssen aufgfrischt werdn. Ihr Schlafzimmer geht freylich in ein kleins Höfl, wo man kein Wagn fahrn hört; aber weil halt schon einmahl die wirklichen Damesen, wenn s' krank sind, Stroh vorm Haus habn, so hat halt mein Frau Gmahlinn d' vornehme Modi mitmachen wolln. Vor Zeiten soll man nur d' kranke Nobless am Stroh erkennt, aber jetzt laßt schon ein jeder Pudl Stroh aufstreuen, und da sieht d' Wienstadt oft so aus, wie des Herrn Vettern sein Drescherstadt. . . .

Vierter Brief. S. 38. . . . Den Flußrauchen kann ich der Frau Mahm dasmahl nicht schicken; denn der Herr Vetter

muß mir erst schreibn, ob s' ein alten oder ein neuen Flußrauchn will; denn sie habn jetzt z' Wien (wie sie 's nennen) d' Arzneymittel simplifiziert, und zu den alten Medicamenti noch neue gmacht.

11. Heft. (Wien 1794), Erster Brief, S. 7 ff. . . . D' Ammel von mein ältern jungen Herrn hat ein Stolperer gmacht, und geht Morgen ins Spital: Der Hausdoctor hat mir also aus dem Findelhaus für mein zweyten jungen Herrn ein andre Ammel zubracht. So wie mir d' neue Ammel erzählt, muß 's dort recht ökonomisch zugehn. Damit s' keine fremden Ammeln aufnehmen därfen, muß jedes Weibsbild, das im Geburtshaus niederkommt, und nichts zahlen kann, zwey Kinder zugleich auf einmahl säugen, und weil s' fürchten, daß s' aus mütterlicher Lieb dem eigenen Kind mehr Milich gebn möchten, als dem fremden Kind, so nehmen sie ihnen das eigne Kind weg und gebn ihnen zwey fremde dafür. Und wenn d' Kinder ein paar Wochen d' halbe Milchportion gnossen habn, so gebn sie s' zu armen Leuten in d' Kost, die selbst am Hungerbein nagn, und zahln s' Tags ein paar Kreuzer dafür: und da gschiehts also, daß d' armen Leut öfters aus Noth die paar Kreuzer für sich bhalten, und d' Kinder z'Grund gehn lassen: deswegn solln auch, wie mir d' Ammel sagt, von hundert Findelkindern nicht zehn davon kommen; aber vielleicht glaubn d' Herrn, daß das nichts thut, weil s' nur Findelkinder sind. Wenn d' Ammel nicht lügt, so will mir das Ding nicht gfalln; und wenn ich kein Eipeldauer wär, so möcht' ich einmal ein Projecti machen: und das wär, daß man wenigstens d'männlichen Findlkinder, wenn s' ein paar Wochen d' Muttermilch gtrunken habn, aufs Land zu die Baurn gebn soll. Aber da müßt die Conditioni dabey seyn, daß heut oder morgen 's Findelkind, wenn 's groß gnug ist, anstatt des Baurn sein Sohn Soldat werden müßt. . . .

Dritter Brief. S. 26 ff. . . . Mein Frau Gmahlinn braucht jetzt im Augarten d' Brunnkur, und trinkt alle Tag ein halbn Krug gschwefelts Wasser und da därf ich manchmahl mitgehen. Sie ist zwar frisch und gsund; aber es ist halt so d' Modi z' Wien, daß d' gnädigen Fraun 's Jahr ein Paarmahl dergleichen thun müssen, als wenn s' krank wärn, weil 's bständige Gsundseyn gar was z' Gmeines ist. So oft mein Frau Gmahlinn in

den Augarten geht, so muß ihr der Lakey in seiner neuen Livere den Pluzer durch d' Alleen nachtragn, damit 's d' Leut sehn, daß s' ein gnädige Frau ist. Mein Scheffi geht auch öfters mit uns; der trinkt aber kein Schwefel- oder Eisenwasser; sondern der muß ein gkochtes Gras fressen, und das nennen s' z' Wien d' Kräutersuppen, und ein Maykur. Ja d' Doctor verschreibn Einigen sogar den Saft von rohen Kräutern, damit s' durch d' ländliche Graskur d' böse Stadtmateri aus dem Leib treibn. Mich solln d' Doctor aber nicht dran kriegn, mit ihrn Grasfressen. Ich bleib bey mein Stückl Bratl und bey mein Glasl Wein; denn ich bin ein Mensch und kein Kuh.

Vierter Brief, S. 37.... Mein größerer junger Herr ist mir krank gworden, und wie der Hausdoctor sagt, so wird er vielleicht gar die doppelten Glieder kriegn! O jemini! Das wär schrecklich, wenn mein junger Herr zwey paar Händ und Füß oder gar zwey Magen kriegn sollt! Der Doctor glaubt sogar, daß sein Krankheit ein Familifehler sey; aber dasmahl hat sich der Doctor sicher verschnitten.

12. Heft, Zweiter Brief, S. 14.... Mein Scheffi ist jetzt z' Baden. S' Podigra hat sich bey ihm angmeldt: aber das wird halt von lauter Anstrengung bey der Arbeit herkommen. Mein Frau Gmahlinn hat mit ihm auf Baden müssen, damit er doch ein Seel bey der Hand hat, wenn ihm bey der Nacht was zustoßen sollt.... Damit meiner Frau Gmahlinn aber z' Baden d' Zeit nicht gar z' lang wird, so hat dem jüngern gnädigen Herrn was ins Kreuz schießen müssen, und der muß jetzt auch 's Bad brauchen....

Fünfter Brief, S. 30.... O je, Herr Vetter, der Hausdoctor hat an mein grössern jungen Herrn ein Mirakl gmacht. Er hat ihm ein Mixtur eingebn, und da sind d' doppelten Glieder, die er hätt kriegn solln, all durch 'n Stuhl weggangen. Er ist jetzt wieder so g'sund und frisch wie ein Husar; aber jetzt will ihm mein Frau Gmahlinn auf d' Wochen d' Blattern Inokliren lassen; denn 's Inokliren ist jetzt Modi z' Wien. Wie ich mir hab erzähln lassen, so sind d' Blattern aus 'n schwarzn Mohrnland zu uns kommen, und d' Europäer soll vor ungfähr tausend Jahren von dieser Krankheit nichts gwußt habn. Aber wenn das Ding so ist, so ist 's ja kein Nothwendigkeit, daß d' Menschen blattern, und da glaub ich halt, daß unsre Docter

d' Blattern wieder hinschickn sollten, wo s' her kommen sind. Habn s' d' Pest vertreibn können, so solln s' ja auch wider d' Blattern (die auch nur ein ansteckende Krankheit seyn solln) ein Mittel ausgrübln können. Aber es wird halt weniger Müh kostn, 's Blatterngift durchs Inoklirn im menschlichen Gschlecht fortz'pflanzen, als es ausz'rotten; und wenn ichs recht betracht, von was soll denn unsre Butten voll Doktor lebn, wenn 's keine Blattern gäb?

13. Heft, dritter Brief, S. 29. . . . In Narrnthurn bin ich die Täg auch gwesen. Dort geht 's lustig zu, Herr Vetter. Da stehn eine Menge Leut um den Thurn herum, und treibn ihrn Spaß mit den Narrn, die zum Fenster heraus sehn. Ich weiß nicht, Herr Vetter, gschieht das Ding, damit den Narrn d' Zeit vergeht, oder damit s' noch narrischer werden. . . . Sechster Brief. S. 46—47. Herr Vetter, ich bin krank gwesen, und bin erst vor ein paar Tagen aus 'n Spital kommen. . . . Dort ist 's mir recht gut gangen. Aber ein Spaß ist gschehn. Wie ich ein paar Täg dort glegn bin, habn s' mich auf einmahl durch ein drey, vier große Höf in ein anders Zimmer tragn, und da hat der Doktor, der mein Zimmer z' versehn ghabt hat, nicht gwußt, wo ich hinkommen bin, und hat bis in d' Nacht im Spital herumlaufen müssen, bis er mich endlich gfunden hat. Aber gleich ein paar Täg drauf habn s' mich wieder ins alte Zimmer zurück g'tragn, und da hab ich und mein Doktor wieder verstecken gspielt. Mir hat 's Spazierntragn recht gut angschlagn. Wies den übrigen bekommen hat, weiß ich nicht. Jetzt bin ich wieder ganz gsund, Herr Vetter; nur eine kleine Mattigkeit hat d' Spitalsuppen in 'n Gliedern zuruck glassen.

14. Heft, Erster Brief, S. 3. . . . Ich bin schon über 8 Täg im Badnerbad. In der Kanzley hab ich gsagt, daß mein letzte Malatii in 'n Gliedern was zruck glassen hat, und daß mir d' Doktori 's Schwefelbad verordinirt habn, aber den Herrn Vettern darf ichs schon ins Ohrwaschl sagn, daß ich aus bloßer Rekrationi gangen bin. Aber, Herr Vetter, 's machen 's mehrere von mein Herrn Mitkollegi so. Sobald sie 's arbeiten nimmer freut, so stelln sie sich krank, und gehen auf Baden. Dem einen ist d' Schiatik ins Hinterbein gschossen; dem andern ist d' Gall austreten; beym dritten hat sich 's Podigra wieder an-

gemeldt; dem vierten werdn d' Finger steif, wenn er schreibn soll; dem fünften fehlts in Kopf — und so nach einander



fort. . . . (folgt eine Schilderung des Badner Kurlebens!) . . . Zweyter Brief. S. 14ff. Ich bin jetzt wieder z' Wien, Herr Vetter; aber ich hab ein Noti beni von Baden mit zruck bracht.

Ich bin an ganzen Leib voller rother Düpfl, als wenn ich in ein Ameishaufn glegn wär. Ich bin völlig erschrocken: denn ich hab glaubt, daß mich der Bad-Schweffel verbrennt hat, und daß 's Brandfleck sind; aber da hat mir der Hausdoktor gsagt, daß 's nur der gewöhnliche Badausschlag ist; aber das ist mir ein curios Gsundheitsbad, wo man ein Ausschlag davon tragt! Wie der Doktor sagt, so hätt ich 's Bad noch ein dreißigmahl brauchn solln. . . .

15. Heft, Vierter Brief, S. 35. . . . Die Täg hat mich mein Frau Gmahlinn in d' Wahringergassn mitgnommen, wo d' Josephinische Akidemi ist, und da warn eine Menge schöne Sachn z' sehen, und da warn so viel tausend Menschen da, daß s' sogar d' Wacht übern Haufen gworfn habn. Da sind eine Menge gläserne Flaschen da gstanden, und die sind mit Brandwein angfüllt gwesen, und da sind wunderbare Sachen drin ghenkt, und da sind d' Frauenzimmer von einigen Flaschen gar nicht weg z' bringen gwesen. Ein Sechswochenkind ist auch in so einer Flaschen ghenkt.

16. Heft (Wien 1795), Zweyter Brief. S. 19. . . Gestern war ein junges Frauenzimmer bey meiner Frau Gmahlinn, und die hat uns ein Menge von den neuen Wundermann erzählt, der jetzt so viel Leut z' Wien durch 'n Magnet kurirt. Da müssen d' Kranken in ein Zimmer herumsitzen, und da solln s' aussehn wie d' Arrestanten. Einmahl soll der Wundermann d' Leut auch eingschlafert haben; aber 's Einschläfern ist ihm jetzt verbothen worden. Wie s' erzählt, so hat sich 's junge Frauenzimmer von ihm einschlafern lassen, und da soll s' im Schlaf völlige Wunder gwirkt haben. Da hanbn s' ihr im Schlaf mehrere Kranke vorgführt, und da hat s' in Schlaf aufs Haar gwußt, wo 's den Kranken fehlt, und hat ihnen im Schlaf ein Medicin verschriebn, die ihnen gholfen hat, und sie hat doch ihr Lebtag kein Recepti gsehn. Aber wenn das wahr ist, Herr Vetter, so solln sich ja unsre Doktori alle einschlafern lassen, damit s' ihre Patienten im Schlaf kurirn können. . . .

19. Heft (Wien 1795), Vierter Brief, S. 11ff. Den Brief kriegt der Herr Vetter von Land; denn ich bin übelauf, und da hat mir der Dokter grathen, daß ich eine Landkur brauchen soll. Dasmahl ists aber keine Kanzleykrankheit, sondern eine wirkliche Krankheit; aber wie s' heißt, das wird mir der

Dokter erst sagn, wenn ich gsund seyn werd. Er hat mir ein Sauerbrunn verordinirt, und das Wasser hat ein Geschmackchen, als wenn man ein Haring drin ausgwaschen hätt; und da soll ich alle Tag ein Plutzer davon trinken, und da kost einer 20 kr., und da kann sich der Herr Vetter leicht vorstelln, daß mein Beutl kein kleins Loch kriegn wird. Der Dokter hat mir auch grathen, daß ich brav in Gebirg herum streichen soll, damit d' Abstraktioni weggehen. . . .

20. Heft (Wien 1795), Zweyter Brief. Herr Vetter, jetzt weiß ich, was mir gfehlt hat. D' Hipokantri hab ich ghabt, und die ist auch eine von den Krankheiten, die d' Docter erst erfunden habn. Es soll aber auch von einer goldnen Ader was dabey gwesen seyn; aber da wird sich mein Docter wohl girrt habn; denn wenn ich so ein goldene Ader hätt, so würd mirs Geldl nicht so oft ausgehn. Wie der Docter sagt, so därf ich mir was drauf einbilden, daß ich d' Hipokantri ghabt hab, weil nur d' gscheiden Leut so ein Krankheit kriegn, und weil die glehrten Herrn fast alle dran leiden. Aber ich weiß 's nicht, Herr Vetter, ob ich nicht lieber ein gsunder Dummkopf, als ein kranker Glehrter seyn möcht. Es ist ein abscheulichs Ding um d' Hipokantri! Man ist nicht recht gsund und ist nicht recht krank, und ums Herz ist 's mir so schwer gwesen, als wenn d' Trud auf mir oben glegn wär, und so ein wilden Homor hab ich kriegt, wie mein Frau Gmahlin, wenn s' kein Geld hat. Aber Herr Vetter, jetzt begreif ichs erst, wie 's Leut gebn kann, die heunt d' Freundlichkeit selber sind, und morgen einen nur über d' Achsel anschaun, die heunt 's Geld zum Fenster hinaus werfen, und morgen d' größten Kalmäuser sind, — denen man heunt alle Wahrheiten sagn därf, die aber morgn über ein jedes kleins Wörtl so kitzlich sind, wie d' klein Kinder, wenn ihnen d' Zahnpillerl einschießen — die werden halt alle an der Hipokantri leiden. Aber wegen meiner hätten d' Docter die Krankheit nicht erfinden dürfen. Sie solln aber noch mehr andre Krankheiten erfunden haben, von den man vor Zeiten nichts gwußt hat. Da gibts jetzt ein Schiatik, und ein Rematismi, und da muß jetzt jede Krankheit, die s' nicht gleich kennen, ein Rematismi seyn. Aber jetzt wird 's bald besser werdn. Denn wie ich ghört hab, so wolln s' in der Docterkunst ein ganz neuen Boden legen. . . .

21. Heft (Wien 1795), Dritter Brief, S. 28. . . . Da bin ich die Täg gar aufn Taber hinauskommen, und dort hab ich Schiff mit Hüttln gsehn, und da habn s' mir gsagt, daß das 's kalte Bad ist, und da hab ich halt das Ding auch probirn wolln, und da habn mir anfangs d' Zähn gkläppert vor Kältn; aber gleich drauf ist mir warm wordn, und wie ich ausser gstiegn bin, so bin ich wie neu geborn gwesen. So ein Bad muß ja gsünder seyn, als d' warmen Bäder, wo man 's Mark aus 'n Beinern ausser schwitzt, und so matt drauf wird, wie ein abgstandner Fisch.

25. Heft (Wien 1796), Vierter Brief, S. 30ff. . . . Wir habn gnädige Herrn und Fraun z' Wien, die um alles in der Welt in kein Krankenspital gingen; aber unser gnädigster Kaiser hat sich von keiner Furcht vor den Krankheiten abschrecken lassen, und ist vor ein paar Wochen, ohne daß ein Mensch vorher davon gwußt hat, ins allgemeine Krankenhaus kommen: und das muß ja nach meiner Meinung mehr als ein Medizin auf d' armen Kranken wirken, wenn s' sehn, daß sich der Monarch in eigner Person um d' leidende Menschheit annimmt. Es sind auch auf allerhöchsten Befehl wirklich schon große Verbesserungen in Spital vorgnommen wordn. Die Kranken bekommen jetzt ein bessere und größere Brodportion; und das wird bsonders für d' Reconfalescenten ein Wohlthat seyn; denn ein Mensch, der anfangt wieder gsund z' werden, ist ja bey bessern Appetit als ein Kranker. Hernach sind jetzt statt der klein Wachsstöckl, die d' Doctor beyn Krankenbsuch ghabt habn, rechte Wachskirzen eingführt worden, damit s' d' Krankheiten besser sehn. Kurz, Herr Vetter, 's Spital hat durch d' Vorsicht des Monarchen jetzt ein viel bessre Gstalt kriegt: es soll, wie mir ein braver Herr gsagt, nimmer gar so ökiono misch dort zugehn, und doch dabey erspart werden.

27. Heft (Wien 1796), Erster Brief, S. 3ff. Jetzt Herr Vetter, därf sich d' Wienstadt glücklich schätzen. Da ist jetzt ein Docter aufgstanden, der alle Krankheiten kurirt; und das durch lauter Kräutl, die er selber zu ein Saft z'samm stoßt: Wir brauchn also jetzt keine Apotheken und keine andern Docter mehr. Aber der Kräutldocter kennt auch den menschlichen Magn so gut, als wenn er drin gsteckt wär; denn er

weiß 's aufs Harr, was jeds Kräutl dort für ein Wirkung macht: und da macht er also ein eignen Saft wider d' Schwindsucht, und wieder ein andern wider d' Hipokantri, und so nacheinander fort, und sogar ein Saft wider d' Vielfräßigkeit und von den wird er wohl z' Wien den größten Abgang habn. Der Docter ist aber auch z'gleich ein rechter Menschenfreund; denn er gibt 's Seitl von sein Kräutlsaft nur um ein Gulden, das damit auch d' armen Leut an seiner neuen Kur Theil nehmen können, so laßt er immer, so oft vier Reiche beysammen sind, ein Armen gratis drein gehn; aber sein Saft widern Vielfraß wird beyn Bettelleuten woal kein grossn Anwert finden. Das einzige, Herr Vetter, ist z' bedauern, daß der Docter die nöthigen Kräutl nur im Aprilmonat findt, und daß das ganze Ding also nur eine Aprilkur ist. Wem also unter der Zeit was zustoßt, der muß schon Geduld habn, bis wieder der April kommt, oder er muß zu ein andern Docter gehn. Aber Spaß a parti, Herr Vetter, d' Ehr muß man unsern Doctern lassen, daß sie sich jetzt rechtschaffen um d' kranke Menschheit annehmen. Alle Augenblick grübeln s' ein neues Mittel aus; une das dauert immer so lang, bis wieder ein anders Mittel Modi wird; und da kommen s' mir vor, wie d' Maschand de Mod, die auch alle Augenblick eine neue Modihaubn habn. . . .

29. Heft (Wien 1796), Dritter Brief, S. 28. . . . Hernach hat mein Frau Gmahlin auf einmal ihrn Hausdocter wegthan, weil er nur bloß deutsch redt, und hat sich dafür ein jungen Docter gnommen, der die Damesen in fünf Sprachen kurirt. . . . wie sich mein Frau Gmahlin in Spiegel gschaut hat, so ist s' vor ihrn gschornen Kopf selber so erschrocken, daß s' an der Stell d' Milichkren in Kopf kriegt hat und da liegt s' noch jetzt kranker in Bett. . . .

31. Heft (Wien 1796), Erster Brief, S. 14. . . . D' vorige Wochen ist mein Frau Gmahlin von Heilignstadt z'ruck kommen . . . S' Bad hat ihr aber nichts g'holfen; aber wie der Doctor sagt, so ist mein Frau Gmahlin selber Schuld dran. Sie hats nur 19 Mal statt 20 Mal braucht, und ist immer erst um 10 Uhr anstatt um halb 8 Uhr ins Bad gangen; aber so gehts, wenn man den Doctern nicht folgt: da ist erst jüngst eine gute Freundin von meiner Frau Gmahlin gstorbn, weil s anstatt 5 Pillerl alle Tag nur 4 Pillerl eingnommen hat.

34. Heft (Wien 1797), Erster Brief, S. 10.... Jetzt, Herr Vetter, werden z' Wien keine Leut mehr sterben; denn einige Dokter habn jetzt ein neues Arkani gegn den Tod gfunden. Sie kurirn jetzt ihre Pazienten mit lauter Wein, und gebn ihnen sogar ein stinkenden Bisam z' fressen. Wie ich hör, so werden s' jetzt d' Apotheken alle zusperrn und lauter Weinhäußl draus machen. In Todtenzettl stehn zwar noch immer so viele Verstorbne als eher; aber die werden halt vielleicht noch nach der alten Methodi seyn kurirt worden.... Wie d' Leut sagn, so soll d' neue Methodi, von ein Engiländer herkommen, und da dürfen d' Wiener nimmer weiter untersuchen, ob 's was nutz ist, oder nicht.

Aus K. Fr. Burdach's[1] »Rückblick auf mein Leben«.

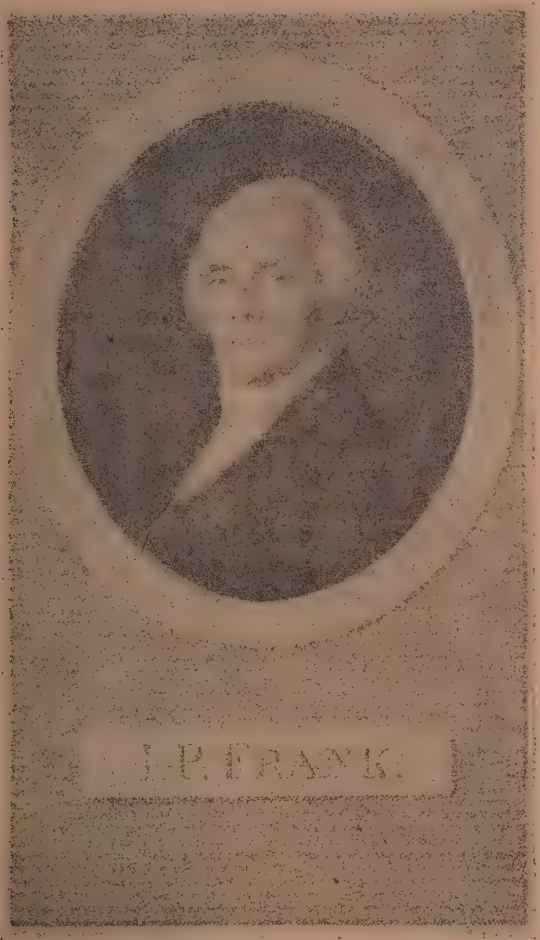
(Leipzg. 1848.)

»Einer meiner ersten Gänge war zu Peter Frank. Ich fand an ihm einen Mann von ansehnlicher Größe, würdevoller Haltung, hoher stark gewölbter Stirne, scharfem Blicke; in seinem ganzen Wesen sprach sich hohe Ruhe und Sicherheit aus[2]).

[1]) Karl Friedrich Burdach (1776–1847) aus Leipzig, hervorragender Anatom (Embryolog) und Physiolog der naturphilosophischen Richtung, wirkte 1806 bis 1811 in seiner Vaterstadt, 1811—1814 in Dorpat, sodann in Königsberg als Professor und entwickelte eine sehr vielseitige schriftstellerische Thätigkeit, die sich auch auf medizinische Historie, Diätetik, Populärmedizin etc. erstreckte. Namentlich sind seine Werke »Vom Bau und Leben des Gehirns und Rückenmarks« und »Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft« von bleibendem Wert. Die Selbstbiographie, die er unter obigem Titel hinterließ und die einen Band des Werkes, »Blicke ins Leben« (Leipzg, 1842—1848, 4 Bde.) bildet, gewährt einen ausgezeichneten Einblick in die wissenschaftliche Zeitgeschichte. Mit Wien, wo er mehrmals längeren Aufenthalt nahm, verknüpften ihn Familienbande.

[2]) Den Eindruck, den Franks Bildnis erweckt, schildert Rohlfs in treffender Weise: »Die hohe Stirn, die gedankenvollen Augen, der dem Antlitze aufgeprägte tiefe, man könnte sagen, feierliche Ernst erwecken bei Jedem ein sympathisches Gefühl. Der kleine Mund übt eine magische Wirkung. In den Gesichtszügen liegt eine majestätische Ruhe, etwas Melancholisches, zugleich Heiteres, etwas Befehlendes und doch wieder Sanftes und Freundliches, etwas tief Meditierendes und Sorgloses, eine ansprechende Offenheit und zugleich etwas Zugeknöpftes. Er erscheint im Ganzen als der feine Menschenkenner, der nicht bloß die Krankheiten erkennt und heilt, sondern ebensosehr sich aufs menschliche Herz versteht. Daß er ein markierter

Charakter ist, der bestimmt weiß, was er will, diesen Eindruck macht er auf Jeden; ein kleiner Zug von ironischer Verachtung, den man einem Arzt, welcher stündlich an die Hinfälligkeit alles Irdischen und Leiblichen erinnert wird, nicht übel nehmen kann, spielt um seinen Mundwinkel. Ein seltenes Gesicht, dem die Originalität, die



hohe geistige Befähigung in jeder Fiber aufgedrückt ist! Die Frisur seines Kopfes unterscheidet sich aber von der gewöhnlichen Mode seiner Zeitgenossen auffallend durch das Fehlen der Perrücke. Frank trägt alles Haar nach hinten gekämmt, sowohl das obere als das seitliche. Ein Feind aller Unwahrheit und alles Falschen konnte er sich nicht entschließen, der Unsitte und Mode seines Jahrhunderts zu huldigen.«

Er klagte über die Mängel der Wiener Universität, wo noch die Boerhaave'schen Lehren vorgetragen würden, so daß die Studirenden erst späterhin die Medicin in ihrem dermaligen Zustande kennen lernen, also doppelte Studien machen müssten; er erklärte, daß er selbst der Humoralpathologie ein gewisses Feld einräume und sie nur als umfassende Theorie der Arzneikunst nicht gelten lassen könne. In seinen klinischen Vorträgen fand ich, daß er allerdings die Zöglinge der Wiener Universität als mit der neuern Medicin noch unbekannt und überhaupt noch ziemlich unwissend behandelte, indem er Sätze aus den Anfangsgründen der Physiologie und Pathologie für seine Zuhörer aus dem nördlichen Deutschland viel zu weitläufig erörterte. Was aber seine Rücksicht auf Humoralpathologie anlangte, so konnte ich davon am Krankenbette nichts bemerken. Wiewohl er einzelne Ansichten Browns verwarf, so wurden doch fast alle vorkommenden Krankheitsfälle für asthenisch erklärt und als solche gemeiniglich mit Glück behandelt: ich staunte nicht wenig, als ich in den ersten Tagen meines Besuchs der Klinik bei einer heftigen Pneumonie blos Senega und Valeriana geben und dabei den Kranken ohne Aderlaß und Salpeter genesen sah [1]), oder als bei blos reizender Methode gastrische Beschwerden verschwanden und die mangelnde Leibesöffnung ohne Abführmittel von selbst eintrat etc. Aber es kamen auch Fälle vor, wo die reizende Methode trotz ihres offenbar übeln Erfolgs consequent durchgeführt wurde, wie wir denn z. B. eine Dysenterie unter fortgesetztem Gebrauche von China und Campfer dem tödtlichen Ausgange entgegengehen sahen. Es war uns Norddeutschen deutlich, daß in solchen Fällen zu weit gegangen war, — aber wie weit man gehen dürfe, blieb unentschieden. — Wenn man aus der Dunkelheit plötzlich in die Helle tritt, so wird man geblendet, und wenn einem Jünglinge bisher nur eine veraltete Lehre vorgetragen worden ist, so begrüßt er die entgegengesetzten neuen Ansichten als den Gipfel der Weisheit und als das Heil der Welt. So waren es denn unter Franks Zuhörern vornehmlich mit der sogenannten Solidarpathologie noch unbekannte Österreicher, welche blinde Anhänger des Brownianis-

[1]) Man beachte, wie hier Burdach schon aus der Nichtanwendung der Venäsektion auf den »Brownianismus« Franks den Schluß zieht.

mus wurden. Diesen machte nichts mehr Freude, als im Krankenzimmer zu hören, daß der bisherige Arzt Blut gelassen oder Abführmittel gegeben hatte; ja der Kranke brauchte blos zu sagen, daß er ein Tränkchen bekommen und Stuhlgang gehabt habe, so galt dies als Beweis, daß er schwächend behandelt worden sei und in Folge davon an einem Typhus leide. Abgesehen vom Brownianismus[1]) gab Frank aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen und seiner Belesenheit immer noch gehaltvolle Belehrung genug. Übrigens war er eine Ehrfurcht gebietende Erscheinung, wenn er am Krankenbette über die in dichten Kreisen ihn umstehenden Ärzte hervorragend mit einer vornehmen Kälte und hohen Würde in fließendem, wenn auch nicht immer correktem Latein die Krankheit erklärte und auf seine vielfältige Erfahrung sich berief. Seine Vorlesungen über Therapie der chronischen Krankheiten waren weniger interessant, indem er nur dictirte und kaum mehr als den Inhalt seiner Epitome vortrug. Er verschmähte den Weihrauchdampf

[1]) Über Ursprung, Entwicklung und Umgestaltung des Brown'schen Systems, über dessen Anhänger und Gegner vergl. insbesondere Bernhard Hirschels Geschichte des Brown'schen Systems und der Erregungstheorie (Dresden u. Leipzig 1846). In diesem Buche ist die reiche einschlägige Literatur verarbeitet. Was die Stellungnahme Joh. Peter Franks zum Brown'schen System anlangt, so brachte er — nicht zum wenigsten unter dem Einflusse seines Sohnes Joseph — demselben schon frühzeitig großes Interesse entgegen und schreckte nach kritischer Überprüfung der Theorie vor einer Erprobung am Krankenbette nicht zurück, um so mehr, als ihn eigene selbständige Erwägungen lange vorher von der einseitigen Humoralpathologie, welche damals dominierte, bis zu einem gewissen Grade abweichen und die Berechtigung der Solidarpathologie erkennen ließen.

Es war insbesondere die schriftstellerische und praktische Propaganda seines Sohnes Joseph, im letzten Lustrum des 18. Jahrhunderts, welche Joh. Peter Frank in den Ruf eines überzeugten und bedingungslosen Anhängers Browns mit Unrecht gebracht hat. Die Vorrede, welche er zu dem Buche seines Sohnes Ratio instituti clinici Ticinensis, Viennae 1797 (deutsch Heilart der klinischen Lehranstalt zu Pavia Wien 1797) schrieb, — nachdem er 1796 in der Salzburger mediz. chir. Zeitung Nr. 16, pg. 248) bald für einen Anhänger, bald (ibid. Nr. 48, pg. 399 ff.) für einen Gegner der neuen Lehre erklärt worden war — erschien gerade infolge der darin zum Ausdruck gebrachten Objektivität den Zeitgenossen als zweideutig, so daß sowohl die Brownianer wie die Antibrownianer ihn als Parteigenossen reklamierten. Aus der in Weickards Sammlung med.-prakt. Beobachtungen erschienenen »Beschreibung des Nervenfiebers, was unter den jüngern Ärzten, welche die praktische Schule zu Wien besuchten, gegen Ende des Jahres 1797 geherrscht hat« von Joseph Frank ersehen wir jedenfalls, daß auch Johann Peter Frank damals in ziemlich weitgehender Weise der Brown'schen Reiztheorie huldigte. Kam Joseph

der Schmeichler nicht, und sein Selbstgefühl sprach sich zuweilen etwas stark aus, wie er denn seine Vorlesung im Anfange des Semesters mit den Worten begann: »Mementote juvenes! quam magnum et gravem finem vobis adsequendum proposueritis, quo ut potiamini omnes vires intendere oportet. Ego vero

---

Frank im Laufe der Zeit immer mehr von dem anfangs mit Enthusiasmus vertretenen Brownianismus ab, so hatte sich Joh. Peter Frank niemals in die Irrwege des schottischen Reformators gänzlich verloren und stetig Kritik und Mäßigung bewahrt. Rohlf äussert sich in dieser Frage folgendermaßen: »Dem Brownianismus hat er in der Praxis, wie seine Feinde ihm vorwarfen, nie gehuldigt. Sagt er doch selbst bei Besprechung der Therapie der Wassersucht, daß die in den meisten Punkten irrtümliche Lehre Browns durch den Reiz der Neuheit sich der Köpfe der meisten jungen Ärzte bemächtigt hätte, derzufolge allen Wassersuchten Asthenie zugrunde liegen solle.« — »Liest man die Vorrede zu dem Buche seines Sohnes »Ratio instituti clinici Ticinensis. Vienn. 1797, so wird man F. von dem Vorwurfe, den seine Feinde ihm machten, eine Zeitlang ins Feldlager der Brownianer übergegangen zu sein, reinigen. Höchstens kann man von ihm aussagen, daß er das Brown'sche System zu milde beurteilt und das Gute desselben mehr als das Schlechte hervorgehoben habe.« Puschmann kommt zu dem Ergebnis: »Als der von Britannien nach dem Kontinent verpflanzte Brownianismus die Herrschaft über die Geister im Reiche der Medicin an sich riss, da unterwarf sich Frank derselben nicht; aber er hielt es auch nicht für richig, diese merkwürdtige Erscheinung vornehm von oben herab zu ignorieren. Er prüfte gewissenhaft die Lehren Browns und erkannte das Gute, was er darin zu finden glaubte, rückhaltlos an. Man hat Frank den Vorwurf gemacht, daß er durch die entgegenkommende Toleranz, welche er dem Brownianismus erwies, wesentlich zu dem großen Einfluß beigetragen habe, den dieses System erlangte. Frank war ein Eklektiker, der, ohne sich irgend welcher medizinischen Schule oder Sekte zu unterwerfen, die wertvollen Gedanken aller Systeme in sich aufnahm und zur Grundlage seines ärztlichen Handelns machte; aber andere missdeuteten seine Stellung zum Brownianismus und lasen aus seinen Werken nur das heraus, was demselben günstig war.« Bamberger H. v. »Zur Erinnerung an Joh. Peter Frank« (Mediz. Jahrb. hergg. von der kk. Ges. d. Ärzte in Wien, Jhg. 1886, S. 112—113) kommt zu folgendem Schluß: »P. Frank hat das sonderbare Schicksal gehabt, teils als Anhänger, teils als Gegner desselben angegriffen zu werden, jedoch überwiegend in ersterer Richtung, ja es wird sogar behauptet, daß die Beschuldigung, als ob wegen seiner Begünstigung dieser Methode die Sterblichkeit im allgemeinen Krankenhause in Wien zugenommen habe, ihn zur Annahme des Rufes nach Wilna bewogen habe. Sehr häufig liest man auch die Behauptung, die zärtliche Liebe zu seinem Sohne Josef, der allerdings wenigstens im Anfange, einer der eifrigsten Brownianer war, habe ihn dem neuen Systeme in die Arme getrieben. Indess hat Frank besonders in der Vorrede zu seines Sohnes Josef: Ratio instituti clinici Ticinensis, sich so ausführlich über Browns System ausgesprochen, daß über seine Ansichten nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Er sagt, daß er über ein Jahr lang dasselbe mit größtem Eifer studiert habe, und man erkennt leicht den tiefen Eindruck, den dasselbe bei ihm hinterlassen hat. Die Genialität und Einfachheit der Grundanschau-

securo brachio vos per tortuosam istam viam, per tot tantosque labyrinthos tutos perducam.«

Franks Assistent, Cappelini[1]), machte gewöhnlich die Abendvisite im Klinikum, simulirte dabei die Belesenheit seines Meisters, gegen den er die tiefste Unterwürfigkeit zeigte, machte sich aber durch die vielfachen Blößen, die er gab, lächerlich. Dabei radebrechte er das Deutsche wie das Lateinische; so fragte er eines Tages einen Kranken, der am hitzigen Fieber darniederlag: »Sind Sie stark schwach, wenn Sie spazieren?« und erhielt zu unserm Vergnügen die trockne Antwort: »Ich spaziere nicht.«

Joseph Frank, ein blühender, feuriger, lebenslustiger junger Mann, der sich viel mit Musik und Theater beschäftigte, war Primärarzt in einer Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses[2]), wo er den geistvollen Malfatti zum Secundärarzte hatte. Seine Visiten waren sehr expedit: das Krankenexamen wurde schnell abgemacht, da Nachforschung über Jugendkrankheiten und dergleichen mehr für eine lächerliche Weitläufigkeit galt[3]). Die Diagnose ging im Wesentlichen auf Sthenie und Asthenie hinaus und bestimmte demgemäß die einfache Heil-

---

ung vergleicht er mit dem Newton'schen Gravitationsgesetz, die Originalität und bahnbrechende Bedeutung seiner neuen Richtung erkennt er mit den Worten an: quam vastus ingenio humano, quam fertilis medicae scientiae campus aperitur. Allein trotz dieser Anerkennung ist er durchaus nicht blind gegen die Fehler und Unvollkommenheiten des Systems. Die Beschränkung auf die bloße Reizbarkeit, die Außerachtlassung der chemischen und mechanischen Verhältnisse, des Ernährungsprozesses und der spontanen Heilungsvorgänge, die Unklarheit der Begriffe der direkten indirekten und scheinbaren Schwäche werden mit Recht gerügt. Insbesondere aber bei der Anwendung auf die Praxis, einem Felde, auf dem Franks immense Erfahrung jener Browns bei Weitem überlegen war, zeigt er die vielfachen Widersprüche gegen die Resultate der Erfahrung und Beobachtung, die sich bei strengem Festhalten an as System ergeben.«

[1]) Thomas Cappelini aus Pistoja, der in Pavia unter Joh. Peter Frank promoviert worden war, erhielt nach dem Tode Franz Franks die Stelle des Assistenten.

[2]) Joseph Frank, »magni Petri filius«, wie er sich selbst nannte, wurde unter einem und demselben Anstellungsdekrete mit seinem Vater 1796 zum Primararzt im allg. Krankenhause ernannt. Seine Gemahlin, eine geborene Wienerin, war eine treffliche Sängerin, für die Haydn den Part des Erzengel Gabriel in seiner »Schöpfung« schrieb.

[3]) Im Gegensatz zu den Humoralpathologen nahmen die Anhänger Browns geringe Rücksicht auf die ätiologische Anamnese.

anzeige. Dabei scheute er sich sehr vor Ansteckung; während seiner Anwesenheit im Saale mußten die Fenster auch bei ziemlicher Kälte geöffnet bleiben, und das mit kölnischem Wasser getränkte Schnupftuch vor Nase und Mund haltend, fühlte er den Puls aus möglichster Entfernung. Er hielt Vorlesungen über Physiologie und Pathologie und erklärte in der Einleitungsrede, das Einzige, was man mit Grund gegen die Einrichtung der Universitäten einwenden könne, bestehe darin, daß jeder einzelne Zweig der Wissenschaft von einem eigenen Lehrer vorgetragen werde; er wolle daher mit der gegenwärtigen Vorlesung einen vollständigen Cursus der Medicin eröffnen. Ich begnügte mich, in seinen Vorlesungen, so wie bei seinen Krankenvisiten einige Male zu hospitiren.« Fleißiger wohnte ich den Visiten eines anderen Primärarztes im allgemeinen Krankenhause, des Dr. Nord, bei. Er war ein Schüler Stolls und befolgte eine, der Brown'schen in Hinsicht auf Einfachheit verwandte, an sich aber entgegengesetzte Methode, indem er vor allem gewaltsamen Eingreifen in den Gang der Krankheit sich hütete, mehr beobachtete und das Meiste der Heilkraft der Natur überließ, wobei ich denn auch grobe Vernachlässigungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Überhaupt fand ich bei mehreren Ärzten Wiens einen Geist des Skepticismus, dadurch hervorgerufen, daß sie die Herrschaft so verschiedener Heilmethoden und die nicht immer rühmlichen Kämpfe, die deshalb geführt worden waren, erlebt hatten[1]). — An Nords Besuchen im Narrenthurme nahm ich ebenfalls Theil[2]).

Bei Beer und Boer hospitirte ich blos, da ich für Augenoperationen und Geburtshülfe keinen Beruf in mir fühlte.... Von älteren Ärzten lernte ich den Baron Quarin kennen, einen wohlgenährten, mit beträchtlicher Unterkehle begabten munteren Mann, der seinen größten Ruhm darein setzte, ein

---

[1]) Der Geist des Skeptizismus fand also in Wien schon sehr früh Vertreter — lange vor dem Aufkommen der »neuern Wiener medizinischen Schule« — was den fremden Ärzten stets besonders auffiel und häufig in ihren Reiseberichten bemerkt wird.

[2]) Franz Nord, seit 1796 Primararzt, hatte die ärztliche Leitung über das Lazareth und den Narrenturm, somit bestand seine Abteilung aus Siechen und Geisteskranken.

vollkommener Hofmann zu sein. Er bewirthete oft und vortrefflich, weßhalb auch eine Menge gnädiger Herren in großer Unterthänigkeit sich um ihn drängte. Mit der Wissenschaft hatte er seine Rechnung abgeschlossen. Um so lebhafter war seine Unterhaltung über andere Dinge; unter Anderm erzählte er gern von Kaiser Joseph, der ihm besonders wohl wollte und, um ihm mehr Ansehen beim Publikum und dadurch eine reichere Praxis zu verschaffen, so oft er zu Pferde ihm auf der Straße begegnete, anhielt und über etwas Gleichgültiges mit ihm sprach[1]) — Plenck erzählte mir seine Lebens-

[1]) Quarin, dessen finanzielle Gebarung nach dem Tode des Kaisers Joseph zu Misshelligkeiten führte, wurde seiner Stellung als Direktor des allg. Krankenhauses überdrüssig und trat 1791 zurück, um sich fortan ganz seiner ausgedehnten Praxis zu widmen. Er war 1790 baronisiert worden. Über seine Erhebung in den Freiherrnstand kursierte eine Anekdote: Als Kaiser Josef aus dem Banate (nach dem Türkenkriege) kränkelnd zurückkehrte, soll er ihn aufgefordert haben, offen zu sagen, wie lange er noch zu leben habe. Quarin bestimmte die nicht lange Frist auf Grund des Aussehens der Sputa. Der Kaiser dankte ihm für seine Aufrichtigkeit und erhob ihn am folgenden Tage durch ein ehrenvolles Handschreiben, das mit einem Geschenke von 1000 Souverainsd'or begleitet war, in den Freiherrnstand. Das Datum der Ausfertigung des Freiherrndiploms widerspricht aber der Wahrheit dieser Erzählung, denn die Rückkehr des Kaisers erfolgte schon 1788. — Die Geschwätzigkeit Quarins illustriert nachfolgende Szene aus Gräffers »Kleine Wiener Memoiren« (2. Teil, Wien 1845, S. 103):

Quarin und der Patient.

»Diese Schmerzen halte ich keine Viertelstunde mehr aus, lieber Doctor!«

Ich glaube es Ihnen gern. Es ist der ärgste Grad der Gedärmentzündung. Ich werde Ihnen etwas verschreiben. He! ein Stück Papier!

»Allons, Jean! Geschwind!«

Wie charmant dieses Papier! Diese Feinheit, diese Weiße, diese Glätte: Superb! Lassen Sie sich erzählen! Gerade auf solchem Papier! Nein, was man jetzt in Österreich für herrliches Papier macht! Was bey uns überhaupt für bewundernswerthe Industrie-Producte zu Tage gefördert werden, besonders in dem unvergleichlich kunstsinnigen, fleißigen Böhmen. Sehen Sie nur dieses Papier! Das Billet von der neuen Tänzerin Sabelli ist netto auf solchem Papier. Kann dieses Wesen schreiben! ihr Styl ist englisch.

»Ich beschwöre Sie, Doctor!«

Die zierlichen Schriftzüge sind englisch. Sie schreibt mir in einem so freundlichen Ton! Und wie sie geistreich ist. Ich soll ihr Leibarzt seyn. Sie haben sie doch schon tanzen gesehen? Im gestrigen Ballet, als Flora, hat sie sich verewigt! Ich muß Ihnen aber vorerst erzählen . . .

»Doctor! ich vergehe vor Schmerzen! Ach! Eilen Sie mit dem Recept!«

Erzählen muß ich Ihnen, was die Sabelli für eine Garderobe aus Paris mitgebracht hat. Ihre Spitzen und ihr Schmuck allein . . .

geschichte zur Erklärung seiner drei Porträts, wo er zuerst als junger Professor in Tyrnau, dann als Professor in Wien und endlich als Feldstabschirurgus dargestellt war; er zeigte sich ganz als Militärchirurg der alten Schule [1]). — Interessanter war Dr. Careno, der früher schon mit dem Gedanken, die Pocken auszurotten, sich beschäftigt hatte und eben im Begriffe stand, Jenners große Entdeckung in Deutschland bekannt zu machen [2]).

Von Nichtärzten, mit welchen ich bekannt zu werden Gelegenheit hatte, nenne ich vor Allen den Freiherrn von Sonnenfels [3]). Er war für die Brown'sche Lehre eingenommen und wollte sie auf die Staatswissenschaft angewendet wissen, wo es auch Princip sein müsse, ein Gleichgewicht und ein gehöriges Verhältnis der Erregung herzustellen. Übrigens fand ich auch in seinem Urtheile über Frank, wie die alten Wiener Ärzte dessen Ruf beim Publikum untergraben hatten. . . Unter den vielen jungen Ärzten, die aus allen Gegenden Deutschlands sich um Peter Frank, Beer und Boer geschaart hatten, waren mehrere, die späterhin durch literarische Verdienste sich ausgezeichnet haben, wie Froriep, Wendt und Doutrepont. Die liebsten Freunde waren mir J. F. Hensler aus Schleswig und C. W. Heyck aus Holstein, zwei Männer

---

»Ich vergreife mich an Ihnen, wenn Sie nicht schreiben.«

Ja richtig! Gleich, gleich. Aber vergreifen möchte man sich an diesen Juwelen; sie hat unter andern ein Diadem . . . Ja, das Recept, geschwind! Da, diese zwey Zeilen werden helfen! Adieu, Verehrter! a revoir.

»Halt, halt! Hier für Ihre hülfreiche Bemühung.«

Gratias, Adieu.

— —

Der Äskulap ist neugierig. Im Vorsaal öffnet er das Papier. Es ist ein Ducaten, eingewickelt — in sein eben geschriebenes Recept.

[1]) Plenk war 1770—1777 Professor der Chirurgie und Geburtshilfe in Tyrnau, wurde 1784 Stabschirurgus und Professor der Chemie und Botanik am Josephinum.

[2]) Careno gehörte zu den Ersten, welche sich in Wien für die Jenner'sche Entdeckung einsetzten und praktisch Impfungen ausführten. 1801 veröffentlichte er eine lat. Übersetzung der Jenner'schen Schrift (Disquisitio de causis et effectibus variolarum vaccinarum).

[3]) Geb. 1732 zu Nikolsburg (Mähren) von jüdischen Eltern, gest. 1817 zu Wien, bekannt durch seine Verdienste um die Aufhebung der Tortur in Österreich, um das Polizei- und Finanzwesen, die Reform des Wiener Theaterwesens usw.

von höchst ehrenwerthem Charakter und universeller Bildung. . . Mit diesen und andern Freunden verlebte ich recht frohe Stunden in dem freundlichen Wien: Vormittags im Krankenhause, Mittags im Wirthshause, fanden wir uns oft Abends im Schauspielhause oder Weinhause wieder zusammen; nicht selten wurde auch nach dem Leopoldsberge und Kahlenberge gewandert. Die Polizei hatte ein Augenmerk auf die fremden Ärzte und ihre Zusammenkünfte, verfuhr aber mit aller Vorsicht, um kein Aufsehen zu erregen, denn den Eclat zu vermeiden, war schon damals österreichisches Princip. . . .

Aus J. Fr. Ludw. Lentin's »Medizinische Bemerkungen auf einer literärischen Reise durch Deutschland«

In Briefen, Berlin 1800[1]).

Wien, Nov. 1798.

Kaum angelangt in Wien, war mein erster Gang das Haupt der deutschen Spitäler zu sehen; mit großen Erwartungen betrat ich dasselbe und verließ es völlig befriedigt.

Das große Hospital in Wien, organisiert von Joseph dem Zweiten, ist einzig zur Krankenpflege[2]) bestimmt. Ein königliches Gebäude, versehen mit Allem, was die leidende Hälfte

---

[1]) Jacob Friedrich Ludwig Lentin war der jüngste hoffnungsvolle Sohn des besonders um die Epidemiographie hochverdienten hannöverischen Leibarztes Friedr. Benjamin L. (1736—1804), den Rohlfs als deutschen Hippokrates bezeichnet. Der jugendliche Verfasser der an seinen Vater gerichteten Reiseberichte wurde wegen seines darin ausgesprochenen Urteils über deutsche Hauptvertreter des Brownianismus, bzw. der Erregungslehre (Röschlaub, Markus) aufs schärfste und verletzendste angegriffen (vgl. Salzb. Mediz. Chir. Ztg. 1800 [III, Nr. 74, S. 385]). Wie sehr er sich durch diese Kritik in seinem Ehrgefühl gekränkt fühlte, erhellt aus seiner Antwort in der Jenaer Literatur-Zeitung. Er starb 1803 in seinem 26. Lebensjahre. Sein Schwanengesang lautete:

»Weithin gelobt ich zu reisen, doch führt mich, es sagt's mir die Ahnung,
Eh'r noch zur engen Behausung des Schlafes gewaltiger Bruder.
Meine Blumen, sie duften mir nicht an Neapels Gestade.
Nein! am letheischen Strome pflück' ich in Kurzem sie mir.
Sei es! So bin ich der Sorgen, des Herz angreifenden Kummers
Und der getäuschten Erwartung des Lebens endlich enthoben.«

[2]) Daher die einfache Inschrift:

Saluti et Solatio aegrorum Josephus II. Aug.

des Menschengeschlechts zu ihrer Pflege und Heilung bey Krankheiten bedarf, mit hellen, hohen, geräumigen Zimmern, freien Höfen, Wasserleitungen, Spazierplätzen. Dieser Koloss entstand aus der Vereinigung verschiedener in Wien zerstreuter Stiftungen und zog als ein kühnes Ganze bald die Bewunderung Deutschlands auf sich. An das Hospital schließt sich an das Gebärhaus, dem Bör[1]) rühmlich vorsteht, der Narrenturm[2]), in dem über 400 Wahnsinnige Sicherung und womöglich Heilung finden, und die dicht angränzende Militär-Akademie für Wundärzte. Ein Umfang, der über 3000 Köpfe in sich fasst. Verhältnismäßig zur Anzahl der Kranken und Zimmer sind die Offizianten des Hospitals. Die Anstalt ist zwar für den Staat sehr kostbar, doch trägt sie ihm reiche Zinsen, indem sie ihm viele Bürger erhält, die ohne diese Wohlthat ein Raub des Elends werden würden. Sie ist nicht allein für die Armen, ganz Unbemittelten, sondern auch für mehr Vermögende, denen blos Pflege und Bequemlichkeit fehlt. Für diese sind die sogenannten Gulden-Zimmer[3]), wo man für 1 fl. täglich ein anständiges Zimmer, ärztliche Besorgung, Speise und Wartung haben kann. Die Vortheile dieser großen Anstalt sind einleuchtend in Hinsicht auf die Stadt Wien. Durch die weitläuftige, luftige Bauart und die Lage des Hospitals in einer freien Vorstadt, durch sorgsame Absonderung ansteckender Kranken von den Übrigen, durch genauere innere Polizey wird aller Nachtheil verhütet, den eine große Kongregation von Kranken sonst zu haben pflegt. Ein allgemeiner Hospitaltyphus möchte schwerlich im Wiener Krankenhause anzutreffen seyn.

Aber für den studierenden Arzt hat dieser Sammelplatz von Kranken und Krankheiten außerordentlichen Nutzen, zumahl da die Oberärzte, unabhängig von einander, neben einander ihre Rollen spielen. Hier kann er dieselben Krankheiten nach verschiedenen Methoden behandeln sehen, kann wählen

[1]) Boër verlor von fünfzehnhundert Gebärenden im verflossenen Jahr nur fünf und hatte bey dieser großen Anzahl von Geburten ohngefähr zehnmal nöthig, zu Instrumenten seine Zuflucht zu nehmen. (L.)

[2]) Ein neu errichtetes zylinderförmiges Gebäude mit vielen Etagen. Es steht unter der medizinischen Oberaufsicht des Dr. Nord, eines geistvollen Schülers von Stoll. Mit Bereitwilligkeit läßt er junge Ärzte Zeugen seines Heilverfahrens und seiner zweckmäßigen Anstalten seyn. (L.)

[3]) Diese besorgt als Primär-Arzt Hr. Joseph Frank. (L.)

und verwerfen, prüfen, behandeln, je nachdem er von einer Vortheil oder Nachtheil ersieht. Er findet hier den entschiedenen Anhänger Stolls und seiner Maximen neben dem Brownianer und sieht wiederum den, der einen Mittelweg zwischen beiden Extremen zu finden sich bemüht. Diese Vortheile machen, daß jetzt Wien der Ort ist, wohin die Blüthe der medizinischen Jugend von Deutschland strömt, dass es mehr ist, als einst Salerno, Bologna, Leiden, Straßburg waren. Für diesesmahl, mein theuerster Vater, kann ich Ihnen vom Hospitale nur diese allgemeine Notiz geben, denn diese erste Woche meines Aufenthalts in der Kaiserstadt habe ich dazu verwendet, mich hier zu orientieren und insbesondere die wichtigsten, in literärischer Rücksicht merkwürdigen Gegenstände kennen zu lernen. Unter diesen hat mich das anatomische Museum vorzüglich interessirt, das auf dem Universitätshause befindlich ist und unter Aufsicht des berühmten Prof. Prochaska steht. Es zeichnet sich mehr durch merkwürdige seltne Stücke als durch gute Aufstellung derselben aus, indem sie mehr nach der Größe der Gläser und Präparate als nach systematischer Aufeinanderfolge geordnet sind. Unter den Infekzionen befinden sich einige Lieberkühn'sche Originale und glückliche Nachahmungen derselben, auch sind Hr. Prochaska einige, zumahl Knorpelinjektionen, vorzüglich gelungen. Die Sammlung pathologischer Knochen ist wegen mannichfaltiger Abweichungen ihrer Form und Materie vom gewöhnlichen Zustande sehr lehrreich....

Von den meisterhaft gearbeiteten Wachspräparaten, die die Sammlung der Kaiserl. Militär-Akademie besonders zieren, sind hier auch einige vorhanden. Das Äussere des Museums ist sehr elegant, und Herr Prochaska bereitwillig, es den fremden Ärzten zu zeigen.

* * *

Einen reichhaltigen Stoff zu interessanten Bemerkungen und eine vortreffliche Anleitung zur medizinischen Praktik giebt die Klinik von J. P. Frank im großen Hospitale[1]). Sie

[1]) Frank richtete die Klinik nach den Prinzipien ein, welche er in der noch heute wertvollen Schrift: »Plan d'ecole clinique ou méthode d'enseigner la pratique de la médicine dans un hôpital academique« (1790) entwickelt und schon in Pavia

enthält eine Auswahl von ungefähr 30 Kranken[1]) aus mehreren hundert Individuen des Hauses. Nach ihren Geschlechtern sind die klinischen Kranken in zwey Sälen vertheilt. Des Morgens besorgt Frank selbst die Kranken, begleitet von mehr als zweihundert jungen Ärzten, die sein Heilverfahren belauschen und unmittelbar am Krankenbette die eindringendsten Belehrungen von ihm empfangen. Des Nachmittags liegt dieses Geschäft dem Sekundär-Arzt Franks, Doctor Capellini, einem Italiäner, ob. Den studirenden Ärzten, die sich dazu melden, werden einzelne Kranke zur besondern Aufsicht übergeben, sie heißen Assistenten. Wenn ein Kranker aufgenommen ist, so wird er öffentlich examinirt, der Examinator giebt ein Gutachten über seinen Zustand und stellt die Heilanzeigen; Frank berichtigt beides. Dann ist der Assistent verbunden, eine Geschichte des vorhergehenden Gesundheitszustandes des Kranken in lateinischer Sprache vorzulesen, er trägt sie in das authentisch geführte Tagebuch der Klinik ein und besorgt die Tabellen, die zur Übersicht am Krankenbette vorhanden seyn müssen. Alle Verhandlungen um den Kranken werden in lateinischer Sprache geführt. Ausserdem wird der Vorsteher von einem Chemisten[2]) und einem Chirurgus, die ihn bey seinen Besuchen, wo es Noth ist, unterstützt.

Heterogene Gerüchte, schiefe Nachrichten, Urtheile von Sektenhass und Partheisucht diktirt, sind über diese wichtige Klinik, insbesondere über Franks Heilverfahren, im Umlauf. Sie haben ihren Grund in den einseitigen Gesichtspunkten der Erzähler. Die eine Parthei, und zwar die größere, will ihn durchaus zum Brownianer, die andere zum entschiedenen Antibrownianer machen. Beide haben scheinbar etwas für sich, Beiden bieten sich Thatsachen dar, die eine vorgefaßte Meinung mit leichter Mühe und Plausibilität in das eine oder das andere Schema einzwängen. Die Wahrheit leidet bey dieser Tendenz, das bevorurtheilte Auge vergisst die Aufmerksamkeit auf den,

---

zur Geltung gebracht hatte. Den klinischen Unterricht erteilte er vormittag 8—9 für Kandidaten der Medizin und höheren Chirurgie, 9—10 gab er für Zivil- und Landwundärzte praktischen Unterricht.

[1]) Es soll 24 heißen.

[2]) Frank zog nicht bloß einen pathologischen Anatomen, sondern auch einen Chemiker in den Dienst der Klinik.

wahrlich eigenen Weg hinzulenken, den Franks großes praktisches Genie sich selbst bahnt, auf welchem er, in glücklicher Mitte, unbefangen und unerschüttert von dem gegen ihn erhobenen terroristischen Geschrei, zum entschiedenen Vortheil der Wissenschaft fortwandelt. Um sich ganz von Franks Individualität zu überzeugen und den richtigen Standpunkt nicht zu verfehlen, von dem man ihn beurtheilen möge, lese und beherzige man die, in literärischer und psychologischer Rücksicht, so merkwürdige Vorrede zu Jos. Frank Ratio instituti Clinici Ticinensis, Vien. 1797. Sie giebt uns das schöne Bild eines regen Wahrheitsforschers, den ein mühsam errungener Ruhm nicht abhält, anderer Verdienste aufzusuchen, anzuerkennen, dem Geist der Zeit zu folgen, Irrthümer, seyen sie auch noch so geheiligt, einzugestehen und aufzugeben. Sie zeigt uns das seltene Phänomen, einen Veteran in der Heilkunst, der das jugendliche Feuer derer, die von ihm lernen, zu benutzen und so des Alters erfahrene Klugheit mit jugendlicher Schnellkraft zu vereinigen weiß. Eine Eigenschaft, die Frank als klinischem Lehrer vorzüglich zustatten kommt, ist das Talent der Kombination. Vermöge dieser Gabe ist er im Stande, die Resultate langjähriger Beobachtungen in entscheidenden Momenten geltend zu machen und sie dem Lernenden mitzutheilen, wo er nur irgend Nutzen aus denselben ziehen kann. Mit Klarheit reicht er die gemachten Erfahrungen an vorkommende Fälle an, und indem er selbst dadurch immer mehr festen Fuß gewonnen hat, theilt er seine hellen Ansichten den Lernenden mit und bereichert ihn mit einem Schatz, der ihm, wohlgenutzt, reichliche Zinsen tragen wird. Aber auch seine gemachten Fehler legt er bey vorkommender Gelegenheit mit edler Offenheit dar, zeigt, wie er fehlen konnte und wie man auf eine oder die andere Art vermeiden könne, getäuscht zu werden[1]). Eine solche negative Belehrung macht stärkern Eindruck als eine pompöse Aufzählung ärztlicher Triumphe und ist ein Verdienst, das desto mehr geschätzt und anerkannt werden muß, je seltener es ist.

---

[1]) »Nie sah ich meinen Vater heiterer«, erzählt Joseph Frank, »als wenn er seinen Zuhörern sagen konnte: Meine Herren! Streichen Sie diese oder jene Zeile in meinem Werk aus; als ich sie schrieb, hielt ich sie für wahr, nun bin ich aber des Gegentheils überzeugt.« (Gesundheitstaschenbuch für das Jahr 1801, S. 41.)

Das Krankenexamen wird in der Wiener Klinik mit Genauigkeit und Sorgfalt angestellt; die Anamnestik dabey keineswegs versäumt, aber auch das Subjekt gehörig individualisirt und in allen seinen Systemen untersucht. Frank versteht die große Kunst, den Kranken reden zu lassen und ihn unmerklich auf Treffpunkte hinzuleiten; dabey unterläßt er nie, den Beobachtungsgeist seiner Zuhörer zu schärfen und zu prüfen! Ein sanfter Ernst bezeichnet sein Betragen am Krankenbette. Was Franks System in der Arzneiwissenschaft anlangt, so gehört er eigentlich zu den Eklektikern, hat aber unbezweifelt eine gewisse Vorliebe zu der von John Brown in Umlauf gebrachten Erregungstheorie, wie sie nach den neuen Erweiterungen und Bearbeitungen von dessen Anhängern aufgestellt ist[1]). Auf seine Praktik hat das Brown'sche System in soweit Einfluß gehabt, dass er nach dessen Erscheinung manches von seinem ehemaligen Verfahren sowie von den in seinem Epitome bekanntgemachten Grundsätzen modifiziert, vereinfacht und verworfen hat. Von den berühmten Krankheitsformen, der Sthenie und Asthenie macht er einen bedingten Gebrauch und läßt sie eine nur weite Gränze ziehen. Innerhalb dieser Gränze unterscheidet er nach eigener Ansicht und nach der älteren Theorie verschiedene Zustände als wesentlich, die Browns System für unwesentlich hält, ist also keineswegs Brownianer zu nennen[2]). Dies sey genug als allgemeines Urtheil über Frank und seine berühmte Klinik. ... Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe nach Doctor Gall?[3]) — Noch immer habe ich nicht dazu kommen können, die persönliche Bekanntschaft dieses Naturphilosophen zu machen. So viel ich aus den Nachrichten eines Mannes, der ihn genau kennt, weiss, geht er

---

[1]) In den klinischen Krankenprotokollen der Jahre 1798 und 1799 dominiert jedenfalls die Asthenie, z. B. Morbilli asthen., Scarlatina asthen., Chlorosis asthen. Asthma asthen. usw.

[2]) Auch Jos. Frank betont 1801 (Gesundheitstaschenbuch S. 41), daß sein Vater kein Brownianer in dem Sinne sei, der jeden Grundsatz von Brown unbedingt nachbetet, sondern nur in dem Sinn, daß er die Theorie sorgsam überprüft und sich seinen Fundamentalsätzen anschließt, wo er sie praktisch begründet findet.

[3]) Gall, der seit 1796 Vorlesungen über seine Schädellehre hielt, hatte bereits weitreichenden Ruf erworben, weder mit der Naturphilosophie noch mit der Physiognomik wollte er seine Lehre im Zusammenhang wissen.

unermüdet auf dem reellen Wege der Beobachtung vorwärts und wird kein System der Physiognomik, wohl aber interessante Resultate seiner genialischen Vergleichungen bekannt machen. Er ist ein beliebter und geachteter praktischer Arzt und wird von Verehrern seiner Wissenschaft, deren selbst unter dem hohen Adel Wiens viele sind, kräftig in seinen Forschungen unterstützt. Die vergleichende Anatomie wird großen Gewinn von seinen Arbeiten haben.

Leben Sie wohl.

Prag. Febr. 1799.

Es ist mir schwer geworden Wien zu verlassen, eine Stadt, wo ich reichliche Ausbeute für meine Wissenschaft fand und Befriedigung meiner Neigung zu den schönen und bildenden Künsten, die ich in den Werken großer Meister vergangener und gegenwärtiger Zeit kultiviren konnte. Ward ich gleich nicht mit der gastfreundlichen Zutraulichkeit aufgenommen, die ehemals die Wiener charakterisirte, so überzeugte mich doch ein längerer Aufenthalt, daß die Einwohner Wiens keineswegs von diesem schönen Hange entartet sind, sondern dass dieses Misstrauen eine Folge politischer Verhältnisse und häufiger Indiskrezionen der Reisebeschreiber sey. Wie man mich als einen unschuldigen Reisenden kennen lernte, schwand die anfängliche Kälte, und die alte Gastfreundlichkeit behauptete wieder ihre Rechte.... Im allgemeinen findet man unter den Wiener Ärzten keine Methode herrschend, nicht einmahl eine besondre Vorliebe zu einem System. Man sieht daher eine große Mannigfaltigkeit in der Behandlung und die Möglichkeit, auf verschiedenen Wegen zu einem Ziele zu gelangen, realisirt. Zur Bestätigung dieses Satzes darf ich Ihnen nur die Nahmen der berühmtesten Wiener Privatpraktiker, eines Baron Quarin, Störk, Ferro, Lagusius[1]), Gall, Guldener von Lobes, Stifft, Careno u. s. w. nennen. Das Brownsche System hat unter den praktischen Ärzten der Stadt Wien wenig Eingang gefunden, im Gegentheil viele entschiedene Gegner, und es ist ein Irrthum, wenn man, wie ich es oft gehört habe, Wiener Heilkunst und Brownianismus beinahe für synonym hält. Es scheint sich vielmehr bloß auf das Hospital

[1]) Hasenöhrl Edl. v. Lagusius war bereits 1797 gestorben.

zu erstrecken, und auch da wird es nur von Doct. Joseph Frank und einigen Sekundar-Ärzten streng zu Grunde gelegt.

Mehrere Verehrer und Nacheiferer hat unter den Wiener Ärzten Stoll, und überhaupt wird sein Andenken als Arzt und Mensch noch sehr heilig gehalten. Dieser echte Hippokratiker hat der Heilkunst reelle Vortheile geleistet, er war, so sehr er auch von Vielen jetzt verkannt und mißhandelt wird, eine wohlthätige Erscheinung, die leider zu schnell vorüberrauschte. Man thut Unrecht, den übertriebenen Gastrizismus auf Rechnung einer besondern Theorie Stolls zu schreiben; er entstand wohl mehr aus der unverständigen Nachahmung seiner Schüler, auch vielleicht von einer stationären Anlage zu Leiden des Darmkanals, die in der ersten Epoche, worin Stoll schrieb, vorhanden seyn und den Krankheiten jene eigenthümliche Richtung geben mochte. Die letztere Vermuthung wird wahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß ihn die Euphorie der ausleerenden Mittel zum Gastrizismus hinzog und ihn in der Folge ihre offenbar nachtheilige Wirkung immer mehr davon entfernte. Die Übertreibung des Gastrizismus ist aber in Wien sehr gemein, es kommt nicht leicht ein Kranker ins Hospital, der nicht von den ersten Instanzen nach Oben und Unten gehörig purgirt wäre, und im Examen ist immer eine präsumtive Frage auf den vorhergehenden Gebrauch der ausleerenden Mittel gerichtet. Ausser diesen Folgen des ganz missgedeuteten Gastrizismus zeichne ich als herrschende Krankheit die Lungenschwindsucht aus, deren verheerende Wirkung man aus den Totenlisten ersehen kann. Sollten nicht die schneidenden Zugwinde, die in Wien von andern Orten häufig wehen, so gut dazu beitragen als der feine Staub, den man als unbedingte Lokalursache anzusehen gewohnt ist?

Beer's berühmte Klinik[1]) der Augenkrankheiten zeichnet sich unter den Heilinstituten Wiens vorzüglich aus; man trifft in derselben eine Menge der verschiedensten Augenkranken an, sieht viele Operationen und kann, wenn man besonders dafür bezahlt, sie selbst unter seiner Leitung machen. Da er ein genauer und unbefangener Beobachter ist, der von seinen

[1]) Eine eigentliche Augenklinik wurde erst 1812 gegründet.

Fehlern Gewinn zu ziehen weiß, wird er dem Theile äußerlicher Krankheiten, den er bearbeitet, große Vortheile verschaffen, wie er es bisher schon gethan hat.

Aus »Medicinische Neuigkeiten von Wien und Italien etc.«

Von einem Reisenden [1])

Unter den Ärzten in Wien, die wegen ihrer Kenntnisse Achtung verdienen, stehen Plenk und einige andere an der Militärakademie oben an. Plenk zeichnet sich durch einen Fleiß und durch einen Umfang von Kenntnissen und durch ein, bey einem Manne von seinen Jahren seltenes Fortschreiten mit den Kenntnissen und Vervollkommnung der Wissenschaft seines Zeitalters aus. Die Stunden, die ich bey ihm zubrachte, rechne ich zu den angenehmsten und lehrreichsten in Wien. Bey der Militairakademie verdient der Professor Böking, welcher Anatomie liest, von Jedem, der sowohl lernen als in der Folge lehren will, besucht zu werden. Vergeblich hatte ich bis jetzt einen Vortrag in dieser Wissenschaft, in der man so leicht zu weitläuftig und unzweckmäßig werden kann, gesucht, und nur in Wien fand ich die Idee, welche ich von einer anatomischen Vorlesung hatte, für Wundärzte besonders bestimmt, ganz erfüllt. Ich glaube, man sollte eigentlich zwey ganz verschiedene Anatomien wechselsweise lesen. Eine für den Physiologen und Zergliederer von Profeßion, und den Theil der Ärzte bestimmt, der versuchen will, in der noch wenig bearbeiteten Anwendung der feinern Zergliederung des Menschen auf die Erscheinungen im kranken Körper, etwas zu leisten. Aber man sollte weit entfernt seyn, diese Vorlesungen für den gewöhnlichen Arzt, und noch weniger für den gewöhnlichen Wundarzt zu bestimmen. Diese müssen Vorlesungen hören, in welchen sie nicht sowohl darauf aufmerksam gemacht werden, wie sich dieser oder jener Nerv veräßte, sondern denen man nur gleichsam einen Auszug der Theile der Anatomie giebt, die auf die Ausübung wichtigen Einfluß haben,

[1]) Neues Magazin für Ärzte, herausgg. von E. G. Baldinger, 15. Band (Leipzig 1793), 2. St. S. 97 u. ff.

und sie dabey jedesmal darauf aufmerksam machen, was dieser oder jener Theil noch eigenthümliches Wichtiges habe.

Wie sehr man dies kann, wenn man Chirurgie versteht, sehe ich in Wien. Ich war gerade bey der Demonstration der Rückenmuskeln, einen Theil, den man weder leicht deutlich zeigen, noch geschwind behalten kann. Jedes Kind hätte sie in dieser Vereinfachung haben behalten müssen, und noch mehr, wer hätte hier eine so praktische Regel erwartet. Diese war, daß da die Muskeln und Fibern mit kleinen Sehnen durchflossen wären, sich das Eiter bey Lendenabszessen und der Cyphosis und allen Vereiterungen am Rücken, nicht da einen Weg nach außen bahne, wo der Ursprung desselben sey, sondern durch die Sehnen gehindert, sich lange Gänge mache, und man den Ort der ersten Entstehung des Eiters weit von dem suchen müßte, wo es sich dem Gefühl oder dem Gesichte noch zeigte. Mit solchen Anmerkungen, die doppelten Nutzen haben, schliest er jedesmal die Stunde. Aber es war doch mein Zweck nicht, Anatomie zu lernen, daher eilte ich von Wien nach Pavia, um bey Frank den Unterricht am Krankenbette zu finden, der wirklich seltner ist, als man glauben sollte.

Aus Schack von Staffeldt's Schriften. [1])

Das Findelhaus. Ein besonderes zu diesem Zweck errichtetes Gebäude, unweit dem Allgemeinen Krankenhause, mit einem Garten, in welchem die Ammen mit den Kindern frische Luft schöpfen. Es hat einen Verwalter, eine Kanzlei, eine Kapelle und einen Arzt, der im Hause wohnt. Die Kinder kommen entweder aus der Entbindungsanstalt, die im großen Hospitalgebäude ist, oder sie werden als Findlinge von den

[1]) Der dänische Dichter Wilhelm Schack von Staffeldt (1769—1826), dessen Schriften F. L. Liebenberg (Kopenhagen 1843—47, 4 Bde.) herausgegeben hat, weilte im Jahre 1796 in Wien und schilderte in seinen Reisetagebüchern die von der Bevölkerung und den Einrichtungen der Residenzstadt empfangenen Eindrücke mit besonderer Ausführlichkeit. (Bd. II. S. 1 ff.) Die nachfolgenden Abschnitte sind bereits von A. Kronfeld (in Wr. med. Wochenschr. 1896, Nr. 10, 11, 12) veröffentlicht worden. Sehr bemerkenswert ist namentlich die kritische Betrachtung, welcher St. Galls Lehre unterzieht und die Charakteristik des Begründers der Schädellehre.

geben. Für die Aufnahme derjenigen Kinder, deren Mütter in Grundwächtern oder von dem Pfarrer, der sie taufte, abgeder Entbindungsanstalt unentgeltlich entbunden wurden, wird nicht bezahlt, für die anderen sechs, zwölf oder vierundzwanzig Gulden. Ebenfalls gezahlt wird für diejenigen, die der Pfarrer abliefert, und es muß dabei ein Schein vom Pfarramte vorliegen, daß die Mutter nicht mehr bezahlen kann, als z. B. sechs Gulden. Will eine Mutter sich nicht dem Pfarrer entdecken, so kann sie das Kind unmittelbar in's Institut abgeben und zahlt vierundzwanzig Gulden. Die Zahlung bei der Aufnahme ist die einzige, dafür wird das Kind bis ins fünfzehnte Jahr von der Anstalt versorgt. Diese ist nur für uneheliche Kinder bestimmt, doch können bei der letzteren Rezeptionsart auch eheliche mit unterlaufen. Die Ammen werden gut beköstigt und erhalten jährlich zwanzig Gulden, die nach der Zeit ihres Dienstes abgemessen werden, z. B. fünf Gulden für ein Vierteljahr. Jede Amme hat zwei Kinder, ihr eigenes und ein fremdes [3]).

Jetzt hat das Institut mehrmals zweitausend Kinder in der Versorgung, entweder in Wien und den Vorstädten oder auf dem Lande. Hier hat der Pfarrer die Aufsicht über die Erfüllung des Vertrags zwischen dem Findelhause und den Pflegeeltern, dort führen sie drei vom Institut besoldete Beamte, die fleißig die ausgegebenen Kinder besuchen müssen. In Institut sind jetzt 59 Kinder, meistens kranke. Man gibt sie sobald als möglich weg. Der Verwalter sagte, daß die meisten Kinder bei den Kosteltern sterben. Natürlich, denn nur arme Leute nehmen sie in Wartung und Pflege.

Das Allgemeine Krankenhaus. Es ist ein sehr großes Gebäude mit sieben Höfen, das Josef II. zu diesem Zwecke einrichten ließ. Jeder Kranke, der von dem Grundwächter oder von dem Oberen des Viertels, worin er wohnt, einen Schein seiner Armuth mitbringt, wird unentgeltlich gewartet und gepflegt. Andere können sich zu verschiedenen Preisen einmieten und werden nach Verhältnis der Bezahlung gepflegt. Chirurgie und Medizin haben jede ihre eigenen Stuben für die äußerlich und innerlich Kranken. Die Stuben der ersteren

[3]) Staffeldt besuchte mehrere Stuben, in jeder standen Betten für die Ammen und kleinere für die Kinder. Die Ordnung und Reinlichkeit war vollkommen, an Wartung und Pflege durfte es nicht fehlen,

sind im untersten Stocke. Der Arzt und Wundarzt besucht alle Tage zweimal seine Patienten, begleitet von den Unterdoktoren und Unterchirurgen, von welchen täglich einige die Inspektion über einige Zimmer haben, um über die Wartung der Kranken und über die ordentliche Darreichung der Arzneien und Anwendung der verordneten Hilfsmittel zu wachen[1]).

Die Einrichtung ist sehr zweckmäßig. Die Fenster sind hoch, der Zug führt unschädlich über die Kranken dahin. Unter den Fenstern an den Wänden stehen die Betten, wohl versehen mit Matratzen und Decken. Über jedem Bette eine Tafel mit Rubriken. In der Mitte des Zimmers steht ein langer Tisch. An der Wand hängt die gedruckte Tagesordnung, welche den Wärtern und Wärterinnen (bei den Kranken männlichen Geschlechtes sind Wärter angestellt) ihre Verrichtungen bestimmt vorschreibt, z. B. wann sie die Rezepte in die Apotheke tragen, wann sie die »faule Wäsche« sammeln, wann sie kehren sollen etc. Auf dem Tische liegt eine vom Arzte oder vom Wundarzte beschriebene Speisetafel, nach welcher die Beköstigung der Kranken bestellt und abgeholt wird. Die Geschlechter sind abgesondert. Die Venerischen und Unheilbaren haben eigne, entfernte Stuben. Im Gebäude ist eine Kapelle. Täglich kommen drei Geistliche ins Hospital, um die Kranken zu bedienen. Wer unentgeltlich gehalten ward und stirbt, wird in einen Sack geschnürt, auf einen Wagen gepackt und so zur Ruhe bestattet, Die Zimmer für diejenigen, die nicht bezahlen, sind sehr groß. Zwischen zwei und zwei Krankenzimmern ist stets eine kleine Küche, unabhängig von den großen, in denen die Speisen bereitet werden. Fußböden und Tische waren in allen Zimmern so rein gescheuert, als wenn sie neu gehobelt wären. Jetzt waren zwölfhundert Kranke hier. Die Anzahl der Lungensüchtigen soll immer größer sein als die Anzahl der an irgend einer andern Krankheit Leidenden. Man erklärt dieses aus dem Staube, der hier ärger als sonst wo ist. In dem Hospitalsgebäude ist auch eine Entbindungsanstalt, Jedes schwangere Frauenzimmer kann hier entweder unentgeltlich oder für Bezahlung entbunden werden. Sie kann unerkannt hereinkommen und niemand darf ohne ihre Erlaubnis auf ihre Stube kommen.

[1]) St. gieng durch einige Zimmer, die Ordnung und Reinlichkeit ließ nichts zu wünschen übrig.

Viele vornehme und reiche Frauen kommen hier nieder. Diese Anstalt untersteht einem Accoucheur, die unehelichen Kinder kommen ins Findelhaus.

Mit dem Hospitale ist auch ein Clinicum verbunden. In dem großen Hofe stehet ein Gebäude, in welchem der Professor der Medizin und der Professor der Chirurgie ihre Vorlesungen halten und ihre ausgesuchten Kranken haben, Unterrichtsmaterial für die Schüler. Die medizinischen und chirurgischen Hilfs- und Lehranstalten sind gut.

Josef II. vereinigte mehrere kleinere gestiftete Hospitäler in ein einziges allgemeines Krankenhaus, nicht nur aus ökonomischen, sondern auch aus politischen Beweggründen, indem solcherweise der Obrigkeit die Kontrolle erleichtert werden mußte. Er stiftete aber nicht nur, er kontrolierte selbst. Unerwartet war er plötzlich im Institute, und wehe dann dem Beamten, der sich auf einer Treulosigkeit oder einer Nachlässigkeit ertappen ließ! Oft schickte er den jetzigen Kaiser hin, der auch noch unterweilen nach dem Beispiele seines großen Vorfahren, die öffentlichen Institute besucht.

Das Tollhaus oder, wie es hier heißt, das Irrenhaus, unweit dem allgemeinen Krankenhause. Es ist ein großes rundes Gebäude von fünf Stockwerken, welches für verschiedene Stadtorte ein gutes Coup d'oeil gibt. In der Mitte des runden Hofes steht ein länglich viereckiges Gebäude für den Verwalter, den Oekonomus und andere Bediente, das mit beiden Enden an den Rundbau stößt und inwendig Eingänge in die fünf Stockwerke desselben hat. In jedem Stockwerke sind 28 Zellen, zusammen 140. Jede Zelle hat eine starke Gittertüre, die auf den rund laufenden Gang in jedem Stockwerke geht. In jeder sind zwei Betten, Strohsack und Decke. Neben dem Bette in der Wand Ringe zur Ankettung. Wenn einer der Unglücklichen höchst wütend und unbändig ist, so wird er oder sie auf einen Strohsack in der Mitte der Zelle niedergeworfen und an beide Wände angeschlossen. Dann ist der Tobende allein in der Zelle.[1])

Hier können zwei und zwei, auch wenn beide angekettet sind, sich sehen und in wiederkehrenden Augenblicken der

[1]) St. findet es sehr weise, daß man die Tollen nicht für immer vom Anblick ihrer Mitmenschen ausschließt.

Besonnenheit besprechen und liebgewinnen. Den Geschlechtern sind ihre eigenen Stockwerke angewiesen; die reinlichsten und lenksamsten sind in den unteren, die schmutzigsten und unbändigsten in den oberen Stockwerken. Diese haben nur Strohsäcke und Decken, jene aber auch Bettgestelle. Morgens werden den Lenksamen die Zellen aufgeschlossen und sie dürfen bei Tage auf dem Gange herumgehen. Des Abends werden sie wieder eingesperrt. Jeden Morgen werden Zellen und Gänge gekehrt und die Fenster geöffnet. Täglich kommt ein Arzt, der von Zelle zu Zelle geht. Die Speisen erhalten sie in irdenen Schalen, täglich einmal Fleisch, morgens und abends Suppe. Alle acht Tage wird die Kleidung und das Bett gewechselt. In jeder Zelle ist in einem Winkel ein Abtritt. Jedes Stockwerk hat besondere Wärter und Wärterinnen. Die Einrichtung ist hier anders als in Zellen, wo die Tollen strenger behandelt werden und ihre Speisen von einem Gitter aus, das auf den Tollgang geht, erhalten. Es waren hier sehr wenig Wütende und Angeschlossene. Einer der Unglücklichen hat Wände und Decke seiner Zelle mit Bildern von Vögeln, Menschen, Sonnen und Bäumen mit Gras statt eines Pinsels grün bemalt. Ein anderer sprach nur lateinisch, vielleicht einst ein fleißiger Gymnasiast. Man wußte von seiner Herkunft nichts. [1])

Nicht weit von diesem Gebäude ist ein anderes für die Wahnsinnigen und Blödsinnigen, die nicht sowohl der Bewachung als Pflege und Fürsorge bedürfen. Hier sind jetzt 60, dort 212 Kranke. Mit einiger psychologischen Kenntnis des Menschen würde man den schrecklichen Zustand der Verrücktheit nicht nur mildern, sondern oft gar beheben können.

Jeder, der diese Stiftung Josef's II. besucht, wird wohl nicht unterlassen, in die Laterne, die auf das viereckige Gebäude im Hofe gesetzt ist, zu steigen. Josef stieg hier in jeder Woche mehrmals hinauf. Diese Rotunde war gleichsam der Tron seiner Liebe, von welcher sie ihre Tochter,

---

[1]) St. meint, wie interessant und belehrend wäre nicht die Geschichte dieser »arabesken« Menschen! Er erklärt die Freiheit des Herumgehens für den Irren heilsamer als die Einkerkerung in Zellen. »Der Wahnsinnige muß von aussen beschäftigt werden, um seine ungeregelte Ideenassoziation zu unterbrechen. Wäre es nicht edel und heilsam, wenn man ihn durch Musik und sichtbare Darstellungen unterhielte?«

die große Stadt unten, mit zärtlichen Blicken umfasste. Die Aussicht ist in der Tat schön. Auf der einen Seite entfaltet sich eine große Landschaft, in welcher das Gebirge, auf welchem Kobenzl, Gallizinberg und die anderen Landsitze liegen, und dessen Abhang durchaus mit Wein bepflanzt ist, herrscht. Auf der anderen Seite breitet sich wie ein Modell, in welches man herabschaut, die Stadt aus mit ihren Feueressen, gleich vielen dampfenden Vulkanen.[1])

Andere Fürsten verordnen Erziehungs- Straf- Versorgungs- und Sanitätsanstalten und ordnen con amore Parks und Landhäuser selbst an. Josef machte selber die Entwürfe zu solchen öffentlichen Anstalten und wachte mit Liebe über ihre Ausführung. Er war ein großer Gärtner, seine Bäume und Gesträuche waren Menschen. Warum ist die runde Form des Gebäudes gewählt worden? Diese runde Form sollte Symbol der Tollen sein, nach der Redensart tourner la tête. Das Gebäude liegt in einer Vorstadt auf einem hohen Platze. Frische Luft ist für eine solche Anstalt höchst nötig. Es fehlt hier leider an einem freien Platze zur Auslassung der Lenksamen an die freie Luft. — — — —«

* * *

Besonders eingehend befaßt sich Staffeldt mit Gall, der in Wien noch in höchstem Ansehen stand und mit seiner Organlehre das größte Aufsehen erregte. Gerade im Jahre 1796 begann Gall öffentliche Vorlesungen zu halten, die bekanntlich später verboten worden sind. Staffeldt erklärt die Erfolge Gall's aus der Freude der Wiener am Aberglauben. »Ist's blos zufällige Ideenassoziation«, meint er bei Verspottung der abergläubischen Wiener, »daß mir hier Dr. Gall einfällt?«

»Dieser Mann, der eine zu lebhafte Einbildungskraft, aber vermuthlich eine schlechte Verdauungskraft hat, ist auf einen Gedanken gerathen, den er mit Affen- und Storchliebe vielleicht zu einem Ungeheuer erzieht. Er glaubt, aus der äusseren Formation des Hirnschädels sicher auf die Geistesfähigkeit und

[1]) St. meint, es tue dem Herzen wohl, daran zu denken, daß Josef oftmals, in Liebe entflammt, in Entwürfe versunken, hier gestanden hatte. Die Anstalt erhebe sich für den Besucher zum Denkmal des Edlen, zum Tempel des Verklärten, in welchem das Lallen der Kranken ihm zum Lobgesang erscholl.

den Charakter der Menschen schließen zu können, kraft gewisser Zeichen, die er bei allen seinen Beobachtungen mit gewissen intellektuellen und moralischen Eigenschaften zusammengefunden hat. Ist er von dieser Voraussetzung zu Beobachtungen geschritten, oder haben ihn einzelne Bemerkungen auf diesen Gedanken gebracht, den er nun immer bestätigt findet? Eine kleine Probe. An allen Dieben fand er an beiden Schläfen zwei längliche Erhöhungen, Riegeln gleich, er nannte sie Diebsriegel. Wo er sie findet, da schließt er sogleich auf den Dieb. Wenn das Vorderhaupt (unmittelbar über der Stirn) großgewölbt ist, so ist dies ein Zeichen der Darstellungsgabe. So ist der Kopf des Herrn Lange, der zugleich Maler und Schauspieler ist, gebildet. Ein Paar große Knoten hinter den Ohren sind gleichsam Aushängeschilder des Hangs zur Wollust. Gewisse Knoten über den Augen sind Kennzeichen des Ortsgedächtnisses. Das Farben- und Wortgedächtnis hat andere Kennzeichen. Ein hoher Hinterkopf zeigt viel Phantasie an u. s. w. Er hat eine Sammlung von Menschen- und Tierschädeln in Gypsabgüssen. Von einem merkwürdigen Kopfe läßt er gern einen Abguss nehmen. Hier sieht man Schädel von Hunden, Katzen, Ochsen, Fröschen, Fischen, Schlangen, Mäusen, Eulen, Adlern, Zaunkönigen u. s. w. Seine Bemerkungen über die Köpfe der Menschen bestätigt er durch ähnliche, an den Köpfen der Tiere gemachte. So findet er z. B. an allen Zugvögeln über dem Schnabel die beiden Hügelchen, welche das Ortsgedächtnis anzeigen und bemerkt ihre Abwesenheit bei den Vögeln, die nicht periodisch wandern. Der Mann nimmt diese Hypothese für erwiesen und unwidersprechlich an, ob er gleich nicht ein Zehntel der Anzahl von Beobachtungen gemacht, die allein einiges Gewicht haben könnten.

Er sieht schon die ganze Natur, nicht wie sie ist, sondern wie er sie sich nach seinem System denkt. Wenn man widerspricht, so beruft er sich auf seine Augen, und wenn einer das Weisse schwarz und das Schwarze weiß sieht, so kann ihm nicht geholfen werden. Gall würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er ohne Vorurtheil diese Beobachtungen fortsetzte, unbekümmert um die Resultate. Es möchte sich am Ende auf diesen neuen Wegen Manches finden lassen. Aber von einer Hypothese, die zu dem plumpsten Materialismus führt und alle

Sponanetität des Willens aufhebt, ausgehen und die Natur über diesen Leisten schlagen, das ist wenigstens Schwärmerei. Schon Lavater's Unternehmen, aus den bewegbaren Teilen des Gesichtes auf Geist und Gesinnung zu schließen, ist mit Lachen bestraft worden, ob er gleich von einer Wahrheit ausgieng. Gall nimmt es übel, wenn man ihn mit Lavater vergleicht, und sagt: ich habe es nur mit harten Teilen, Knochen, Schädel zu tun.

Seine Gedankenreihe ist im Kurzen diese. Das Gehirn ist der Mittelpunkt der Geistestätigkeit. Es erhält durch die Formation des Schädels verschiedene Gestalten, und in diesen Gestalten liegt der Grund der Geistesfähigkeiten und der Neigungen, welche jede in einem Teile des Gehirnes ihr besonderes Organ hat und nur diesen Organen gemäß wirken kann. [1]) Schon der Anatom und Physiologe wird gegen dieses System sehr viel Unwiderlegbares einwenden, z. B. nicht alles Gehirn erhält durch die äussere Bildung des Hirnschädels seine Gestalt. Und wer sagt, daß die innere Fläche des Schädels der Form nach der äusseren Fläche entspreche? Der Philosoph und Moralist wird gar empört. Wer also die beiden Riegel in den Schläfen hat, muss stehlen? Wer die Knoten hinter den Ohren hat, muß wollüstig sein? Wir müssen so oder so sein? Können, sollen also nicht anders sein? Es ist gewiss, daß wir mit Anlagen geboren werden, aber tausend Umstände können diese Anlagen brach liegen machen. Höchstens kann man Galls Voraussetzung auf Geisteskräfte anwenden, denn der scharfsinnige Mensch muß scharfsinnig sein, so wie der Spürhund scharf riechen muß. Aber muß er auch stehlen? Ist in dem Gebiete des Wollens keine andere Gesetzgebung als das eiserne Muß? Und diese Voraussetzung gründet sich darauf, daß ein Paar Spitzbuben jene Diebsriegel hatten. [2]) Ohne Voraussetzung weiter fortgeschritten, wenn Muße und Lust da ist! Aber der Anfang des Forschens nach Wahrheit ist nicht damit angefangen, daß man das Wahre als unwahr voraussetzt. [3])

---

[1]) St. fragte Gall, ob er nicht das Zeichen der praktischen Vernunft gefunden hätte. Nein, antwortete er kalt.

[2]) Dies ist auch der Fall gewesen, Gall hat mir's erzählt. (St.)

[3]) St. macht noch den Einwurf, daß man bei sehr vielen Gemütsbewegungen, z. B. dem Mitleide, der Schwermut, in manchen anderen Teilen des Körpers sehr gewaltsame Erschütterungen fühlt. »Hat z. B. das Blut keinen Einfluß auf unsere

Dr. Sallaba, ein junger Mann, ein geschickter Arzt und denkender Philosoph, schrieb einen Brief an Gall, um ihn zu bekehren. Allein es war zu spät. Wenn Sömmerring's Hypothese richtig wäre und nur die Erschütterungen des Wassers in den Hirnhöhlen den Grund unserer Vorstellungen enthielten, so fiele Gall's Hypothese ebenfalls weg.[1])

Leidenschaften? Warum benennen wir oft durch das Wort Herz einzelne Empfindungen und oft unser ganzes Empfindungssystem.« St. rät Gall zum Anthropologen ein wenig in die Schule zu gehen.

[1]) Bei Gall traf St. einen Mann an, welcher mit festem Blicke, eine Prise Tabak zwischen den Fingern, ganz trocken und als sei die Rede von der alltäglichsten Sache, z. B. von Stiefeln, sagte, er wisse das Geheimnis, den Kreis der Menschheit zu überspringen, zu einem Umgange mit Geistern zu gelangen und sie sich dienstbar zu machen. Er selbst habe einmal einen Geist hergebannt, der seinen Sitz in einem Spiegel nahm und unsichtbar auf Fragen Antwort gab. Aber böse Menschen hätten ihn (den Geisterbanner) in seiner Unternehmung gestört. Er wisse auch die Kunst, Geister zu zitieren und sie zu Sklaven zu machen. Und was des Geschwätzes mehr war. Solch ein Phänomen war St. noch nicht vorgekommen, er konnte sich daher des Lachens und der Ironie nicht enthalten, allein das irrte den Wundermann nicht. Er behielt seine Gravität und seinen Ernst bei. Er hub seine Rede damit an, daß er behauptete, man könne in einer Stunde etwas, das in Wien geschehen sei, in Konstantinopel wissen. Ja, fuhr er fort mit festem Blick und Ton, aber vermittelst einer Geisterpost. St. war seltsam zu Mute, er lachte, staunte und geriet in Zorn, denn er glaubte, daß der Mann ihn zum Besten haben wollte. Endlich sagte er, daß der berühmte Swedenborg auf diese Art Kunde erhalten und gegeben habe. Das sei nichts Rechtes gewesen, fiel ihm der Mann in die Rede, ich usw. St. glaubt, daß der Mann ein Spitzbube gewesen, denn er sprach von »Kosten«. Wenigstens wäre seine Narrheit von der allerplumpsten Art. Sein Anzug verriet Armut, ein stieres Gesicht Dummheit. »War es dem Dr. Gall«, fragt St., »um den Schädel oder um die Weisheit dieses Narren zu tun? Er selbst gab das erste vor.« Gall habe »eine sehr lebhafte Einbildungskraft und zum Krampf geneigte Nerven«. St. hörte ihn einmal in einer Gesellschaft seine Lebensbeschreibung und Charakteristik vorlesen. Aus derselben gehe hervor, daß er mit allen Anlagen zu einem Schwärmer und zu einem exzentrischen Kopfe geboren ist und daß man ihn als Kind eher ins Spital als in die Schule hätte schicken sollen. Er gefällt sich in der kleinlichsten Beschreibung dieser Anlagen und gibt dadurch zu erkennen, daß er entweder gern etwas Außerordentliches sein oder wenigstens dafür gelten möchte. Sieht er denn nicht ein, daß diese Lebensbeschreibung ihn und sein System lächerlich machen wird? Wer jene gelesen hat, wird dieses sogleich als einen Beitrag zu dem großen Buche der Torheit lesen. Überhaupt ist Dr. Gall zum Teil ein künstlicher Schwärmer. Der wahre Schwärmer versteckt sich, denn es ist ihm nicht um Bewunderung zu tun.«

»Einige Bemerkungen über die Einrichtungen der geburtshelferischen Anstalt zu Wien«

mitgetheilt von St. . . .[1])

(Joh. Christ. Stark's, Neues Archiv für die Geburtshülfe, II. Bd., 1. St. Jena 1801, S. 125—139.)

»Die öffentlichen Anstalten für die Geburtshülfe sind unstreitig gegenwärtig in Wien die größten, und man kann mit Recht sagen auch die besten von Deutschland; sie sind noch ein unvergessliches Denkmal der unermüdeten Sorgfalt für die leidende und gefallene Menschheit des großen Josephs. . . . Es sind eigentlich zwey von einander separirte Institute, beide befinden sich in dem großen allgemeinen Krankenhause und machen einen beträchtlichen Theil desselben aus.[2]) Das erstere

[1]) Verfasser ist wahrscheinlich der Jenaer Professor Joh. Chr. Stark (1753 bis 1811), Schillers Hausarzt.

[2]) Vgl. S. 66. Eine genaue Beschreibung findet sich als Vorbericht zu Simon Zellers »Bemerkungen über einige Gegenstände aus der praktischen Entbindungskunst« (Wien 1789). Dort heißt es: »Das allgemeine Gebährhaus hat drey Hauptzugänge: einen aus der Alstergasse, durch das Hauptthor, und über den großen Hof des allgemeinen Krankenhauses; den zweyten aus der Stift und Adlergaße durch das Seitenthor, und den dritten rückwärts der Kaserne aus der ehemaligen schwarz Spanier- und itzigen rothen Hausgaße. Durch alle drei kann man zu Fuß, oder gefahren kommen. Der letztere führt unmittelbar zu dem beständig verschlossenen Thore des Gebährhauses. Dieß ist mit einer Zugglocke versehen, und ein eigends dazu angestellter Thorwärter muß jeder ankommenden Schwangern zu jeder Stunde, bei Tage und bei Nacht, die Pforte öffnen, und auf ein Zimmer der von ihr gewählten Klasse führen. Dem dabei angestellten Personale, das in einem ersten und zweiten Geburtshelfer, einer Hebamme und ihrer Helferinn und den erforderlichen Wärterinnen besteht, ist unverbrüchliche Verschwiegenheit zur heiligsten Pflicht gemacht. Um jedoch Schwangere, die sich hier ihrer Leibesfrucht heimlich entledigen und ihre Niederkunft verbergen wollen, vor jeder Furcht einer Entdeckung vollkommen zu sichern, sind noch folgende Verfügungen getroffen worden: Keine Schwangere, die hier Zuflucht nimmt, ist verbunden, ihren eigenen oder des Kindes Vater ächten Namen anzugeben; findet es aber eine oder die andere nöthig, dieß wirklich zu thun, und den ächten Namen im Taufprotokolle eintragen zu lassen, so wird sie eben dadurch im Stande gesetzt, deßhalb gar kein Bedenken zu tragen. Niemanden, wer es auch immer seyn möchte, wird unter keinerlei Vorwand der Eintritt gestattet. Verlangt jedoch eine von jenen, die einzelne Zimmer bewohnen, mit jemand zu sprechen, oder wird ein Besuch von derjenigen Person, durch die sie hereingebracht worden oder auch durch eine andere, von ihr ausdrücklich dazu bevollmächtigte, zu ihr geführt, so ist dieß unverwehrt, und unter dieser Bedingung steht jedem der Zutritt frey. Auf jene Zimmer, wo mehrere zusammen liegen, wird niemand der Eintritt gestattet, nur allein unter den eben festgesetzten Bedingungen kann man

enthält die Zahlenden und die unerkannt bleiben Wollenden; ihm steht Zeller[3]) vor. Es hat den löblichen Zweck, vornehmen und begüterten, vorzüglich aber den unglücklichen Opfern der zu früh genossenen Liebe einen sichern Zufluchtsort und bequeme Niederkunft zu verschaffen. Joseph sah weislich ein, dass solche verführte oder unverführte, wenn sie der öffentlichen Schande und Verachtung Preis gegeben

---

eine solche Schwangere in einem Nebenzimmer sprechen. Um jedoch auch erforderlichen Falls, wenn nämlich eine Person, die sich ohne irgend jemandes Vorwissen in diesen Zufluchtsort begeben, etwan mit Tode abgienge, den Forderungen der allgemeinen Ordnung Genüge leisten und gehörigen Orts davon Bericht erstatten, oder auch im erforderlichen Falle den Angehörigen derselben ein Zeugniß ihres Todes ausstellen zu können, muß jede Schwangere, die sich auf diese Art im Gebährhause befindet, ihren wahren Tauf und Zunahmen auf einen Zettel aufschreiben; auf diesem, nachdem sie ihn vorher selbst versiegelt, schreibt der erste Geburtshelfer an der außen Seite in ihrer Gegenwart den Tag des Eintritts, die Nummer ihres Zimmers und Bettes und stellt ihr sodann selbigen zum Aufbewahren wieder zu. Verläßt sie nach vollendeter Entbindung das Gebährhaus, so kann sie damit nach Belieben verfahren. Sollte sich der fast unmöglich scheinende Fall ereignen, daß der Aufenthalt eines Frauenzimmers im allgemeinen Gebährhause verrathen oder ausgeforschet würde, so wird bei keiner Gerichtsstelle deshalb der Beweis für geltend anerkannt, so daß wenn Eltern, Ehemänner oder Vormünder keine andre Klagursache als den Aufenthalt derselben in diesem Orte anführen können, diese in keiner Rücksicht beim Gerichte für rechtskräftig anerkannt wird.

Das ganze Gebährhaus enthält nebst einer Kapelle 29 abgesonderte Zimmer. Die erstere ist zum Taufen der Kinder bestimmt, überdem wird täglich darin Messe gelesen, welcher alle Schwangere, sie mögen bezahlen oder nicht, ungesehen beiwohnen können. Die Zimmer sind für Schwangere, Gebährende und Wöchnerinnen eingetheilt. Zwölfe sind für einzelne Personen eingerichtet. Die übrigen enthalten von 8 bis zu 20 Betten. Jedes Bett, worauf durchgehends nur eine Person liegt, ist 3 Schuhe breit und 6 Schuhe lang. Die Anzahl aller Betten beläuft sich über 200. Vor den Zimmern ist überhaupt ein geräumiger Gang, in welchen sich die Schwangeren eine angemessene Bewegung machen können, ohne der rauhen Witterung ausgesetzt zu seyn. Um den bereits Entbundenen mehrere Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, zugleich aber auch das Erdrücken und andere unwillkürliche Verletzungen der Kinder zu verhüten, ist bei jedem Bette derselben ein kleines Bett befindlich, worein die Kinder gelegt werden müssen. Da das Gebährhaus für Schwangere von verschiedenen Umständen, für Reiche, Vornehme, Arme und Niedrige ein Zufluchtsort seyn soll, so hat man um dieser Absicht Genüge zu thun, die Zimmer in vier Klassen eingetheilt und jede darin Zuflucht suchende Person, kann die ihren Umständen angemessene Klasse wählen.

[3]) Zeller hatte 1786 in Gesellschaft Quarins eine Reise durch Holland, Frankreich und England zum Studium der ausländischen Entbindungsanstalten unternommen.

wurden, dadurch auf mancherley Mittel und Wege geleitet werden müssten, ihrer Leibesbürde früher sich zu entledigen als die Natur es wollte oder ihre Schwangerschaft zu verheimlichen und das geborne Geschöpf auf irgend eine Art aus der Welt zu schaffen, wodurch nicht nur solche Unglückliche sich und ihre Gesundheit ruiniren, sondern auch dem Staat eine Menge Bürger entzogen würde. Durch dieses Institut wurde nun allen diesen Übeln vorgebeugt. Nämlich durch einen eigenen Einlassgang können zu allen Zeiten des Tages die Unerkanntseynwollenden eingehen, wo sie blos ein versiegeltes Billet mit ihrem Namen abgeben und nun in dem Gebärhause selbst alle mögliche Bequemlichkeit und Pflege erhalten. Bloß der für dieses Institut bestimmte Geburtshelfer oder sein Gehülfe darf zu ihnen, ja man hat die Delikatesse so weit getrieben, daß selbst der Director des allgemeinen Krankenhauses, unter welchen die Gebärhäuser als Theil desselben mit stehen, nicht in die Zimmer der Zahlenden gehen darf. Wenn die Personen das Haus verlassen, erhalten sie ihr versiegeltes Billet wieder, wenn sie aber während der Niederkunft oder an den Folgen derselben sterben, wird das Billet geöffnet und den Verwandten derselben Nachricht gegeben. Ihr Kind können sie gegen Erlegung einer bestimmten Summe zurücklassen, welche in das Findelhaus kommt, das sie aber zu allen Zeiten bey Vorweisung des Zettels, den sie bey dem Abgeben des Kindes erhalten, herausnehmen können. Nicht leicht wird ein deutscher Staat seyn, der eine solche Einrichtung aufweisen kann. Vor Errichtung der Anstalt kamen solche Elende bey gewinnsüchtigen Hebammen nieder, die sich eigene Häuser dazu hielten, ihren Beutel dadurch spickten aber die unglücklichen Mädchen ausplünderten. Der Hauptendzweck, den durch Kunst erregten Abortus und Kindesmord zu verhüten, ist gewiss erreicht, da man in keiner Stadt weniger von Kindesmord hört als in Wien. Ob dadurch die Wollust mehr befördert, die Sittlichkeit mehr verderbt wird? ist eine andere Frage, doch scheint der Vortheil der Anstalt den vermeintlichen Nachtheil weit zu überwiegen. Über die innere Einrichtung dieser Anstalt läßt sich nichts Bestimmteres angeben, da der Zutritt nicht verstattet wird. Ohngefähr zwischen 3—400 kommen jährlich nieder.

Das zweyte Institut ist für die unentgeldlich Aufgenomenen und solche, welche nur 10 Kreuzer täglich zahlen. Es ist zugleich eine Pflanzschule für junge Geburtshelfer und Hebammen. Die Leitung dieses Instituts ist Boer[1]) anvertraut, der zugleich Professor der Geburtshülfe ist und die Hebammen unentgeldlich unterrichten muss. Er hat sich auf seinen Reisen durch Frankreich, England und Italien zum Geburtshelfer gebildet[2]), er ist ein Mann von dem unbescholtensten Charakter und der geprüftesten Rechtschaffenheit, der seine Pflichten auf das pünktlichste erfüllt. Daher auch seine Beobachtungen das Gepräge der Wahrheit im vollen Maße haben. Die innere Einrichtung ist musterhaft. Die Schwangern sind wie billig von den Entbundenen separirt. Für letztere sind zwey große Zimmer bestimmt, wovon das eine im Winter, das andere im Sommer gebraucht wird, beyde sind mit Betten versehen, wo also immer eins wechselweise wieder von den Dünsten und andern Dingen gereinigt wird. Zwischen diesen beyden ist das Zimmer befindlich, wo die Kreissenden niederkommen, die nach der Entbindung in das Zimmer der Wöchnerinnen gebracht werden. Alle diese Zimmer sind sehr hoch und hell, und die Reinlichkeit derselben sowie der Bettlaken und allen, was für Schwangere, Wöchnerinnen und Kinder gehört, so groß, daß

[1]) Johann Lukas Boër wurde 1789 zum außerordentlichen Professor der Geburtshilfe ernannt und gleichzeitig Steidele der geburtshilfliche Unterricht entzogen. Dieser durfte nur mehr chirurgische Fälle in die von ihm geleitete Klinik aufnehmen, während Lebmacher als Professor der theoretischen Geburtshilfe fungierte.

[2]) Boër war auf Kosten des Kaisers Josef, der ihn gelegentlich der Besuche im Waisenhause, wo B. seit 1784 als Wundarzt fungierte, kennen lernte, ins Ausland geschickt worden, um sich in der Geburtshilfe weiter auszubilden. Diese Reise (vom 11. Nov. 1785—Juli 1788) erstreckte sich über England, Frankreich, Italien. »Frankreich und England«, sagte der Kaiser, »sind meinen Staaten an wissenschaftlichen Instituten und gelehrten Männern überlegen; darum habe ich auch bereits Hunczovsky, Beinl und Vering dahin abgeschickt, damit sie sich zu tüchtigen Chirurgen ausbilden, und von ihm wünsche ich, daß er sich der Geburtshilfe weihe und diesem Fache jenen Fleiß und jene Obsorge zuwende, die es wegen seiner Wichtigkeit verdient. Seine Persönlichkeit eignet sich ganz zum Geburtshelfer, sein Talent und Fleiß werden des übrigen tun.« Seinen ursprünglichen Namen Boogers änderte er in Boer um; denn der Kaiser meinte, kein Franzose werde imstande sein, jenen Namen auszusprechen. Boër trat mit den größten Geburtshelfern der Epoche in Verkehr und lernte von den französischen, was die Operationskunst, von den englischen, was die Natur vermag. Diese letztern wurden seine Leitsterne, ihren Wegen folgend wurde er zum Reformator des Fachs.

sie gewiss nicht leicht irgendwo größer gefunden wird, so wie man überhaupt gestehen muß, dass sich das allgemeine Krankenhaus durch Reinlichkeit vor allen andern auszeichnet. Die Zimmer werden beständig von frischer Luft durchstrichen, und man weiß nicht, daß man sich in der Atmosphäre eines Gebärhauses befindet. Die Kreissenden kommen alle auf Betten nieder, die ganz einfach sind und nur zu beyden seiten ein paar bewegliche Handhaben zur Unterstützung der Hände haben. Sobald die Kreissende auf das Bette gebracht worden, so hat sie keine bestimmte Lage, sondern sie liegt bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, ganz nach ihrer Willkühr, nur wenn der Kopf im Ein- und Durchschneiden ist, liegt sie auf dem Rücken. Boer betrachtet die Geburt ganz als ein Naturgeschäfte und lässt gar nichts thun. Steiß und Gesichtslagen werden lediglich der Natur überlassen, von Schieflagen weiß man fast nichts, so wie man aber auch wenig enge und noch weniger deformirte Becken findet. Nicht leicht ist wohl ein Gebärhaus, wo von der Kunst so wenig gethan wird als hier, und doch geht alles gut. Gewiss ist es, dass im Ganzen die Österreicherinnen einen bessern körperlichen Bau haben, auch dabey robuster und kraftvoller sind als in andern Gegenden Deutschlands. Auch können die Österreicherinnen mehr Schmerz vertragen, die Böhminnen sind, wie mir Boer selbst versicherte, weit empfindlicher. Daher man auch bey ihnen weniger Anlage zu Krämpfen, hysterischen Beschwerden u. s. w. findet, worinn gewiss eine der vorzüglichsten Ursachen ihrer leichten Entbindungen liegt, so wie sich aber nicht leugnen lässt, dass das einfache Verfahren bey dem Geburtsgeschäfte sehr vieles zu dem glücklichen Ausgange der Geburten in dem Gebärhause beyträgt. Bey der natürlichen Geburt wird gar nichts gethan, als dass man das Mittelfleisch unterstützt, und wenn der Kopf des Kindes schon geboren ist, wird keine Hand angelegt, sondern man wartet so lange, bis wieder eine Wehe kommt, die den Rumpf und die übrigen Theile des Kindes vollends herausstößt. . . . Instrumental- (welche aber sehr selten vorkommen) und Wendungsgeburten werden in der Querlage vom Prof. Boer selbst oder in seiner Abwesenheit von seinem Assistenten (gegenwärtig) Loeser[1]) gemacht. Die natürlichen

[1]) Johann Loeser soll 16 Jahre bei B. Assistent gewesen sein.

Geburten werden fast alle von Zöglingen oder von Hebammen, die sich im Unterricht befinden, unter Aufsicht der Oberhebamme, welche ein gescheites Weib ist, vollbracht. Hierbey ist folgende Einrichtung: diejenigen, welche das Gebärhaus zu ihrem Unterricht benutzen wollen, müssen sich bey dem Vorsteher desselben melden. Sie werden in zwey Classen getheilt, in Externisten und Internisten. Die erstern haben wechselsweise mit den Hebammen die Geburten zu machen, welche den Tag über vorfallen. Derjenige, welchem der Reihe nach die Geburt zukommt, beobachtet die Kreissende während des ganzen Geburtsgeschäftes, stellt in den verschiedenen Zeiträumen der Geburt Untersuchungen an und leistet die nöthige Hülfe. Doch können alle Externisten bey allen Geburten, welche am Tage vorkommen, gegenwärtig seyn. Da manchen Tag 3—4 Geburten vorfallen und die Zahl der Externisten selten über 6 geht, so kommt die Reihe sehr oft herum, und daher derjenige, welcher mit den nöthigen theoretischen und praktischen Kenntnissen ausgerüstet in das Geburtshaus tritt, als Externist das natürliche Geburtsgeschäfte gründlich studiren und beobachten kann. Die Internisten haben die Geburten zu machen, welche des Nachts vorfallen. Ihrer sind gewöhnlich 6, der Reihe nach muß jeder einen Tag und eine Nacht im Gebärhause wohnen. Er muss alles, was sich während dieser Zeit theils bey den Kreissenden, theils bey den Wöchnerinnen ereignet, in dem Tagebuch aufzeichnen. Er hat nebst einer Hebamme alle Geburten, welche in der Nacht vorfallen, zu besorgen. Alle Schwangern, welche sich an seinem Tage zur Aufnahme ins Gebärhaus melden, muss er untersuchen und der Oberhebamme, welche nach ihm untersucht, genau bestimmen, was er gefühlt hat, auch seine Meinung über die Zeit, in welcher sich die Schwangere befindet, geben und bestimmen, ob sie in Hinsicht der Zeit rezeptionsfähig ist oder nicht. (Die Schwangern werden nur im letzten Monat ihrer Schwangerschaft aufgenommen.) Auch hat er die Obliegenheit auf sich, die kranken Wöchnerinnen oder Schwangern zu beobachten und von allem, was sich außerordentliches im Gebärhause zuträgt, dem Vorsteher Bericht zu erstatten. Der Nutzen, welchen die Internisten haben, ist freylich ungleich größer und dem, der sich zum praktischen Geburtshelfer bilden soll, ungleich wichtiger.

Indess werden nur Inländer als Internisten zugelassen, und nur selten ist dies Glück Ausländern vergönnt, welches man aber nicht Boer zum Vorwurf machen darf, da es einmal die ursprüngliche Einrichtung ist. Die Zeit, wie lange die Zöglinge frequentiren können, ist nicht bestimmt, gewöhnlich dauert sie 4—6 Wochen. Ausser diesen vergönnt Boer gern jedem, der ihn darum ersucht Zutritt zu den Ordinationsstunden, welche morgens zwischen 7—8 und Nachmittags um 4 Uhr gehalten werden. [1])

Die Behandlung der Wöchnerinnen und neugeborenen Kinder ist ebenfalls äußerst einfach. Sie besteht gewöhnlich nur in einem vorschriftsmäßigen diätetischen Verhalten. Selten erkranken Wöchnerinnen, wenn sie nicht schon kränklich hereingebracht worden sind. Die Mortalität ist daher im ganzen äußerst gering. Der musterhaften Reinlichkeit, gesunden Luft und guter Verpflegung ohngeachtet kann das

---

[1]) Im ersten Bande seiner »Abhandlungen und Versuche geburtshilflichen Inhaltes«, Wien 1791, berichtet B. über den innern Betrieb der Klinik. »Nebstdem, daß die angehenden Geburtshelfer und Hebammen den Vorlesungen und dem Unterrichte am Geburts- und Kindbetterin-Bette frey beywohnen, sind sie der Reihe nach, nemlich jedesmal ein Kandidat und eine angehende Hebamme bey der täglichen Aufnahme der Schwangern, und so stehen sie auch je zwey und zwey unter belehrender Anleitung und Aufsicht den vorkommenden Niederkunften bey. Nur wenn die Geburt mit ungewöhnlichen Zufällen vermengt ist, können sie sich, insofern die Umstände es erlauben, einige mehrere dabey einfinden. . . . Der Geburtshelfer und die Hebamme, welche bey der Niederkunft einer Schwangern waren, müssen auch noch vorzüglich auf sie und ihr Kind Rücksicht nehmen, während sie im Kindbette sich befinden. . . . Von acht bis neun Uhr frühe ist täglich Visite bey den Schwangern und Kindbetterinnen. Befindet sich um diese Zeit eben eine Kreißende auf dem Gebärzimmer, so wird gemeiniglich über den jedesmaligen Stand der Geburt das nöthige angemerkt und gelegentlich praktische Anweisung gegeben. An den Betten der Wöchnerinnen werden immer die jüngst eingetretenen Schüler auf die natürlichen Erscheinungen bey Kindbetterinnen merksam gemacht, damit sie für's erste unterscheiden lernen, was die Natur und was nicht zur Natur einer erstgewordenen Mutter und ihres Kindes gehöre. Ist das Kindbett mit ungewöhnlichen Zufällen vermengt, so werden diese von Tag zu Tag am Bette und in Gegenwart der Schüler aufgenommen, nebst der Behandlungsart entweder sogleich laut von dem Lehrer in die Feder diktiert, oder wenn es die Zeit nicht erlaubt, von einem oder dem andern Herrn Kandidaten geschichtlich beschrieben. Nach Verlauf des Zustandes wird die Geschichte auf der Schule öffentlich vorgelesen, die Diagnose und die Behandlung mit der Art der Genesung, oder starb die Kranke, mit dem Resultate der in Gegenwart aller Schüler vorgenommenen Leichenöffnung verglichen.«

Kindbettfieber doch nicht ganz abgehalten werden, und auch hier ist die allgemeine Klage, dass gewöhnlich dieses Fieber allen Methoden widersteht.[1]) Am wirksamsten hat sich aber doch die reizende Methode gleich anfangs angewandt erwiesen. Die neugebornen Kinder werden reinlich gehalten und sogleich nach der Geburt an die Brust gelegt. Das frühe Anlegen der Kinder ist zuverlässig Ursache, dass man im Wiener Gebärhause bey der so großen Anzahl von Wöchnerinnen wenig oder nichts von bösen Brüsten hört. Alle Zulpe sind verbannt. Die Entbundenen verlassen, wenn sie gesund sind, gewöhnlich nach 9 Tagen das Gebärhaus. Es steht ihnen frey, ihr Kind mitzunehmen oder zurückzulassen, in welchem Fall es in das Findelhaus kommt, woher die Mutter einen Zettel erhält, der mit einem andern, welcher im Findelhause zurückbleibt, correspondirt und folglich das Kind jederzeit zurück erhalten kann. So vortrefflich und der Menschheit ersprießlich die Einrichtungen des Gebärhauses sind und so sehr der glückliche Erfolg den Absichten des erhabenen Stifters entsprochen hat, so wenig hat man bey allen Anstrengungen und aller möglichen Sorgfalt von Seiten der Regierung bey Einrichtungen des Findelhauses seinen Zweck erreicht. Man hat alle mögliche Versuche gemacht, das Aufziehen und die Ernährung der neugebornen unschuldigen Geschöpfe gelingen zu machen. Gleichwohl hat der Erfolg den Bemühungen und Erwartungen sehr wenig entsprochen, da man fand, dass das Zusammenseyn einer so großen Anzahl aufzunehmender Kinder als jährlich aus dem Gebärhause in das Findelhaus abgegeben wird, durchaus von nachtheiligem Einfluß auf die Gesundheit der Kinder seyn mußte, und da auch noch so viele andere Inconvenienzen stattfanden, so traf man die Einrichtung, dass die Kinder auf das Land zu Bauerweiber in die Verpflegung abgegeben werden, wofür ein bestimmtes Geld, welches die ersten Jahre am meisten, in den folgenden weniger beträgt, gezahlt wird. Man sah dieses als das einzige Mittel an, die ungeheure Mortalität, welche bisher im Findelhause stattgefunden hatte, dadurch zu vermin-

[1]) Sehr zahlreiche Fälle von Kindbettfieber kamen im Jahre 1795 vor, worüber Jäger in Osianders »Neuen Denkwürdigkeiten« und Nebel in Loders Journal f. Chir. etc. 1800 berichteten. 1819 herrschte geradezu eine Puerperalfieber-Epidemie.

dern. Das Findelhaus[1]) (welches von dem allgemeinen Krankenhause in der Alstergasse nicht weit entfernt ist), dient jetzo nur dazu, um die Kinder so wie sie aus dem Gebärhause abgegeben werden, aufzunehmen und solange von einigen da befindlichen Ammen stillen zu lassen, bis sie auf dem Lande vertheilt werden können. Der guten Aufsicht, der Reinlichkeit des Hauses muss man gewiss Gerechtigkeit widerfahren lassen. An dem Hause ist ein Garten befindlich, wohin im Sommer bey schönem Wetter die Kinder gebracht werden. Dieser Anordnungen ungeachtet ist die Sterblichkeit unter den Kindern, die sowohl in als außer dem Findelhause verpflegt werden, ausserordentlich groß. Von 100 Kindern werden, was kaum glaublich scheinen mag, kaum 20 erhalten. Unter mehrere mitwirkende Ursachen dieser ganz enormen Mortalität ist vorzüglich die Vernachlässigung der Kinder von Seiten der sogenannten Ziehweiber schuld. . . .

Aus K. A. Rudolphi's[2]) »Bemerkungen aus dem Gebiet der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneykunde auf seiner Reise durch einen Theil von Deutschland, Holland und Frankreich gesammelt«.

(Berlin 1805). Zweiter Theil, Siebenter Brief.

. . . . . Noch habe ich nie einen Reisenden von Wien sprechen hören, ohne daß er es zugleich gelobt hätte, und ich kann es auch nur mit dankbarer Rückerinnerung nennen. Leider

[1]) Die 1784 gegründete Findelanstalt war zuerst mit dem Waisenhause (Rennweg) sodann Strudelhof vereinigt, schließlich in ein eigenes Gebäude in der Alsergasse (gegenüber dem Allgem. Krankenhause) verlegt.

[2]) Karl Asmund Rudolphi aus Stockholm (1771—1832), nachmals der Lehrer Johannes Müllers, Professor in Greifswald und Berlin, zählt zu den hervorragendsten Vertretern der Physiologie und vergleichenden Anatomie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Auch war er einer der Begründer der Lehre von den Entozoën. R. hielt sich im Jahre 1802 in Wien auf. Sein Reisebericht enthält eine sehr eingehende Kritik der Gall'schen Schädellehre (S. 152—184), die er auf einer noch frühen Entwicklungsstufe kennen lernte, ferner Bemerkungen über interessante Fälle von Irrsinn, Beschreibungen pathologisch-anatomischer Präparate des Wiener Universitäts- und des klinischen Instituts, der naturwissenschaftlichen Sammlungen, des botanischen Gartens, der Schönbrunner Menagerie usw.

erlaubten mir meine Geschäfte nicht, in Wien länger als einen Monath zu bleiben — für einen so großen Ort eine sehr kurze Zeit: doch fand ich die Gelehrten meines Fachs ohne alle Ausnahme so zuvorkommend, daß ich in dem einen Monath sehr viel sehen und lernen konnte.

Schon lange war ich auf Gall's Bekanntschaft begierig gewesen, denn was ich von ihm und seiner Hypothese gehört und gelesen hatte, konnte mir nicht genügen. . . . Bekanntlich ist ihm verboten, über seine Lehre Vorlesungen zu halten[1]), ich mußte mich also damit begnügen, die Gründe für seine Hypothese im Allgemeinen, so wie für die einzelnen Behauptungen derselben, in Gesprächen zu erfahren, die ich auch fast täglich mit ihm anstellen konnte, bald in seinem Zimmer, bald in seinem Garten, bald in seinem Wagen, wenn er die Patienten besuchte, die etwas entlegen wohnten. Er weiß jeder Materie, die er vorträgt, sehr vieles Interesse zu geben, und man hört ihm gern zu, auf der andern Seite merkt man doch, daß er etwas befangen ist, da er seine Lehre im Allgemeinen und viele einzelne Punkte derselben für ausgemacht wahr annimmt. Sonst aber mag er Einwürfe wohl hören und nahm die, welche ich

[1]) Galls Vorlesungen wurden durch die kaiserlichen Kabinettsbefehle vom 24. Dezember 1801, beziehungsweise 10. März 1802 verboten. Er hatte sie am 29. Dezember 1801 eingestellt, doch soll er später auf Verwendung einflußreicher Persönlichkeiten wieder Privatvorlesungen, jedoch nur vor Ausländern gehalten haben. Das eigenhändige Billet des Kaisers an den Staatskanzler Graf v. Lazansky gerichtet, war folgenden Inhalts: »Der Doctor Medicinä Gall giebt, wie ich vernehme, in seinem Hause Privatvorlesungen über die von ihm erfundene Theorie des menschlichen Hirnschädels und soll häufigen Besuch nicht nur von Männern, sondern auch von Weibern und jungen Mädchen erhalten. Da über diese Kopflehre, von welcher mit Enthusiasmus gesprochen wird, vielleicht manche ihren eigenen Kopf verlieren dürften, diese Lehre auch auf Materialismus zu führen, mithin gegen die ersten Grundsätze der Moral und Religion zu streiten scheint, so werden Sie diese Privatvorlesungen allsogleich durch die U. Ö. L. R. St. verbieten lassen. Trotz wohlmotivierter Verteidigungsschrift Galls blieb es bei dem Verbot, weil jene Ansichten seiner Theorie, welche für Ärzte und Naturforscher brauchbar und interessant seyen, ohnehin in den öffentlichen Vorlesungen auseinandergesetzt würden.« — Über Galls Lehre hatte sich bereits eine nicht unansehnliche Literatur entwickelt, doch wiesen die einschlägigen Schriften Widersprüche und Abweichungen auf, was nicht allein durch die Ungenauigkeit und Subjektivität der Verfasser bedingt, sondern auch Folge des Umstandes war, daß Gall selbst seinen Ideen- und Tatsachenkreis noch nicht abgeschlossen hatte. Die authentische Veröffentlichung des Systems — durch ihn selbst — stand ja erst bevor.

ihm machte, stets gut auf: er sagte mir auch selbst, ich solle immer gegen ihn schreiben, wenn ich nicht für seine Lehre gewonnen würde, nur möchte ich als Anatom auftreten und nicht bloß mit philosophischen Waffen kämpfen. . . . . Gall's Bemühungen bleiben immer sehr verdienstlich, und sollten sie auch nicht sein itziges System allgemeingültig machen können, so wird doch die Physiologie und vergleichende Anatomie manche Bereicherung davon tragen, weil er den Schedel nnd das Gehirn unter neuen Beziehungen betrachtet, und je vielseitiger etwas untersucht wird, je mehr muß hervorgehen. Leider zweifle ich daran, daß ein Werk von ihm selbst so bald erscheinen wird; er hat viele Praxis, hat noch viel zu beobachten, und jeder Fremde raubt ihm die Zeit. Ich habe Zeichnungen zu seinem künftigen Buche über das System gesehen, die in jeder Rücksicht vortrefflich zu nennen sind, und er besitzt eine reiche Sammlung von Gegenständen, die auf seine Theorie Bezug haben. Außer einer sehr großen Reihe von Gypsköpfen berühmter und berüchtigter Leute, hat er viele Schedel von Menschen, die sich durch irgend etwas auszeichneten, von dem schön geformten Schedel Jüngers[1]) an, bis zum mißgestaltesten. . . . Sehr zahlreich ist ferner seine Sammlung von Thierschedeln, die ihm zum Theil theuer zu stehen kommen, so hat er für den Schedel eines Wallrosses 70 und für den eines Nashorns 50 Gulden gegeben, obgleich die Unterkiefer fehlen. Interessant ist besonders die Sammlung von Vögel-Schedeln, so wie er auch von den einzelnen gewöhnlich artige Bemerkungen mittheilt. Die bossirten Gehirne, welche er hat, sind auch sehr gut gearbeitet, und mit der Zeit wird seine Sammlung einen außerordentlichen Werth erhalten. Möchte Gall doch jedes Stück mit Notizen versehen, damit das Kabinet auch nach seinem Tode gehörig benutzt werden kann und möchte er die Erhaltung desselben sichern.

[1]) Jünger, Johann Friedrichs Lustspieldichter (1759—1794) kam 1787 nach Wien, wo er Hoftheaterdichter wurde. Die erste Notiz über die Gall'sche Sammlung, welche aus Büsten, Gipsmasken, Schädeln von hervorragenden Persönlichkeiten, Irren, Idioten, Verbrechern, Tierschädeln u. a. bestand, findet sich in Wielands Teutschem Merkur 1798, I. Bd. S. 394. Die Reste der Wiener Sammlung — das meiste kam später nach Paris — besitzt das Museum der Stadt Baden (bei Wien). Vgl. Neuburger, »Briefe Galls an Andreas und Nannete Streicher, mit Anmerkungen herausgegeben«. (Archiv f. Geschichte u. Medizin, Bd. X, Heft 1 u. 2, 1916.)

Man lieset hin und wieder, daß Nord der geschickte Arzt des Irrenhauses, Gall's Theorie sehr glücklich bey seinen Kranken benutzt habe, theils zur Diagnose, theils zur Heilung ihres Übels. Walther[1]) führt auch an, daß Nord ein Zeugniß ausgestellt habe, wodurch er beurkundete, daß die Gallischen Ideen ihm als wichtige Leitungsbegriffe zur Erkenntniß und Beurtheilung mancher Gemüthskrankheiten dienten. Es leidet also wohl keinen Zweifel, daß er ehemals wenigstens die Theorie mit günstigen Augen angesehen hat, dies scheint aber aufgehört zu haben, denn Nord erwähnt derselben itzt mit keiner Sylbe, und man sieht auch nicht das Geringste bey seiner Behandlung der Irren, das darauf Bezug hätte. Nord muß übrigens die Achtung eines Jeden gewinnen, der ihn bey seinen Besuchen in das Spital oder in das Narrenhaus begleitet, da er sich eben so sehr durch seinen Charakter als durch seine Kenntnisse auszeichnet. Er hat ein sehr freundliches Wesen, doch sieht man, daß die Unglücklichen, welche er zu behandeln hat, auch sehr viel Respect gegen ihn hegen, welches hier natürlich höchst nöthig ist. Seine Zuhörer begleiten ihn gewiß nicht ein einziges Mal vergebens an das Krankenbett oder in die Irrenanstalt, da er beständig mit ihnen über die vorliegenden Fälle (lateinisch, wie billig) redet und interessante Bemerkungen mittheilt. Der Narrenthurm ist nicht sehr glücklich erdacht; es sind darin freylich viele Narren leicht zu beherbergen, allein viele derselben werden gewiß mit Mühe die Treppen hinaufgebracht, und viele kommen wohl bloß deswegen selten zum Spazieren; besonders übel ist es aber, daß ein entsetzlicher Zugwind im ganzen Gebäude freyes Spiel hat, so daß man sich an manchen Orten gar nicht davor schützen kann. Sonst ist alles sehr reinlich, es sind auch (die Reconvalescenten abgerechnet, deren mehrere zusammen sind) in jedem Zimmer nur zwey Irren. Mehrere, die sehr wüthend sind, waren mit Ketten gefesselt, deren letztes Glied, das um den Arm oder Fuß ging, von starkem Leder war. Die Betten sehr niedrig, wie auf der Erde. Einen Bildhauer ausgenommen, der ziemlich niedliche Figuren aus Thon machte, fand ich diejenigen, welche so weit waren, daß sie arbeiten konnten, mit Garnwinden beschäftigt. Die Irren

[1]) Philipp Franz von Walther (1781—1849) in »Neue Darstellungen aus der Gall'schen Hirn- und Schädellehre« (1804).

sind in fünf Abtheilungen gebracht, wobey auf den Grad ihrer Tollheit und dann auf das Geschlecht gesehen ist. Nord geht gewöhnlich bey jedem Besuch eine Section durch. Denn wegen der Menge von Irren kann er nicht täglich mehrere vornehmen. Dies Jahr (1802) waren besonders viele plötzlich toll geworden, so wie sich sehr viele zum Theil schätzbare Leute ermordet hatten, und überhaupt waren mehrere der Irren sehr interessant.

Von den Spitälern Wiens sage ich nichts, da sie bekannt genug sind, ich sie auch nur flüchtig besucht habe. Auffallend ist es, daß so viele der jungen Ärzte, welche sie besuchen, am Typhus erkranken [1]) und sterben, da doch über Unreinlichkeit daselbst gewiß nicht zu klagen ist. In Berlin, wo die jungen Ärzte nicht allein die Charité, sondern auch das anatomische Theater besuchen, ist es selten, daß einer von ihnen stirbt. In Paris, wo doch die Spitäler des Morgens um fünf, sechs oder sieben Uhr besucht werden, habe ich auch nicht davon gehört. Es verdiente jener Umstand also wohl einer nähern Prüfung unterworfen zu werden, denn es ist doch nicht gleichgültig, daß in achtzehn Jahren dort zweyhundert Mediciner so gestorben sind und ich habe das Factum von sicherer Hand. Frank's Klinikum war leider wegen der Ferien geschlossen, bey ihm selbst fand ich aber die gütigste Aufnahme, und jedesmal schied ich höchst ungern aus seiner lehrreichen Unterhaltung. Man lernt gleich in ihm den trefflichen Beobachter schätzen, so wie er alles in dem hellsten Lichte darzustellen versteht. Die anatomische Pathologie könnte durch ihn sehr bereichert werden; er erzählte mir selbst mehrere interessante Fälle und hat gewiß einen großen Schatz davon liegen. Wie er nach Wien kam, waren bey dem Klinikum nur ein Paar pathologische Präparate [2]), er hat es aber veranlaßt, daß mehrere dahingekommen sind. Als Prosector bey diesem pathologischen Kabinet war D. Vetter angestellt, der während meines Aufenthalts in Wien einen Ruf nach Polen erhielt. [3]) Ich habe es

[1]) Vgl. S. 120.

[2]) Vier oder fünf Präparate.

[3]) Vetter, vgl. S. 123, Anmerkung 1, der sich schon mit 36 Jahren rühmen konnte, einige tausend Leichen zergliedert und untersucht zu haben, brachte die Wiener pathologisch-anatomische Sammlung durch eigene Tätigkeit auf mehr als 400 Nummern. Er konnte in Wien keine finanziell lohnende Stellung finden;

besucht, und es sind allerdings einige schöne Stücke darunter, doch könnte wohl in einem solchen Spital sich ungleich mehr finden, so wie auch vieles schlecht aufbewahrt war (über welches auch Frank sehr klagte). Einiges war mir sogar sehr lächerlich, so lag z. B. in einem Glase ein Auge, mit der Überschrift: Amaurosis. So haben andere Gläser die Aufschrift: Encephalitis, Enteritis, Cystitis, Lues venerea, rara causa hydrocephali etc. Bey Präparaten von Jungfernhäutchen liest man einmal: hymen, das zweytemal claustrum virginitatis, das drittemal virgo septagenaria. Solche altmodische Etiquetten lassen sich noch wohl ertragen, allein die ersten Fälle in Weingeist vorzeigen zu wollen, ist sehr schwer zu entschuldigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kabinet der medicinisch-chirurgischen Josephinischen Akademie steht alle vierzehn Tage Donnerstags von 10—12 Uhr jedermann offen, der sich Tags vorher von dem jedesmaligen Direktor ein Einlaßbillet holt oder dem Portier ein andres Billet in die Hand drückt (z. B. 1 fl. Bco.). Sollen die Sammlungen gehörig genutzt werden, so müssen sie öfter offenstehen; so wie auf der andern Seite viel zu viele eingelassen werden, so daß man kaum irgendwo Stand fassen kann. Wie groß die Aufklärung in Wien ist, sieht man hier besonders, da eine Menge Frauenzimmer herkommen, um Anatomie zu studieren, und ohne Erröthen vor allen Präparaten stehen bleiben. Ich bin wenigstens kleinstädtisch genug, um nicht begreifen zu können, wie eine Mannsperson das Herz hat, ein Frauenzimmer hieher zu bringen, und wie dieses hier einen Augenblick verweilen kann. Dixi et salvavi animam.

Zuerst kommt man in die Bibliothek, die ein größeres und ein kleineres Zimmer anfüllt, und worin Josephs Büste von Ceracchi steht, mit der Inschrift: Josephus secundus hic primus. Dann kommt eine Sammlung von Naturalien, die erst im Entstehen ist; von Instrumenten und Bandagen; von kranken Knochen, darunter ein Paar cariöse Schedel, ein dicker Schedel,

---

Sorgen, Intriguen der Kollegen, Nörgeleien der bürokratischen Pedanterie, anstrengende Berufsarbeiten zerrütteten seine Gesundheit. Nur ungern übernahm er die Professur in Krakau und übersiedelte dorthin 1803.

mehrere Ankylosen u. s. w. Unter den Mißgeburten mehrere mit Rüsseln, ein Paar mit dem Unterleib an einander gewachsene Kinder. Unter den patholog. Präparaten in Weingeist nenne ich nur eine große Sackgeschwulst der Brust. Eine Reihe anatomischer Präparate, wovon ich nichts als ein Paar riesenmäßige Skelette zu bemerken finde. Die pathologischen Wachspräparate sind vortrefflich, Pocken, Aussatz, allerley Auswüchse, ein Kind mit einer schwarzen warzigen Epidermis u. s. w. Die Gemälde von den Augenkrankheiten sind äußerst schlecht. Die von Fontana und Mascagni verfertigten anatomischen Präparate stehen auch weit unter dem davon ausgebreiteten Lobe und können dem Anatomen nie genugthuend seyn. Sie sind mit vieler Pracht aufgestellt, die mehrsten unter Glas auf seidenen Kissen mit goldenen Franzen, allein ich hätte lieber ein Zehntel dessen, was die Präparate mit ihrer Aufstellung kosten, als die ganze Sammlung. Über jeden Kasten ist eine mit Nummern versehene Zeichnung des Präparats, und in einer unterhalb dem Glaskasten befindlichen Schublade liegt die (italienische) Erklärung. Manche der Figuren sind geradezu idealisch, so erkannte ich in den Präparaten über die Nervenstructur gleich die Abbildungen bei Fontana's Buch über das Viperngift; bey den Präparaten von der weiblichen Brust war es mir, als ob ich Santorini's Tabulae posthumae vor mir liegen sähe. Die Gefäße kommen einer schlechten Injection nicht gleich; manche Präparate vom Gehirn leidlich, doch sind mir überall Vicq d'Azyrs (und gar Soemmerings!) Abbildungen lieber. Das Auge ist am wenigsten gut in Wachs darzustellen. Die lymphatischen Gefäße scheinen mir zum Theil willkürlich, auch zu groß. Die Muskeln zum Theil recht gut, einige stärker, als ich sie je gesehen habe. Die Knochen recht gut, allein Wachspräparate davon, wenn sie nicht als Kunststücke betrachtet werden sollen, höchst überflüssig, da sie überall und besonders in Wien leicht zu haben sind. Die zur Geburtshülfe gehörenden Präparate sind nicht sehr zu loben, doch werden sie hauptsächlich gesucht. Am besten sind noch die Figuren, welche die Muskeln etc. ganzer Leichname vorstellen. Dem Mahler und Bildhauer kann es hinlänglich seyn, an Wachspräparaten Anatomie zu erlernen, allein für den Arzt und Wundarzt geht es nie an.

Ich hörte auch, daß Prof. Barth[1]) für das anatomische Kabinet der Universität leicht von Joseph dem Zweyten eine Sammlung von Wachspräparaten hätte erhalten können, allein ihr nicht den Platz einräumen mochte. Es sind auch in diesem Kabinet nur wenige (und nicht vorzügliche) Wachspräparate, allein sehr viele Gypsabdrücke. Barth ist als Anatom, und besonders wegen seiner glücklichen Ausspritzungen bekannt;

---

[1]) Der geniale Josef Barth, einer der Lieblinge des Kaisers Josef, war von 1774 bis 1791 als Professor tätig, zuerst für Anatomie, sodann für feinere Anatomie und Physiologie, außerdem auch für Augenheilkunde. Nach seiner Resignation als Professor übte er eine Zeitlang noch die okulistische Praxis aus, um sich später ganz dem Studium der Kunst und Archäologie zu widmen. B. hat sich um den anatomischen Unterricht in Wien große Verdienste erworben, er verstand es, das Interesse für das vorher vernachlässigte Studium zu erwecken, vermehrte die aus van Swietens Nachlaß stammende kleine Sammlung anatomischer Präparate und sorgte dafür, daß im Universitätsgebäude für den anatomischen Hörsaal, die Sezierübungen und das anatomische Museum Räume in zweckentsprechender Weise eingerichtet wurden. 1786 trat er den Unterricht der makroskopischen Anatomie seinem Prosektor Ehrenritter (dem eigentlichen Entdecker des Nerv. Jacobsonii und des Ganglion jugulare) ab, und widmete sich um so eifriger der anatomischen Technik. Über seine anatomischen Vorlesungen äußerte sich Beer (Gedächtnisrede auf Josef Barth, Wien 1819): »Man muß ein Schüler dieses Mannes gewesen sein, um einen Begriff von einem schönen und lehrreichen Vortrag zu haben, durch welchen er die trockensten Gegenstände angenehm zu machen gewußt hat. Niemand verließ unbelehrt seinen Hörsaal.« Hyrtl berichtet über Barth unter anderem folgendes: »Durch die persönliche Zuneigung Kaiser Josephs erhielt er die nötigen Mittel, ein anatomisches Amphitheater für 300 Zuhörer in der neuen Universität zu bauen, daselbst einen Seziersaal mit allen nötigen Erfordernissen einzurichten und das durch die Tätigkeit seines Prosektors wesentlich bereicherte anatomische Museum in einem Saale neben dem Amphitheater mit prachtvoller Ausstattung aufzustellen. (Die Präparate wurden vom Staate um 2000 Dukaten angekauft.) Die Schränke waren mit feiner reicher Skulpturarbeit reich verziert und durch eine einfache Maschinerie, welche durch Zug in Bewegung gesetzt wurde, so verwandelbar, daß sich verborgene Fächer mit ihrem Inhalte auftaten, wodurch die ganze Szenerie des Museums mit einmal eine ganz andere wurde.« Hyrtl berechnete die Zahl der von Barth und Ehrenritter stammenden Präparate auf 1576, natürliche und gefaßte Skelette, Nervenpräparate, mikroskopische Injektionen tierischer und menschlicher Organe, Injektionen von Lymphgefäßen, Embryonen und menschliche Eier aus allen Schwangerschaftsmonaten sowie eine reichhaltige Sammlung pathologischer Knochen. Die chirurgische Instrumentensammlung wurde bleibend vom anatomischen Museum getrennt und der gewonnene Raum, ein großes Nebenzimmer, zur Aufstellung einer anatomischen Bibliothek verwendet, welche Barth dem Museum schenkte. Diese Bibliothek war den Studierenden von 7 Uhr früh bis 10 Uhr abends zugänglich und erreichte durch wiederholte Schenkung von Seite der praktischen Ärzte den namhaften Bestand von 1500 Bänden.

itzt hat er sich von allem zurückgezogen und lebt sehr einsam. Sein Nachfolger, Prochaska[1]) ist gleichfalls bekannt und hat seinen Eifer für Anatomie bewährt. Ich traf ihn leider nur einmal, obgleich ich ihn oft aufsuchte, und gerade wie er mir versprochen hatte, das anatomische Kabinet zu zeigen, mußte er wegen einer gerichtlichen Besichtigung verreisen. Ich habe mich also damit begnügen müssen, das Kabinet mir von dem Anatomiewärter zeigen zu lassen, der aber auch, da er seinem Amte schon neunzehn Jahre vorgestanden hat, recht gut Bescheid wußte und zu den mehrsten den Schlüssel hatte, so wie sich auch ein geschriebener Katalog vorfand. Unter den Injectionen sind viele treffliche Stücke und größtentheils von Barth, die kleinen auf Glas geklebten Präparate konnte ich leider nicht durchgehen. Unter den pathologischen Sachen ist viel merkwürdiges. . . . . Dies Kabinet füllt im zweyten Stockwerk des Universitätsgebäudes ein großes und ein kleines Zimmer, in jenem ist Joseph dem Zweyten von dem Collegium medicorum eine Büste errichtet. Par terre ist ein großes Zimmer zum Präpariren, und wie ich äußerte, daß es hier zum Anatomiren zu dunkel seyn müßte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß man hier nur bey Licht präparire, daß die Kandidaten nämlich erst Abends um fünf Uhr herkämen wenn sie mit den Vorlesungen fertig wären. Daraus wird schwerlich viel! Im zweyten Stockwerk ist aber ein ziemlich helles Amphitheater und darunter auch noch einige Plätze zum Seciren. In einem Kabinet ist hier ferner eine Sammlung von Präparaten, die Prochaska gehört. . . . . .

---

[1]) Georg Prochaska, der auf Vorschlag Barths Professor in Prag gewesen (seit 1778), wurde 1791 dessen Nachfolger als Professor der höheren Anatomie und Physiologie in Wien. Hyrtls Urteil über ihn lautet: »Der erste und einzige Wiener Anatom, der eine tiefe und nachhaltige Spur seines wissenschaftlichen Wirkens hinterlassen hat, ist Georg Prochaska. Er war, was praktische Anatomen nicht immer sind, ein Denker.« Für das anatomische Museum hat Prochaska nur wenig getan, denn er hütete seine Präparate als Privateigentum und verkaufte dieselben erst im Jahre 1818 an die Universität. Das Verzeichnis dieser Präparate wurde von Professor Michael Mayer in den Med. Jahrbüchern Österreichs 1826, pag. 624—636 und 1829, pag. 148—160, nur zum Teil veröffentlicht. Es enthält 82 Injektionspräparate aller Organe des menschlichen Körpers und ganzer Körperteile, 9 Lymphgefäßinjektionen und eine Suite mikroskopischer Gefäßinjektionen, welche aber jenen von Barth und Lieberkühn an Güte nachstehen.

. . . . . Unter den Ärzten Wiens haben sich stets viele in ihrem Fach hervorgethan, und so auch itzt, doch war meine Zeit zu beschränkt, als daß ich viele aufsuchen, und die ich kennen lernte, wie ich es gewünscht hätte, genießen konnte, so den trefflichen J. S. Schmidt[1]), bey dem man die geistvollste Unterhaltung genießt. Der Augenarzt Beer war leider verreiset, von dessen schönen selbst verfertigten Wachspräparaten vom Auge ich viel gehört, so wie ich manche Zeichnungen von ihm bewundert habe.[2]) Sein Klinikum ward in seiner Abwesenheit von einem sehr geschickten jungen Arzte, Walther, besorgt, und es kamen viele Augenkranke hin, in deren Behandlung er sehr viele Fertigkeit zeigte. Besonders beschäftigte ihn der Galvanismus, über den wir vielleicht viele interessante Beobachtungen von ihm zu erwarten haben.

Sehr leid that es mir, daß ich den Wundermann Soher nicht kennen gelernt habe, ich hatte mich recht gefreut, seine Wunder zu sehen und ward immer abgehalten. Er soll sehr viele am Seil führen und hat ein dickleibiges Buch mit herrlichen Zeugnissen über sein oxygenirtes Wasser geschrieben.[3]) Er sowohl als seine Tochter und viele seiner Patienten sollen in Ketten schlafen, das heißt, mit einer Art von Brustblech, von welchem eiserne Ketten abgehen, und die frey in der Luft hängen müssen, um das Lebensprincip besser hinzuleiten. Ein Arzt, der zu ihm kam und alle Leute, die manipulirt werden werden sollten, sitzen sah, fragte ihn (wohl indem er seine Operation mit Elektrisiren verwechselte), wie er auf diese wirken könne, da sie nicht isolirt wären; was würden Sie sagen, antwortete Soher, wenn mein ganzes Haus isolirt wäre?!

---

[1]) Johann Adam Schmidt, ein Schüler Barths, seit 1796 Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie am Josefinum, berühmter Augenarzt, ein Mann von reichster Bildung, namentlich auch philosophischer Bildung, der als Arzt in hohem Grade das Vertrauen der Bevölkerung genoß. S. war Arzt Beethovens, der seiner im Heiligenstädter Testament (1802) in rührender Weise gedachte und ihm aus Dankbarkeit ein Trio widmete.

[2]) Vgl. Anmerkung. Sein Zeichen- und Maltalent war es, daß ihm bei Barth Eingang verschafft hatte.

[3]) Konrad Soherr, Dr. med. und Mitglied der Wiener medizinischen Fakultät, machte durch seine phantastischen Kuren großes Aufsehen in Wien. Über die Art

Zeitbilder aus Franz Gräffer's »Kleine Wiener Memoiren«.[1])

(Wien 1845 – 46.)

Burgtheater und Basteygrund vor 40 Jahren. (L. c. I. Teil, Wien 1845, S. 117.) G. schildert hier einen Spaziergang berühmter Persönlichkeiten. Eben grüßt die Gräfin Zilinska, welche in einem Tragsessel sitzt, Peter Frank. »Wäre er nicht eben in Gesellschaft einer Dame; er würde eilen, fliegen zwischen die tragenden Rothröcke, die keuchend ihrer Last erliegen. Der würdige Repräsentant des Hippokrates also begnügt sich den Gruß zu erwidern. Wie der Mann rüstig und aufrecht einherschreitet! Welche Frische des Gesichtes noch, welch sorgfältiger, ja eleganter Anzug! Die Frisur freylich gepudert. Er zieht eine der zwey Uhren an der Goldkette heraus, er verdoppelt die Schritte. . . . Da entschwindet er hinunter in die Kärthnerstraße«.

In der Redoute vor 40 Jahren. (L. c. I. Teil, S. 246, 247.) Ein Wiener Arzt (Fergar) führt einen englischen Berufskollegen (Heastly) auf die Redoute und zeigt ihm dort die interessanten Persönlichkeiten. Heastly erzählt: »Gleich beym Eintritte in den nichts weniger als luminösen Saal bemerke ich eine Gestalt, die ich schon irgend gesehen. Ein großer, dicker, schöner Mann von frischer Gesichtsfarbe, die sprechenden Augen, wenn ich so sagen darf, ganz diagnostisch. Er spricht eifrig mit einem etwas kleinern Mann von kaltem, nüchternem Gesicht und düsterm Blick. Er sagt soeben Folgendes: Ich empfehle Ihnen das Brown'sche System; ich sage Ihnen, es hat Alles für sich; ich kenne es; unser Verweilen an diesem Orte gehört selbst in die Erregungstheorie.« Mit bescheidener

derselben erhält man durch sein Buch »Kurz dargestellte Begriffe von der belebenden Flüssigkeit und Beobachtungen über derselben Heilkraft« (Wien 1802) einigen Aufschluß. Durch seine »Maschine« oder durch Trinkkuren (mit der »Lebensflüssigkeit« imprägniertes Wasser) erzielte er bei chronischen Leiden große Erfolge; das Buch enthält zahlreiche Krankengeschichten und Atteste. Die Patienten rekrutierten sich aus allen Schichten, nicht wenige stammten aus der hohen Beamtenschaft und aus aristokratischen Kreisen.

[1]) Der Wiener Buchhändler und Autor Franz Gräffer (1785—1852) machte sich um die Geschichte Wiens durch eine Reihe von Schriften verdient. Besonders wertvoll ist die Charakteristik der lokalhistorisch bedeutsamen Persönlichkeiten.

Stimme entgegnete sein Begleiter: Es kommt mir nicht zu; aber wenn ich nicht irre, so erwähnt deren schon Aristoteles und nicht sehr günstig. »Redoute und Aristoteles! Ey, ey, Herr Fergar! Was sagen Sie dazu?« »Ich sage Ihnen«, antwortet er, »daß wir einen guten Anfang machen auf unserer Entdeckungsreise. Jener Herr ist Joseph Frank, Sohn des großen Johann Peter Frank.[1]) Sein Gesellschaft«, fuhr er fort, »ist der Verfasser des »Regulus« (Iffland) ... »Bemerken Sie«, sagte Herr Fergar, »wer da auf Frank zuschreitet. Es ist der Graf Carl Harrach, ein College von ihm....[2]) Ich konnte mich nicht enthalten, den Grafen zu begrüßen. Er hatte mich augenblicklich erkannt. Mit Begeisterung sprach er von uns Engländern, von seiner Aufnahme dort. »Dr. Heastly«, sagte der Graf zu mir, »mein Wesen ist eigentlich französisch, und doch Ihr habt Euch ja förmlich um mich gezankt«. »Sie haben uns begeistert, Herr Graf, erwiderte ich. Ihr edler Humanitätssinn, Ihre gediegene Liebenswürdigkeit, Ihre Genialität, Ihre reichen Kenntnisse mußten uns hinreissen. Ihre Carricaturen-Sammlung, Herr Graf, bringe ich einen schönen Pack von Beyträgen mit.[3]) Ein Strom riß uns von dem Grafen, entzog uns sein geist- und seelenvolles Gesicht voller Ausdruck mit dem leichten Anflug gutmüthiger Schalkheit. Ich bin Arzt, weil ich Cavalier bin, hatte ich ihn noch sagen gehört. Ich habe Mittel, und bin also verpflichtet, zu helfen.«

Die Josephs-Akademie und Boër. (L. c. 5. Teil = 2. Teil der »Wiener Dosenstücke«, Wien 1846, S. 87.) »Er war insgeheim kein Anhänger der medizinisch-chirurgischen Josephs-Akademie. Eines Tages, als er sich mit dem Kaiser in dieser Anstalt befand, fragte ihn dieser um seine Meinung über dieselbe. Boër antwortete ganz unbefangen: »Eure Majestät als Geburtshelfer muß ich recht gut wissen, daß der Leib eines Soldaten geradeso beschaffen sey, wie der anderer Leute«.

[1]) Vgl. Seite 120, Anmerkung 2.

[2]) Karl Borromäus Graf v. Harrach war aus besonderer Vorliebe für die Heilkunst und um seinen wahrhaft menschenfreundlichen Wohltätigkeitssinn rationell betätigen zu können, Arzt geworden. Außer der Medizin widmete er sich auch künstlerischen Neigungen (Musik) und der Pflege der klassischen und orientalischen Sprachen (letztere unter Leitung seines Freundes Hammer-Purgstall).

[3]) Auf einer ausgedehnten Studienreise war er mit den europäischen Berühmtheiten in Verkehr getreten; damals sammelte er auch zahlreiche Karikaturen.

Im ersten Augenblick war Joseph von dieser Freymüthigkeit überrascht; ganz ruhig und mild aber entgegnete er sogleich: »Ich bin anderer Meinung, lieber Boër; der Soldat bringt zwar die nähmliche Organisation mit auf die Welt; sein Handwerk aber übt auf seinen Körper großen Einfluß aus; er muß sein ganzes Naturell ändern, sonst wäre er kein Soldat und ich könnte ihn nicht brauchen.« Boër hatte schon auf der Zunge: »In einem Thierspital freylich muß der Elephant anders behandelt werden wie die Katze.« Er unterdrückte es aber. Boër hat es selbst erzählt.

Zum rothen Igel.[1]) (L. c. 1. Teil, S. 35.) »Hier, in der finsteren Ecke pflegte jener bejahrte Arzt mit dem freundlichen anmuthigen Gesicht zu sitzen. Er war so kenntnißreich als wohlwollend und bescheiden. Es war, glaube ich, der Doctor Boër.

»Richtig, Boër, allerdings der größte Geburtshelfer, den es je gegeben. Er hatte aber Nachfolger, z. B. Lederer.[2]) Wissen Sie noch, wie damals Hahnemanns Organon soeben herausgekommen[3]), und wie Boër sich darüber geäußert?« O ja. Er war ein persönlicher Widersacher Hahnemanns, aber ein Anhänger seines Systems, er vertheidigte die Homöopathie und prophezeyte ihr Eingang und Glorie. Sie war damals sehr verpönt bey uns. Und das wurmte Boër. Er war ein Zögling des größen Joseph. Er hieß eigentlich Boogers. Der Kaiser erkannte ihn, ließ ihn reisen. In den Niederlanden, in Frankreich, in England, in Italien sammelte er viele Kenntnisse. Seine Schriften über einfache, naturgemäße Geburtshilfe sind klassisch. Ein gewisser Doctor Reiz, der ihm gegenüber zu sitzen pflegte, balgte sich wirklich mit ihm herum.«

---

[1]) Altes Wiener Wirtshaus.

[2]) Thomas Lederer, ein Assistent Boërs, war später als Wundarzt am Kinderkrankeninstitut tätig. Er verfaßte ein vortreffliches Handbuch der Hebammenkunst, von dem nur der erste Teil in Druck erschien und ein populär-medizinisches Werk »Mutter und Kind«.

[3]) Das »Organon der neuen Heilkunde« erschien zuerst 1810.

Auszug aus den Tagebüchern »Souvenirs de ma vie« des Pariser Arztes Dr. Kaempfen.[1])

1806. — Le Typhus.
Le Grand Hôpital et la Maison d'accouchements.
Le Dr. Beutel. — Pierre Frank.

Après la bataille d'Austerlitz, qui eut lieu le 2 décembre 1805, les hôpitaux de Vienne étaient encombrés de blessés, et il s'y développa un terrible typhus que je gagnai en les fréquentant avec une grande assiduité. Mes amis et mon médecin avaient déjà désespéré de ma guérison, lorsque tout à coup, après seize jours de délire, je me sentis comme réveillé d'un sommeil très agité. A peine étais-je en convalescence que MM. Hassler et Bonvin furent également atteints de l'épidémie, mais ni l'un ni l'autre, et surtout M. Hassler, ne furent malades aussi gravement ni aussi longuement. Nous avions d'autant plus à nous féliciter d'avoir échappé à la mort qu'un grand nombre de jeunes étudiants avaient succombé.

Après ma convalescence, qui fut rapide grâce à la bonne nourriture que je pouvais me procurer, je repris mes visites journalières au Grand Hôpital et fus bientôt reçu interne dans la Maison d'accouchements, sous le professeur Boër. C'est là que j'ai eu l'occasion de me livrer à toutes les manoeuvres obstétricales, soit sur le fantôme, soit sur les femmes admises dans l'établissement. Cette admirable institution, où tous les jeunes médecins peuvent s'initier à la pratique des accouchements, a été créée par l'Empereur Joseph II dans le grand but de mettre un terme aux infanticides en nombre considerable, et ce but a été pleinement rempli.

J'ai eu à regretter de ne plus pouvoir entendre les belles leçons de clinique du docteur Pierre Frank, de cet Hippocrate

[1]) Vgl. Hervé, G. Extrait de souvenirs du Kaempfen. Bull. de la soc. franc. d'hist de la méd. 1912. T. XI, S. 360—369. Dr. Kaempfen (1784—1856) hinterließ Tagebücher, welche auch eine Schilderung seiner Universitätszeit (1804—1806) in Wien und Landshut enthalten. Besonderes Interesse verdient die Schilderung der Persönlichkeit und der wissenschaftlichen Leistungen Peter Franks sowie die Angabe der Gründe, die zum Weggang des großen Klinikers von Wien geführt haben. K. hörte ihn gelegentlich seines ersten Wiener Aufenthalts (1804) nur einigemal und als er zum zweitenmal in die Kaiserstadt kam (1806), hatte Frank dieselbe bereits verlassen. Sein Nechfolger war der ganz unfähige Peutel geworden.

moderne qui ne sera peut-être jamais dignement remplacé, et qui l'a été d'une manière pitoyable par un médecin obscur, le Dr. Beutel, que nous appelions der armer Beutel,[1]) porté dans sa chaire par cette même cabale jésuitique qui en avait chassé l'illustre Frank.

Pierre Frank, médecin philosophe autant que philanthrope, avait été calomnié auprès de l'Impératrice par la gent dévote et, depuis deux ans, avait encouru sa disgrâce. Ne voulant pas s'humilier devant le fanatisme et entendant conserver son indépendance, il jugea qu'il valait mieux quitter Vienne que d'encenser une idole. Il s'était rendu à l'Université de Vilna, où l'avait appelé l'Empereur de Russie. Je n'ai donc pu assister qu à trois ou quatre leçons de sa clinique pendant la première année de mon séjour à Vienne. Quelle majesté sur sa figure! Quelle noblesse dans son maintien et dans sa stature élevée! Quelle éloquence, soit qu'il parlât latin, allemand ou italien! C'était un dieu sauveur auprès du lit du malade et un oracle dans sa chaire. Il n'est donc pas étonnant qu'il eût des envieux, par conséquent des ennemis, qui épiaient toutes ses paroles pour les rapporter à la Cour, lorsqu'elles étaient en opposition avec les idées bigotes. On prétend qu'un vers de Lucrèce, De Rerum Naturâ . . . .[2]), lui valut l'anathème dans les circonstances suivantes.

Depuis longtemps, Frank se plaignait de l'usage adopté de sonner avec une cloche, placée sur la chapelle existant au milieu du Grand Hôpital, l'agonie de chaque mourant, et de répandre ainsi la terreur chez tous les malades qui l'entendaient. Un jour, pendant qu'il était dans sa chaire à faire sa leçon, cette cloche sonna trois ou quatre fois coup sur coup, annonçant ainsi trois ou quatre morts. Frank ne put alors maîtriser son indignation, et, après avoir flétri avec une éloquence admirable tous les abus et toutes les superstitions, il termina par

---

[1]) Le pauvre Beutel, Jeu de mots, Beutel, en allemand, signifiant bourse, sac.

[2]) L'auteur avait oublié le vers, qu'il ne cite pas. Il y a quelque raison de supposer (bien qu'avec Lucrèce on ait l'embarras du choix) que Frank avait cité, soit le fameux

Tantum religio potuit suadere malorum

(livre 1er, vers 102), soit le

. . . . . quod contra, saepius illa
Religio peperit scelerosa atque impia facta

(même livre, vers 83-84), soit enfin le passage du cinquième livre (vers 1193 et suiv.)

O genus infelix humanum, talia divis . . . .

le vers cité. Dès ce moment, il avait été décidé que Frank ne resterait plus longtemps à Vienne, et que sa grande célébrité n'attirerait plus les étrangers à l'Université de cette capitale.

Frank était un de ces hommes qui ne se laissent point éblouir par les divers systèmes de médecine, fugitifs comme la mode; aussi n'adopta-t-il du système de Brown, qui s'empara alors de toutes les têtes, que se qui était conforme à sa longue expérience et à sa vaste érudition, de même que les médecins français d'aujourd'hui qui ont une bonne logique n'adoptent, de la théorie de Broussais, que ce qui est réel et confirmé par l'expérience. Si j'avais eu l'avantage de suivre Frank pendant quelques mois, j'aurais probablement été préservé de cette théorie exclusive, qui ne reconnaissait pour toute cause de maladie que l'asthénie ou l'hypersthénie, et j'aurais évité ainsi plusieurs bévues que j'ai commises dans les deux premières années de ma pratique civile et militaire.

Nous nous étions logés, depuis notre retour de Landshut, dans le faubourg nommé Wäringerstrasse, où se trouve le Grand Hôpital. Je fréquentais ce dernier, matin et soir, en même temps que j'étais très assidu à la Maison d'accouchements et que je suivais aussi la clinique des maladies des yeux du docteur Beer, le premier de tous les ophthalmologues que j'aie connus depuis, tant par la justesse de sa diagnose que par sa dextérité dans toutes les opérations. Ce furent des mois bienheureux que ceux que je passai à Vienne après ma maladie. Revenu comme à une nouvelle vie, il me semblait que j'éprouvais des impressions neuves et plus douces. Débarrassé des soucis du doctorat, je pouvais me livrer à l'étude avec une liberté entière; aussi étais-je tellement absorbé qu'il m'est arrivé souvent d'avoir travaillé quatorze heures par jour, et, lorsque je me permettais quelque distraction, une partie avec mes amis ou le spectacle (ce dernier était mon délassement le plus habituel pour apprendre à prononcer purement l'allemand et à connaître les usages du monde), j'éprouvais dans mon âme la gaieté la plus vive. Je disais plus tard, en quittant définitivement Vienne: J'ai vécu, je ne vivrai plus; et c'était la vérité. Ce n'est pas que je n'aie eu depuis bien des jouissances, mais jamais sans mélange de quelques soucis souvent très grands . . .

Aus Justinus Kerner's Briefwechsel mit seinen Freunden.

(Herausgegeben von Theobald Kerner, erläutert von E. Müller, Stuttgart u. Leipzig 1897.)[1])

Kerner an Ludwig Uhland, 26. Nov. 1809.

Ich habe hier den Stoll[2]) kennen gelernt, es ist ein recht guter Mensch, aber höchst arm. Es ist himmelschreiend, wie

[1]) Der Dichterarzt Andreas Justinus Kerner (1786—1862), Verfasser der »Seherin von Prevorst« trat nach der Beendigung seiner Tübinger medizinischen Studien zwecks weiterer fachlicher Ausbildung eine Reise an, die ihn auch nach Wien führte. Er kam im November des Jahres 1809 dahin und empfing im Kreise interessanter literarischer Persönlichkeiten die mannigfachsten Anregungen. Wien mit seinen Bewohnern sagten ihm sehr zu und noch in späten Tagen sprach er mit Freude von seinem dortigen Aufenthalt. Durch Varnhagen, der auf merkwürdige Weise von seiner Anwesenheit in Wien erfahren hatte, wurde Kerner in die Gesellschaft Friedrich Schlegels und seiner Gattin Dorothea eingeführt und besonders verkehrte er auch mit dem Sohne Maximilian Stolls, dem begabten Joseph Stoll, einem höchst originellen aber zigeunerhaft verwahrlosten Menschen, der später im Elend zugrunde ging. (Auf Stoll bezieht sich Uhlands Gedicht »Auf einen verhungerten Dichter«.) Viel Umgang pflegte er ferner mit dem Mediziner David Assur (nach der Taufe Assing, späteren Schwager Varnhagens), der in Wien zwecks praktischer Ausbildung weilte. (Später in Hamburg.) Aus dem Wiener Aufenthalt stammen die Gedichte: Der Stephansturm 1809, Szene aus Wien im Jahre 1831, Der verwitterte St. Stephansturm und

Berlin und Wien.

Kein Körper kann bestehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn stets auch ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

[2]) Der Sohn des Klinikers Stoll, der Dichter Johann Ludwig Stoll (1778 bis 1815), Erbe eines bedeutenden Vermögens (200.000 fl.) hatte dieses in wenigen Jahren auf seinen Reisen (nach Italien, Frankreich, Belgien, Deutschland) vergeudet und war in äußerste Not geraten, aus der ihn seine literarischen Unternehmungen (z. B. Herausgabe der Zeitschrift »Prometheus«) nicht herauszureißen vermochten. Während der Franzosenherrschaft wandte er sich an den Leibarzt Napoleons, Corvisart, der die Aphorismen des großen Klinikers Stoll übersetzt hatte und durch diese Schrift auf Auenbruggers Perkussionsmethode aufmerksam geworden war. Corvisart vermittelte eine Audienz bei Napoleon, der Stoll eine Pension aussetzte. Als nach dem Abzug der Franzosen die weitere Auszahlung unterblieb, mußte der unglückliche Dichter durch Schriftstellerei aller Art sich kümmerlich fortfristen. Kerner nahm sich seiner an und nahm ihn oft ins Gasthaus mit. »Gingen sie zusammen spazieren, so mußte er oft die klaffenden Wunden an Stolls Stiefeln mit englischem Pflaster zusammenkleben.« St. starb im Elend, auf ihn bezieht sich das Gedicht Uhlands auf einen verhungerten Dichter.

man den Sohn des großen Arztes Stoll so kann laufen lassen. Rüdiger, Schnurrer,[1]) Dein Oncle sollen Dir von seinem Vater erzählen. O Deutschland! Bei denen, für die sein Vater Leben und alles aufgeopfert, konnte er nicht einmal eine Schreibersstelle erhalten. Er hat sich an Napoleon im Elend gewendet und der hat ihm eine Professorsstelle in Westfalen versprochen. Franzosen sollen diese Schande der Deutschen gut machen! . . .

Für die Medizin ist gar nichts hier — Dir gesagt, versteht sich!

Januar 1810.

Ich lernte den Callisen[2]) schon in Hamburg kennen und nun besucht er mit mir hier die klinischen Anstalten. . . . Sage Schnurrer, ich könnte ihm von den Vorlesungen und der Klinik des Augenarztes Beer nicht genug Lobeserhebungen machen. Dies ist das Beste in Wien für die Medizin. . . .

Heinrich Köstlin[3]) an Kerner.

Stuttgart, 31. Januar 1810.

. . . . Die Hauptsache für einen Arzt sind in Wien die Spitäler. In diesen selbst wird's einem nicht leicht gemacht, seine Wünsche zu erreichen, die Ärzte thun ihre Sache, ohne ein Wort darüber überflüssig auszugeben, man muß daher selbst Fleiß und eine beharrliche Aufmerksamkeit sich nicht dauern lassen. Ich würde dir raten, im Zivilspital dir einige Krankensäle auszuwählen, die du täglich besuchtest; dazu schlage ich dir die des Dr. Nord und Dr. Jörgen[4]) vor, es sind dies noch die besten Ärzte und werden dir einen näheren Zutritt leicht gestatten. Eine weitläufige klinische Behandlung der Kranken kannst du sodann im Klinikum des Professors Hildenbrand, ebenfalls im Zivilspital finden, zwar langweilig,

---

[1]) Fr. Schnurrer (1784—1833), Arzt zu Vayhingen (Württemberg), machte sich später (1825) sehr verdient durch seine Chronik der Seuchen.

[2]) Adolf Carl Peter Callisen (1786—1866), später Professor in Kopenhagen und Herausgeber des Medizinischen Schriftstellerlexikons.

[3]) Gestorben als Obermedizinalrat in Stuttgart.

[4]) Bruno Görgen, seit 1806 Primararzt im Allgemeinen Krankenhaus, der spätere Begründer der bekannten Privat-Irrenheilanstalt in Oberdöbling.

aber doch, da sie genau ist, nicht ohne Interesse.[1]) Ein anderer Vorzug Wiens ist für einen Arzt die Gelegenheit, eine Menge von Augenkrankheiten in kurzer Zeit zu sehen; diese findest du beim Augenarzt Beer, dem du eben seine schlechten Vorlesungen bezahlen mußt, um sein Klinikum zu frequentieren. Sonst rathe ich dir, keine Vorlesungen zu hören, denn vom Wissen wissen die Wiener nicht viel. Im Zivilspital ist noch das Gebärhaus an sich, hernach der berühmte, wunderbare Professor Boër sehr merkwürdig. Wolltest du Chirurgie treiben, so ist dazu gute Gelegenheit in Wien, z. B. zu einem Kurs bei Professor Rudtorfer[2]) oder Professor Zang.[3]) In der Josephsakademie, von der schönen Sammlung anatomischer Wachspräparate, ferner von der Präparatensammlung der Universität, endlich von der großen kaiserlichen Bibliothek brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen, aber auf das Plafondgemälde im Saale der letztern will ich dich doch aufmerksam machen. Ich wünsche, daß die Gemäldesammlung im Belvedere wieder aufgestellt sein möge. Das Taubstummeninstitut des Mai[4]) hast du vielleicht gesehen. .....

.... Bei Friedrich Schlegel[5]) siehst du wohl einmal einen Bekannten von mir Dr. Klinger, einen Wiener, der Friedrich Schlegelsch-ästhetische Kultur sich eingeimpft hat, sag ihm Grüße von mir. Willst du einen recht gefälligen, dienstfertigen, in seinem Fach tüchtigen und darüber hinaus anspruchslosen Menschen, der dir für deine medizinischen

---

[1]) Valentin v. Hildenbrand war 1806 Leiter der medizinischen Klinik geworden.

[2]) F. X. Rudtorfer, Primarchirurg, wurde 1808 als Nachfolger Lebers Professor der theoretischen Chirurgie an der Universität.

[3]) Christoph Bonifaz Zang, ausgezeichneter Operateur, leitete 1806—1824 die chirurgische Klinik des Josefinums. Z. war der Vater des bekannten Gründers der Wiener Zeitung »Presse«.

[4]) Josef May war neben Friedrich Stork (als dessen Gehilfe) zum Taubstummenlehrer ausgebildet worden. Das 1779 gegründete Taubstummeninstitut befand sich zuerst in einer im Bürgerspitale gemieteten Wohnung, dann in einem Lokale in der Nähe des Stubentores, seit 1784 im Kollegium der Pazmaniten (Dominikanerplatz), seit 1808 auf der Wieden.

[5]) Der Vertreter der Romantik war bald nach seinem Übertritt zum Katholizismus nach Wien gekommen, wo er 1809 als Sekretär und Hilfsarbeiter bei der Hof- und Staatskanzlei mit dem Titel eines Hofrates angestellt wurde. 1810 begann er seine vielbesuchten historischen und literarhistorischen Vorlesungen zu halten.

Zwecke recht viel und recht gerne dienen wird, dir schaffen, so suche den jüngeren Dr. Jäger, einen Schwaben aus Hohenlohe, auf; er und sein Bruder, der auch ein ganz braver Mensch ist, sind Assistenten des Dr. Beer, der auf dem Michaelis-Platze, gerade neben dem Burgtheater, wohnt, und in dessen Hause du von jedem Diener die Wohnung der Jäger wirst erfahren können; siehst du sie, so sage ihnen meine besten Grüße, daß ich mich lebhaft an ihre Gefälligkeit und Freundschaft erinnere, und daß ich an ihre bekannte landsmannschaftliche Gutheit dich adressiert habe. . . . .[1])

Aus Burdach's »Rückblick auf mein Leben«.[2])

(Leipzig 1848.) S. 205–208 (1810).

»Unter den Männern, deren freundschaftlichen Umgang ich zu genießen das Glück hatte, nahm der Graf Karl von Harrach den ersten Platz ein. Er hatte Jurisprudenz und außerdem auch Medicin studirt und war als Regierungsrath in Prag angestellt worden, hatte aber diese Laufbahn aufgegeben, um sich der medicinischen Praxis zu widmen, und sich dazu unter Frank sowie in Frankreich und England ausgebildet. Während sein älterer Bruder als Majoratsherr seinen großen Reichthum immer vermehrte — der jüngere Bruder war der Vater der nachmaligen Fürstin Liegnitz — blieb er als Comthur des deutschen Ordens unverheiratet und verwendete seine mäßigen Einkünfte von 6000 Gulden, um seinem Sinne für Literatur und Wohlthätigkeit zu genügen. Er war kaiserlicher Kammerherr, doch weiß ich nicht, ob er als solcher jemals fungirt hat; dagegen war seine medicinische Doctorwürde kein leerer Titel.[3]) Er behandelte aber nur Arme, besonders solche,

---

[1]) Friedrich Jäger, der spätere weltberühmte Augenarzt, war damals 26 Jahre alt, fungierte noch vor seiner Promotion, seit 1808, als Privatassistent Beers, dessen Tochter er 1815 heiratete.

[2]) Vgl. S. 140.

[3]) Vgl. S. 186, Anm. 2. Graf Harrach wurde 1803 zum Doctor der Medizin und Magister der Geburtshilfe promoviert und war von 1814 bis zu seinem Tode als Primararzt bei den Elisabethinerinnen tätig. Er erwarb sich gründliche Kenntnisse und verfolgte eifrigst die Fortschritte der Medizin und der Naturwissenschaften; seine reiche Bibliothek wurde nach seinem Tode von der Hofbibliothek erworben.

die von den Ärzten aufgegeben oder vernachlässigt wurden, Krüppel, Gelähmte, Epileptische u. s. w. Die Wirkung, der von ihm gegebenen Arzneimittel unterstützte er durch seine Wohlthaten: dem Einen erleichterte er die Last der Sorgen durch Geldgeschenke; dem Andern verschaffte er eine gesündere Wohnung; dem dritten ließ er Wein aus dem eigenen Keller reichen u. s. w. Ich traf ihn oft von einer Schaar chronischer Kranker oder dankbar Genesener umringt und sah, mit welch liebenswürdiger Einfachheit er gegen die armen Leute sich benahm; eines Tages meldete man ihm, daß ein ehemaliger Domestik von ihm Schaden genommen habe, und er schickte ihm sogleich seine Equipage. Im Kriege von 1809 widmete er sich anfänglich der Heilung der erkrankten französischen Soldaten mit aller möglicher Hingebung; als aber unter den Österreichern, die als Kriegsgefangene nach Wien gebracht worden waren, Krankheiten ausbrachen, lebte er ganz unter ihnen und kam nicht eher aus dem Krankenhause, als bis er selbst am Typhus erkrankte. Er ließ sich von einem jungen Arzte [1]) behandeln und verweigerte jede Consultation; als er nun zu sterben glaubte, besorgte er, daß sein Tod dem jungen Manne zur Last gelegt werden könne, und um ihn für den dadurch möglichen Verlust an Praxis zu entschädigen, vermachte er ihm eine beträchtliche Summe [2]), die er ihm aber auch nach seiner Genesung auszahlte, da es ihm widersinnig dünkte, daß er nur die mißlungene, nicht auch die gelungene Kur so belohnen könne. Bei einem hellen Verstande, einer umfassenden Bildung und einer großen Menschenfreundlichkeit betrachtete er das Leben aus einem höhern Standpunkte und ließ sich über die Widersprüche desselben gern in sarkastischer Laune aus. Erhaben über seinen Stand, scherzte er oft über die Vorurtheile der großen Welt und über seine eigene Erziehung, die er nur eine Verziehung nannte. Philosophie und Naturwissenschaften machten neben praktischer Medicin seine Hauptstudien aus, und man fand bei ihm immer die neuesten Werke aus allen Zweigen der Wissenschaft, indem er von allen wenigstens Notiz nehmen wollte. Um allen diesen Aufwand bestreiten zu können, mußte er sehr frugal leben; er äußerte einigemal wie

[1]) Staudenheim, später einer der Ärzte des Herzogs von Reichstadt.
[2]) 10.000 fl.

im Scherze und in Beziehung auf sich selbst, es sollten für ehrenwerthe Leute, die das Ihrige ausgegeben hätten, eigene Spitale existiren. Eine seiner Sonderbarkeiten war, daß er nie aus der Stadt kam. Die Gräfin Dietrichstein, deren Einladungen, sie in ihrem Sommeraufenthalte nahe bei Wien zu besuchen, er immer ausgeschlagen hatte, ließ ihm eines Tages sagen, sie sei gestorben und er möge zu ihrer Section kommen, denn dieser Einladung könne er gewiß nicht widerstreben.[1])

Andere werthe Freunde, mit denen ich manchen heitern Tag oder Abend auf dem Lande oder in der Stadt verlebte, waren die Professoren an der Josephinischen Akademie, der Geburtshelfer Wilhelm Schmitt[2]), der Chirurg Zang[3]), dessen Eigenthümlichkeiten damals noch nicht bis zur Bizarrerie gesteigert waren, und Isfordink[4]), mit welchem ich in ein um so innigeres und angenehmeres Freundschaftsverhältnis trat,

---

[1]) Graf H., ganz hingegeben dem ärztlichen Berufe, wissenschaftlichen und philanthropischen Neigungen, verkehrte nur mit wenigen Standesgenossen, dagegen sehr rege mit Ärzten und Gelehrten. Es wird erzählt, daß er eine eigentümliche Lebensweise führte, insofern er fast nie ins Bett kam. Den Vormittag brachte er bei den Kranken oder in Kollegien zu, den Nachmittag mit Musik, den Abend mit klassischen Studien, die Nacht meist im Lehnstuhl sitzend. Merkwürdig war seine Abneigung gegen das Landleben. — Gräfin Lulu Thürheim erzählt in ihren Memoiren: »Graf H. konnte die Einwilligung zur Heirat mit einer Tochter des Grafen Fries von seinen Eltern nicht erlangen. Er faßte, um der Versuchung zu entgehen, sich selbst das Leben zu nehmen, das ihm zur Last geworden war, den Entschluß, das Leben Solcher zu erhalten, die weniger unglücklich waren wie er.« (Denkwürdigkeiten aus Altösterreich VII. München 1913, S. 315, Gräfin L. Thürheim, Mein Leben, Erinnerungen aus Österreichs großer Welt 1788—1819, deutsche Übersetzg. Hgg. v. René van Rhyn.) Aus dem Jahre 1809 wird dort nachfolgende Episode berichtet: Der von Napoleon aufgestellte Stadtgouverneur von Wien, General Andréossy habe H. zu sich rufen lassen und ihm gesagt: Ich weiß, mein lieber Graf, daß Sie bestrebt sind, Ihr Leben aufzuopfern, um Ihren Mitmenschen zu helfen. Ich glaube mich daher an keine bessere Adresse wenden zu können, als an Sie, um einen genauen Bericht über den Zustand der Spitäler in Wien zu erhalten.« Harrach erwiderte sofort, in den österreichischen Spitälern mangle den Kranken und Verwundeten alles Nötige. »Gut«, erwiderte der General, »machen Sie mir eine genaue Aufstellung alles dessen, was nötig ist. Ich werde sodann vorsorgen.« Und er hielt Wort. Thürheim I. pg. 315.

[2]) Wilhelm Josef Schmitt war seit 1798 Professor der Geburtshilfe am Josefinum.

[3]) Vgl. S. 193, Anm. 3.

[4]) Joh. Nepomuk Isfordink, später Direktor des Josefinums, war damals am Operationsinstitut dieser Anstalt und seit 1809 Regimentsarzt.

da sich unsere beiderseitigen Frauen recht herzlich einander anschlossen. Wenn ich zur Stadt kam, benutzte ich das ein für allemal gemachte gastfreundliche Anerbieten des Dr. Friedrich, welcher als Nachfolger seines berühmten Lehrers, Adam Schmidt[1]), einer sehr besuchten Augenheilanstalt vorstand, eine bedeutende Praxis hatte und seine Mußestunden vornehmlich dem Genusse der Poesie widmete; ich war bei ihm ganz heimisch und verlebte frohe Tage in seinem Hause.

Unter den damaligen ärztlichen Notabilitäten Wiens machten sich die beiden klinischen Lehrer, Hildebrand und Kern, besonders bemerklich; ich machte die Bekanntschaft von Beiden und wohnte ihren klinischen Vorträgen bei, fand mich aber durch sie wenig befriedigt. Hildebrand war aus Krakau berufen worden, um einen gewissen Beutl zu ersetzen, der früher in Olmütz, Nachfolger von Frank geworden war, sich aber als untüchtig erwiesen hatte[2]); er bewies eine große Sicherheit in seinem Verfahren, aber der damit verbundenen Ruhe fehlte der Ausdruck geistiger Lebendigkeit, so daß sie in eine gewisse Schläfrigkeit überging, die sich über das ganze Auditorium verbreitete. Größere wissenschaftliche Regsamkeit und gespanntere Aufmerksamkeit herrschte im Hörsaale von Kern[3]), der in seinen Lehren origineller war, indem er gegen die bisherige Künstelei in der Chirurgie eiferte und den Grundsatz hatte, die Wirksamkeit der Natur im Heilungsprozesse

---

[1]) Vgl. S. 184, Anm. 1.

[2]) Zum großen Schaden der Wiener medizinischen Schule hatte Joh. Peter Frank, müde der niedrigen Anfeindungen, die ihm zum Lohn für seine reformatorische Tätigkeit zuteil geworden, 1804 auf seine Stellen resigniert. Auf Vorschlag des kais. Leibarztes Stifft, welcher als Störcks Nachfolger Chef des gesamten Medizinalwesens und Direktor der mediz. Fakultät geworden, erhielt Anton Peutl das klinische Lehramt übertragen, während Reinlein (vgl. S. 101) neuerdings den Unterricht der niederen Kategorie der Wundärzte übernahm, welcher vordem auch von Peter Frank besorgt worden war. Peutl (ursprünglich katholischer Geistlicher) war Lehrer an der Chirurgenschule zu Olmütz und jedenfalls durch keinerlei Leistungen zur Nachfolge eines Klinikers wie Frank berufen. Infolge andauernder Kränklichkeit wurde P. schon 1806 pensioniert. Vgl. S. 189. Joh. Valent. von Hildenbrand, der 1807 die medizinische Klinik für Ärzte und Chirurgen übernahm, war schon mit Erfolg als Professor der praktischen Medizin in Lemberg und Krakau tätig gewesen.

[3]) Vincenz Kern, der seit 1805 Professor der praktischen Chirurgie war, hatte sich durch die Gründung des Operateur-Institutes (1807) ein unvergängliches Verdienst um die Entwicklung der chirurgischen Ausbildung in Wien erworben.

nicht zu stören, vielmehr ihn nur durch Wasser, als den indifferentesten Körper, zu unterstützen. So sah ich in seiner Klinik nicht nur die bloß mit kaltem Wasser befeuchteten syphilitischen Geschwüre bei Quecksilbereinreibungen am Schenkel heilen, sondern auch bei zwei Menschen die beim Steinschnitte gemachten Wunden unter Umschlägen von kaltem Wasser ohne weitern Verband verheilen. Wie interessant es mir aber auch war, Augenzeuge davon zu sein, wie weit die Zuversicht zur Heilkraft der Natur gehen darf, so war mir doch Kerns Eitelkeit zuwider, indem er die trivialsten Dinge mit breiter Ruhmredigkeit vortrug und den starken Weihrauchdampf seiner Zuhörer mit Wohlgefallen einathmete. — Von den übrigen Ärzten im allgemeinen Krankenhause lernte ich nur den Dr. Eysel[1]) kennen, der mit seinem Vorgänger, Nord viel Ähnlichkeit hatte.

Aus Joh. Nepomuk v. Ringseis'[2]) »Erinnerungen«.

(Gesammelt, ergänzt und herausgegeben von Emilie Ringseis, 4. Bd. Regensburg u. Amberg 1886. 3. Kap. S. 136—152.)

Im September 1812 traten wir beiden Brüder eine Studienreise an nach Wien, ich im Genuß eines königlichen Stipendiums von 300 fl., das natürlich nicht ausreichte, Sebastian ganz auf elterliche Kosten. . . . In Wien fanden wir für den ersten Augenblick freundliche Unterkunft bei Verwandten; weil aber die Wohnung so weit vom Spitale lag »wie Schwarzhofen[3]) von Neunburg«, und das in einer Stadt, wo »die Leute im Staub leben wie die Fische im Wasser«, so mietheten wir nach einigen Kreuz- und Querzügen, gleich den meisten Medizinern, in der Alstervorstadt ein. Für ein Zimmerchen von 13 Schuh im Geviert mit zwei Betten zahlten wir monatlich 12 fl., ein sehr hoher Preis im Vergleich mit den uns geläufigen. Noch

[1]) Ignaz Eisl, geb. 1764, war 1806—1845 Primararzt.

[2]) Joh. Nep. Ringseis (1785—1880), der nachmalige berühmte Münchner Professor, welcher als einer der Wortführer der »christlich-germanischen Heilkunde« durch sein »System der Medizin« das größte Aufsehen erregte. Der Aufenthalt R.s in Wien erstreckte sich von September 1812 bis September 1813. Die Reise nach Wien legte er von Regensburg kommend auf einem großen Ruderschiff in sechs Tagen »nicht ohne Fährlichkeit« zurück, in Gesellschaft seines Bruders Sebastian.

[3]) Geburtsort Ringseis' Neunburg an d. Schwarzbach, bayr. Regbz. Oberpfalz.

kurz vorher konnte man in Wien fünfmal so wohlfeil leben, wenn man baares Geld hatte; nun aber änderte sich der Kurs stets zu unseren Ungunsten. . . . Im fleißigen Besuche der ärztlichen Anstalten pflegten wir bis 1 Uhr nach Mittag nüchtern zu bleiben, theils um der Abhärtung willen, theils aus Sparsamkeit, wie denn überhaupt die große Theuerung und der Wunsch, unsere Geldmittel so viel möglich der geistigen Ausbildung zuzuwenden, uns mit Frost und Hunger in fortgesetzter Bekanntschaft erhielten. . . . Wir besuchten die innere Klinik von Valentin Hildenbrand, der als erfahrener, ruhiger und gediegener Arzt uns einen trefflichen Eindruck machte. An Kern durch den von ihm hochverehrten Röschlaub[1]) empfohlen, hatten wir uns der Bevorzugung zu erfreuen, daß er in der chirurgischen Klinik uns an seine Seite zu rufen pflegte, wenn er operirte, insbesondere beim Steinschnitt[2]), welcher in Wien häufig vorkommt. — Außerdem fanden wir uns neben anderen fremden Ärzten bei Gölis' höchst lehrreichen Ordinationen an Kindern ein[3]), besuchten Rust's[4]) und Eisele's[5]) Kranken-Abtheilungen, sowie Klinik und Vorträge des Augenarztes Beer, bei dessen Assistenten Friedrich Jäger wir zudem einen Privatkurs über Augenkrankheiten und -Operationen nahmen, und übten uns daneben sehr fleißig im Operiren an Leichen des Militärspitals.

Rust, der vormals Professor in Krakau gewesen, besaß geniale Anlagen; namentlich hatte er für die Diagnose der Geschwüre charakteristische Zeichen gefunden[6]), dennoch verfuhr

[1]) Joh. Andreas Röschlaub (1768—1835), Professor in Bamberg, Landshut, München, Begründer der »Erregungstheorie«, welche eine Modifikation und philosophische Weiterentwicklung der Brown'schen Lehre bildete.

[2]) Kern war ein hervorragender Blasensteinoperateur und veröffentlichte auch gediegene Arbeiten über diesen Gegenstand.

[3]) Das von Jos. Joh. Mastalier 1787 begründete private Kinder-Krankeninstitut war 1793 unter Gölis zu einer öffentlichen Ordinationsanstalt geworden.

[4]) Joh. Nep. Rust, vordem Professor der Anatomie in Olmütz und Professor der Chirurgie in Krakau, wurde 1810 Primarchirurg im allg. Krankenhause, zeichnete sich durch seine operative Geschicklichkeit aus. Wie manch anderer Chirurg zog auch er sich die Feindschaft Stiffts zu.

[5]) Vgl. S. 198, Anm. 1.

[6]) Seine Helkologie oder die Lehre von den Geschwüren erschien 1811. Darin wurde die Lehre von der spezifischen Natur der verschiedenen Arten auf die Spitze getrieben.

er in seinen chirurgischen Operationen zuweilen unbesonnen, ja sinnlos. So war ich Zeuge, als er einem Mann, an welchem der obere Theil des Oberarmknochens und das Schultergelenk ganz in eine Speckgeschwulst entartet waren — von Heilung konnte nicht die Rede sein, es galt nur das Leben zu fristen — mit einem Schnitte mitten durch die Speckgeschwulst, also deren Hälfte zurücklassend, den Arm aus dem Gelenke nahm. Wir gegenwärtigen Ärzte sahen kopfschüttelnd uns an. Den nächsten Tag war der Mann eine Leiche. Später kam Rust als Vorstand des Medizinalwesens nach Berlin, wo er mit seiner urwüchsigen Grobheit Furore machte. . . . Malfatti[1]), seinerzeit der vornehmste praktische Arzt in Wien — er selbst hat mir nachmals erzählt, daß er im Kongreßjahr die bis dahin im deutschen Ärztesleben unerhörte Summe von 100.000 fl. eingenommen habe — erwies sich uns freundlich und bewahrte mir sein Wohlwollen. Als er einige Jahre darauf nach München kam, wo ich im Anfang meiner Praxis stand, wurde ich unverhofft in der Nacht zu einem kranken Kind der Gräfin Montgelas, Gattin des mächtigen Ministers, gerufen und vernahm, es sei geschehen, weil Malfatti geäußert hatte, ich werde noch ein berühmter Arzt werden. . . . Der hochberühmte Peter Frank, aus den Ostseeprovinzen nach Wien übersiedelt, wo er schon früher gelebt hatte[2]), genoß damals der Ruhe mit russischer Pension; an ihn wies mich ein Empfehlungsschreiben von Röschlaub, über dessen »Pathologie« Frank sich öffentlich geäußert hat, solch eines Buches Verfasser wünschte er zu sein, er habe die ganze Nacht hindurch nicht aufhören können darin fortzulesen bis ans Ende. Eine weitere Empfehlung Röschlaub's führte mich bei dem bekannten Arzt, Graf Harrach ein, welcher für seine ärztlichen Bemühungen kein Honorar nahm und vorzüglich Arme behandelte oder von Freunden und Patienten der höheren Klassen zu Konsultationen beigezogen wurde. Mit einigen Genossen des Augenoperations-

---

[1]) Vgl. S. 145. M. war 7 Jahre Sekundararzt im Allg. Krankenhause, wurde dann in Wien einer der gesuchtesten Ärzte, 1810 erzherzoglicher Leibarzt.

[2]) Joh. Peter Frank war nach seinem Abgang von Wien nur kurze Zeit Direktor der mediz. Klinik in Wilna, sodann einige Jahre kaiserlicher Leibarzt in St. Petersburg. Da ihm aber das dortige Klima nicht gut tat, erbat er seinen Abschied und kehrte 1803 nach Wien zurück.

Kurses wurden wir von Friedrich Jäger zu seines Lehrers Beer altem berühmten Lehrer Barth, einem geborenen Malteser in dessen ansehnliche Wohnung in der Nähe des Belvedere geführt.[1]) Wir fanden den stattlichen Greis, der sein Haus

[1]) Joseph Barth, 1745 auf Malta geboren, schlug dank der Förderung durch den Malteserordenskommandeur B. v. Smitmer die wissenschaftliche Laufbahn ein und studierte in seiner Vaterstadt La Valetta, Rom und Wien, woselbst er Gelegenheit fand, sich seiner Neigung zu anatomischen Studien hinzugeben und sich besonders unter dem aus Paris berufenen Okulisten Wenzel mit der Technik der Augenheilkunde gründlichst vertraut zu machen. Seine ersten Versuche als Augenarzt waren von so glücklichem Erfolge begleitet, daß er 1773 »in Anbetracht seiner besonderen Geschicklichkeit in der Heilung der Augenkrankheiten und in der feineren Anatomie« als öffentlicher Lehrer der Augenkrankheiten angestellt wurde, mit der Nebenverpflichtung, die der Universität von Bar. van Swieten geschenkten anatomischen Präparate zu besorgen und den Professor der Anatomie bei den häufigen Verhinderungsfällen desselben zu vertreten. Ein Jahr darauf erhielt er die ordentliche Lehrkanzel der Anatomie und der Augenheilkunde, 1776 die Bestallung als Augenarzt Joseph II. Als Barth die Lehrkanzel der Augenheilkunde übernahm, fehlte es noch an einer ophthalmiatrischen Klinik; er errichtete daher für seine Kranken eine Privatheilanstalt. Erst 1784 erhielt er im Allg. Krankenhause zwei Säle, in welchen er (durch Aufruf in der Wiener Zeitung aus allen Provinzen des Reiches geladene) unbemittelte Starblinde in den Monaten Mai und Juni operierte und verpflegte. Von nah und fern strömten die Augenkranken in Wien zusammen, um bei ihm — dem Einzigen — Heilung zu suchen. Seine Privat-Heilanstalt genügte schon lange nicht mehr für so Viele. Das durch die Aufhebung des Jesuitenordens leer gewordene Collegium desselben, der Contumazhof und das spanische Spital mußten aushelfen. Nach dem Zeugnis des Dekans Schosulan wurden im Jahre 1787 allein über 300 Starkranke operiert. Um Barths Erfahrung und Geschicklichkeit dem Staate und der Menschheit auch nach seinem Tode zu erhalten, wurde er 1790 beauftragt, gegen eine Belohnung von 1000 fl. den Prosektor der Universität Jos. Ehrenritter und den Prosektor der Josefsakademie Adam Schmidt bis zur erlangten Fertigkeit in der operativen Heilkunde auszubilden. Vor einer eigenen Kommission legten beide Proben davon mit glänzendem Erfolge ab. — Nach dem Tode Kaiser Josephs war Barths Liebe für öffentliche Tätigkeit mit einmal gelähmt. Er suchte im Jahre 1791 um seine Pensionierung an und lebte nur mehr dem Studium der Antike. Sein Ruf als gediegener Kunstkenner wurde von den größten Künstlern und Gelehrten seiner Zeit, mit welchen er in Briefwechsel stand, anerkannt. Seine Sammlung geschnittener Steine galt als einzig in ihrer Art. Er ließ sie von seinem Adoptivsohn und Erben, dem berühmten Kupferstecher Tommaso Benedetti zeichnen und in Kupfer stechen. Den Text diktierte er selbst seinem Schüler und Nachfolger Beer in die Feder, doch leider unterblieb die Veröffentlichung dieses Werkes. Die Gehässigkeit öffentlicher Angriffe (J. Fr. Böttiger im Morgenbl. f. gebildete Stände und von Wolfart im Asclepeion) machten ihn vollends menschenscheu und unzugänglich. Er verließ nur äußerst selten sein Tusculum, ein kleines Gartenhaus in der Heugasse. Dort verfloß sein einsames Leben in den Stürmen einer kriegs-

nicht mehr verließ, in seinem gewöhnlichen Anzug oder Nichtanzug, d. i. in Hemdärmeln und einer Art von kurzem weißem Weiberrock anstatt der Beinkleider; hierüber erzählten die Wiener: ehedem hatte Barth als schöner und stattlich gewachsener Mann sehr oft die Aufmerksamkeit der Hofdamen erregt, wenn er wohlgekleidet, in knapp-anliegender lederner Reithose an der Burg vorbeigeritten sei, und eine missvergnügte Äußerung hierüber seitens der Kaiserin Maria Theresia habe ihn geärgert und vermocht sich also zurückzuziehen. In der Praxis, namentlich durch Augenheilkunde, hatte er sich großes Vermögen erworben, Kunstschätze gesammelt und lebte nun behaglich in eigenem Haus und Garten. Freundlich unterhielt er sich mit uns jungen Kollegen, zeigte uns seine köstliche Gemmensammlung und erzählte mancherlei Denkwürdiges. Er ist es, der den berühmten Ilioneus besaß, den man für die einzige Originalfigur aus der Niobidengruppe hält; derselbe stammte aus Kaiser Rudolf's II. prächtigen Kunstsammlungen zu Prag, welche unter der in mehr als einer Beziehung vandalischen Regierung Joseph's II. versteigert, ja theilweis — so erzählt Barth — aus den Fenstern auf die Gasse geworfen wurden. So fand denn in der böhmischen Hauptstadt der kunstsinnige Doktor jenes Juwel einer Statue am Eingang einer Kegelbahn als Huthalter für die Schiebenden und erwarb sie für ein paar Thaler. Vom Kronprinzen Ludwig von Bayern verlangte er dafür sechstausend Dukaten, ausdrücklich in Gold und erhielt sie; in Wahrheit ist das Kunstwerk unbezahlbar und eine der kostbarsten Zierden der Münchner Glyptothek.[1]) Als Barth

bedrängten Zeit zwischen Gartenarbeit, archäologischen Studien und allerlei ökonomischen Versuchen (Konstruktion von Sparöfen, künstliches Ausbrüten der Hühnereier etc.). (Hyrtl, Vergangenheit u. Gegenwart des Museums für vergleichende Anatomie, Wien 1869, S. XIII.)

[1]) Barth hatte den Ilioneus in Prag auf einem Steinmetzplatz, nach anderen im Garten einer Bierschenke, wo er auf einer Kegelbahn zum Verstecke für Kegelbuben diente, aufgefunden. Er kaufte ihn um sechs Siebzehner und verkaufte ihn um 6000 Dukaten an den bayrischen Kronprinzen. Die Statue, ein Werk des Praxiteles, Ilioneus, den Sohn der Niobe vorstellend, war 1599 von Tycho de Brahe aus Rom nach Prag gebracht und in der kaiserlichen Kunstsammlung aufgestellt worden, verlor in den Zeiten der Religionskriege bei einer Belagerung Kopf und Arme und wurde in einem Gewölbe des Schlosses zu anderem Trödel geworfen. Hier lag sie vergessen bis auf Josef II. Das Schloß sollte Kaserne, und was sich an »schadhaften« Sachen vorfand, verkauft werden. Der Torso wurde als altes Gestein an einen

einst durch einen berühmten Arzt, aber nicht Okulisten, zur Konsultation gerufen wurde, fand er an dem betreffenden Patienten das kranke Auge samt Umgebung unter einem großen Kataplasma begraben; »Herr Kollega«, meinte Barth, wenn das Leiden hier säße — auf eine nur durch die Blume zu bezeichnende Stelle des Körpers deutend — »dann ließe ich mir das Kataplasma gefallen, auf dem Aug' aber nicht.[1]« . . .

Im September 1813, ein Jahr nach der Ankunft, kehrte ich, nachdem Sebastian schon vor mir Wien verlassen, mit Anderen in die Heimath zurück; eine beabsichtigte Reise nach

---

Trödler um 51 Kreuzer losgeschlagen. Ein seltener Zufall brachte es mit sich, daß auch der Kopf dieser Statue von einem italienischen Kunsthändler Barth zum Kaufe angeboten wurde, wodurch die Restaurierung des sterbenden Niobiden zu ihrer Vollendung gebracht werden konnte. Gräffer (Kleine Memoiren, 2. Teil, Seite 239) erzählt: Doctor Barth, der berühmte Augenarzt, hatte viele Eigenheiten, besonders in seinen letzten Jahren. Da sah man ihn als Sansculotte umhergehen, bloß in einem schwarzen weiten Überrock, einer Art Kutte; den Hut ohne Boden. Von unten und von oben freye Luft. In seinem Hause in der Heugasse unterhielt er eine künstliche Hühnerausbrütungs-Anstalt auf egyptische Manier. Da spazierte er mutternackt einher. Um Anatomie und Physiologie hatte er große Verdienste. Er ist es, dem wir das große anatomische Theater verdanken. Seine anatomisch pathologische Präparaten-Sammlung kaufte Kaiser Joseph für 2000 Ducaten und schenkte sie der medicinischen Facultät. Den Niobe-Torso, welchen der damalige Kronprinz von Bayern 1815 ihm für so und so viele Tausend Ducaten abkaufte, hatte er in Prag auf einem Steinmetzplatz bemerkt, erkannt und um einen Spottpreis an sich gebracht. Unser große Statuar Fischer machte die Arme dazu.« — Im »Telegraph«, österr. Konversationsblatt, II. Jhg. 1837 (S. 308) wird Barth folgendermaßen geschildert: »Verbreitete schon der Ruf des berühmten, aber unzugänglichen Mannes bange Scheu um seine Person, so war diese selbst erst vollends geeignet, die Befangenheit zur Furcht zu steigern. Die ungewöhnliche Höhe und Stärke des Leibes trat in dem sackartigen grauen Schlafrocke, den B. gewöhnlich trug, kolossal hervor, ein tief herabgezogener grüner Augenschirm bedeckte das Gesicht bis auf den untersten, von dem Barbier eben nicht sorgfältig behandelten Theil, und ertönte vollends seine Stimme, so klang sein gebrochenes Italienisch-deutsch so rauh und drohend, daß auch stärkere Nerven sich unangenehm berührt fühlen mochten.«

[1]) »Hauptsächlich erwarb B. sich Feindschaft durch seine schonungslose Derbheit, mit der er von seinen Kollegen sprach. Feind der Theorien, wurde er in der Zeit des Brownianismus als halsstörriger Empiriker und alter unbekehrbarer Feldscher hingestellt. Er zog sich zurück von Praxis und Verkehr, unzugänglich für jedermann, nur wenigen Vertrauten blieb sein Haus offen und auch diese durften nur auf bestimmte Einladung erscheinen.« Es sind einige Barth-Anekdoten überliefert, für deren Mitteilung hier der Raum fehlt. Mehrere seiner Schüler wie Mohrenheim und namentlich Beer klagte er des größten Undanks an, doch scheint seine Unverträglichkeit und sein Geiz Hauptursache der Mißhelligkeiten gewesen zu sein.

Kroatien, Triest, Venedig und Florenz hatte ich wegen des ausgebrochenen Krieges aufgeben müssen. Der nachmalige Medizinalrath und in München meistbeschäftigte Arzt Dr. Fuchs reiste mit mir. Wir fuhren mit der Post, aber in einem sogenannten Zeiselwagen, in welchem man, anstatt zu sitzen, lag, und zwar auf Stroh.

Dr. Ketterling in Regensburg, Elsässer und ehemaliger Arzt der Condéschen Armee hatte uns an Fürst Metternich's Mutter einen Brief mitgegeben; sie empfing uns auf das höflichste, lud uns ein und stellte uns dem Minister und seiner Familie vor, jedoch erlaubten uns Bescheidenheit und Zeitmangel bei großer Entfernung nicht, den Besuch zu wiederholen, um so mehr als des Fürsten Art uns wenig angesprochen hatte. »Was ? Solch' eine Gelegenheit nicht auszunützen!« rief, pfiffiger als wir, ein junger Mediziner, dem wir zufällig davon sprachen. Erst 24 Jahre später ward mir in München auf des Fürsten Veranlassung nochmals eine Unterredung mit ihm. Empfehlungsbriefe von Röschlaub und Ast führten uns zu Friedrich Schlegel, wo wir öfter zum Thee geladen wurden. Seinen Stiefsohn Philipp Veit[1]) trafen wir im Begriff nach Berlin zu gehen, um als Freiwilliger gegen Napoleon zu dienen. Sehr gemüthvolle Abende dankten wir dem in Wien anwesenden Clemens Brentano[2]) durch Einführung bei Adam Müller[3]), der gleich seiner Frau uns mit großer Herzlichkeit behandelte. Was ich von staatswirtschaftlichen Grundsätzen bei Freund Bierhammer eingesogen, wurde im Umgang mit diesem bedeutenden Manne befestigt und vermehrt. Lernte ich bei Schlegel den berühmten Pater Clemens Hoffbauer, den Begründer der Redemptoristen in Deutschland kennen[4]), so fand ich bei Müller oft den Maler Friedr. Aug. v. Klinkowström, der zu jenem heiligmäßigen Priester in einer merkwürdigen Beziehung stund.[5]) . . . Bezeichnend ist es, daß der poetisch gestimmte Brentano trotz seines Unglaubens sich in jenem katholisch warmen Kreis von Müller und Schlegel behagte, dagegen sich höchlich mißfiel in der Berührung mit der nüchtern trockenen Unausstehlichkeit der josephinischen Unglaubensphilister. Diese letzteren lebten in solcher Selbstsicher-

[1]) Entstammte der Ehe des jüdischen Kaufmanns Simon Veit mit Dorothea V., geb. Mendelsohn, der nachmaligen Gattin Schlegels.

[2]) Dichter der romantischen Schule, besonders bekannt durch die mit v. Arnim veranstaltete Volksliedersammlung »Des Knaben Wunderhorn«.

[3]) Adam Heinr. Müller, Romantiker und Publizist, 1805 zur katholischen Kirche übergetreten, Anhänger Schlegels, trat später in den österr. Staatsdienst und vertrat in seinen Schriften teils mystisch-romantische, teils reaktionäre Tendenzen.

[4]) Klemens Maria Hoffbauer lebte 1808—1820 in Wien. Besonders seinem großen gesellschaftlichen Einfluß sind viele Konversionen (z. B. Zacharias Werners) und überhaupt der damals einsetzende mächtige Aufschwung des katholischen Fühlens und Handelns zuzuschreiben.

[5]) Friedr. Aug. v. Klinkowström, Maler, Schriftsteller und Pädagog, aus altpommerischem Adelsgeschlecht stammend, immer religiös-schwärmerisch veranlagt, trat, beeinflußt von Hoffbauer, zum Katholizismus über und wirkte später durch sein »Sonntagsblatt für die Jugend« und durch eine Erziehungsanstalt in kirchlich-reaktionärem Geiste.

heit der Anschauungen, daß sie eines Schlegel, eines Müller Übertritt zum Katholizismus, anders denn aus äußeren Gründen, ganz undenkbar fanden. Mir dagegen ließen Wort und Wesen dieser Männer nicht den geringsten Zweifel darüber, daß sie aus innerster Überzeugung jenen Schritt gethan. Außer ihnen aber, den Ausländern und einigen Männern ihres Kreises, erinnere ich mich kaum, einen gläubigen Gelehrten in Wien getroffen zu haben. Insbesondere die Ärzte schienen fast ausnahmslos der Aufklärung verfallen. Doch hab' ich oben schon angedeutet, daß Malfatti zum mindesten kein Spötter war, ja daß seine Reden die Möglichkeit offen ließen, ihn für religiös positiv zu halten. Unter den Geistlichen fielen die modernen österreichisch staatsgläubigen, mit Vorzug auch derlei Ordensmänner, weit mehr ins Auge, als die ohne Zweifel vorhandenen kirchlich-frommen Elemente; den Beruf, eine Reinigung und Hebung des Klerus anzubahnen, bethätigte vor Allem Hoffbauer. Nicht besser als mit den Professoren stund es mit der akademischen Jugend.... Bei Karoline Pichler[1]) (in ihrem Gartenhaus in der Alstervorstadt) hörte ich Brentano's Vorlesung seiner Libussa zu. ... Von einer Mahlzeit, welche Wien's junge Dichter zu Ehren von Brentano gaben und wozu wir geladen wurden, weiß ich nur noch, daß Dr. Emmanuel Veith als Verfasser eines eben auf die Bühne gelangten Dramas zu den Gastgebern gehörte.[2]) Zum Hochzeitsfest des berühmten Musikers Hummel[3]), nachmals Kapellmeister in Weimar, gelangten wir durch Röckel, den Bruder seiner Braut.... Die Kunstsammlungen besuchten wir mit Eifer, die vorzüglicheren wiederholt; in des Grafen Fries berühmter Privatsammlung machten wir so fleißig Notizen, daß der Besitzer uns fragen ließ, ob wir ausübende Künstler seien. Mit den Genossen eines botanischen Privatkurses ward eine Wanderung nach dem Schneeberg an der österreichisch-steyermärkisch-ungarischen Grenze unternommen trotz eines Bären, welcher vor Kurzem einen Menschen dort sollte zerrissen haben, uns aber ungeschoren ließ. Ein anderer Ausflug geschah in den Osterferien nach dem Neusiedlersee. Alle sechs Wochen kam der Münchner-Flößer Heiß nach Wien und das war immer ein Augenblick der Vereinigung für viele Bayern, die sich bei dem mitgebrachten vaterländischen Bier versammelten und ergötzten. Da konnte man denn beobachten, welch eine beträchtliche

---

[1]) Die bekannte Wiener Schriftstellerin geb. v. Grüner (1769—1843).

[2]) Joh. Emanuel Veith (1787—1876), jüdischer Abkunft, ursprünglich zum Rabbiner bestimmt, widmete sich in Prag, seit 1809 in Wien dem Studium der Medizin, wo sich seiner der Komponist Hummel und der Chirurg Kern annahmen. Er promovierte 1812 und gewann die Gunst Stiffts, der ihn zum Korrepetitor, 1816 zum provisorischen, 1819 zum wirklichen Direktor des Tierarznei-Institutes machte. 1816 trat er zum Katholizismus über. 1821 wurde er Redemptorist, später Weltpriester und einer der berühmtesten Kanzelredner. In seiner ärztlichen Lebensperiode verfaßte er Schriften über Pathologie, Medizinalpflanzen, Tierarzneikunde und neigte stark zur Homöopathie. Von seiner poetischen Begabung lieferte er schon in seiner Studentenzeit Beweise, so dichtete er eine Kantate zu Hildenbrands Ehren, das Libretto zur komischen Oper der »Augenarzt«, ein Festgedicht zu Ehren des Eskeles, Gedichte an Freiin von Arnstein, einen Hymnus für die Synagoge zur Rückkehr des Kaisers Franz etc.

[3]) Joh. Nepom. Hummel, Klavierspieler und Komponist, 1804—1811 Kapellmeister des Fürsten Esterházy.

Anzahl unserer Landsleute damals die Residenzstadt des weiland römisch-deutschen Kaisers beherbergte. Es mochten wenige größere Orte Bayerns sein, namentlich in der Nähe der Donau, die nicht Söhne ins stammverwandte Österreich sandten; mit den Medizinern darunter (Fuchs, Raab, Textor[1]) u. a.) hielten wir gute Kameradschaft. Aber auch nicht-bayerische Deutsche versammelte das gute Bier um seine Stätte, und namentlich brachten unsere Mediziner mecklenburgische und sächsische Genossen mit. Was die politische Stimmung anlangt, so freuten wir uns, daß alles Volk in Wien, ohne Zweifel im ganzen Land, antinapoleonisch gesinnt war. Ohne auf Stadtgerede zu viel Gewicht zu legen, erwähne ich, daß man erzählte, der französische Gesandte habe an Napoleon geschrieben: »Ew. Majestät haben in Wien nur drei gute Freunde, nämlich den Kaiser Franz, den Minister Grafen Metternich und mich.« . . .

Anhang.

»Die österreichischen Universitäten, namentlich Wien«, schreibt Klose[2]) (Zeitschr. f. Staatsarzneikunde hgg. v. Henke, 2. Bd. S. 97—98), »stehen bei Ärzten und Nichtärzten in dem Rufe, vorzüglich geschickte praktische Ärzte zu bilden, und wenn ich glaube, daß sie diesen Ruf nicht ganz verdienen oder vielmehr nicht mehr verdienen, ohngefähr seit der Zeit nicht mehr, seit welcher Johann Peter Frank sich von der Direktion des Wiener allgemeinen Krankenhauses zurückgezogen hat, wenn ich der Meinung bin, daß das hohe Ansehen, in welchem die österreichischen medizinischen Unterrichtsanstalten und Krankenhäuser noch gegenwärtig stehen, nicht viel mehr sei als der Abglanz jener, freilich für die Geschichte des österreichischen Medizinalwesens ewig glorreichen Zeit, in welcher ausgezeichnete Männer an der Spitze jener Anstalten standen; so versteht es sich wohl von selbst, daß ich diese Ansicht unbeschadet der Hochachtung hege, die ich, wie alle Ärzte, denjenigen einzelnen Männern schuldig bin, die in der neueren Zeit aus der Wiener Schule hervorgegangen, im Kreise der deutschen Ärzte eine mehr oder weniger ruhmvolle Stelle bereits eingenommen haben. Nicht von Einzelnen ist die Rede, sondern davon, daß die größere Zahl der österreichischen Ärzte eine Pedanterie in ihrem ärztlichen Handeln, eine tadelnswerte Einförmigkeit des Heilverfahrens an den Tag legt, welche dem Kenner bald die Schule verrät, aus der sie hervorgegangen sind und welche ebendeshalb, da sie doch unfehlbar etwas

[1]) Cajetan v. Textor, später Professor in Würzburg.

[2]) Professor in Breslau. Die Ausführungen beziehen sich auf seinen Wiener Aufenthalt 1812—1813.

Tadelnswertes, nicht selten sehr Nachteiliges ist, dieser Schule zur Last gelegt werden kann. Die Grenzen der Kunst werden dort beinahe als abgeschlossen, das medizinische Wissen fast als ein apodiktisches betrachtet, als solches wird es dem jungen Arzte überliefert, und was ist demnach natürlicher, als daß dieser, wenn ihn nicht ein vorzügliches Talent nach Erlangung der Doctorwürde vor dem Abschließen seiner Studien schützt, eben so wenig als mancher seiner Lehrer für notwendig hält, sich viel um das zu bekümmern, was nach van Swieten's Zeiten und von Seiten Norddeutschlands für die praktische Medizin geschehen ist.

Aus »Nachrichten über Leben und Schriften« des Herrn Geheimrats Dr. Karl Ernst v. Baer, mitgeteilt von ihm selbst etc.

(St. Petersburg 1865, S. 204—223.) [1])

»Wir kamen nach Wien und quartirten uns gleich in die Alstervorstadt ein, in der die großen medicinischen Anstalten, das Krankenhaus, die Gebär-Anstalt, die Josephinische Akademie mit ihren weitern Verzweigungen sich befinden und wo deshalb immer eine große Anzahl fremder Ärzte außer den inländischen, sich aufhalten, um ihre medicinische Ausbildung zu vollenden. Die Fremden versammelten sich damals größtentheils im Gasthofe zum »goldenen Hirsch« zu Mittage. Es gab darunter manche interessante Persönlichkeit, und da hier junge Leute aus sehr verschiedenen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, auch zuweilen Englands sich fanden, und alle schon

[1]) Karl Ernst v. Baer (1792—1876), glänzender Physiologe, Professor in Königsberg und Dorpat, zuletzt Akademiker in Petersburg, neben Christian Pander, Begründer der Embryologie. B. reiste nach seiner Promotion (Dorpat), über Königsberg, Berlin und Dresden im September 1814 nach Wien, in Begleitung des Doktor Sahmen. Wien hatte er sich zum Ziel seiner Studienreise gerade deshalb gewählt, weil er dort die beste praktische Ausbildung zu erwerben hoffte. Seine Hoffnung wurde enttäuscht, und der herrschende »therapeutische Nihilismus« der Schule schreckte ihn so sehr ab, daß er schon den Plan faßte, sich von der Medizin ganz abzuwenden, und statt dessen sich der Naturwissenschaft zu widmen. Einen Mittelweg schlug er später in Würzburg ein, wo er durch Döllinger der vergleichenden Anatomie zugeführt wurde. In Wien traf er auch Friedländer, den späteren Hallenser Dozenten und Verfasser der »Vorlesungen der Geschichte der Medizin«.

in reiferen Jahren, so hatte ich, was ich in Dorpat vermißt hatte. Der Gesellschaft präsidirte am Mittagstische der später als Wundarzt so berühmte Dr. Chelius.«[1])

Ich stürzte mich kopfüber in die praktische Medicin und zwar in alle Zweige zugleich, indem ich die Klinik für Augenkrankheiten bei dem berühmten Augenarzte Beer sehr regelmäßig besuchte, und ebenso regelmäßig seinen Cursus der Augen-Operationen mitmachte, den Besuchen und Operationen des genialen Professors Rust im Hospital für chirurgische Fälle beiwohnte, dem Professor Boër bei den Besuchen im Gebärhause folgte, an einem Privat-Cursus für Bandagen-Lehre und einem andern für chirurgische Operationen Theil nahm und allerlei praktische Bücher zu lesen anfing. Das alles war ganz interessant und lehrreich. Besonders zog mich die Klinik für Augenkrankheiten an, wovon ich in Dorpat nichts gesehen hatte, auch die Behandlung chirurgischer Fälle bei Rust. Doch waren es mehr die wichtigen Operationen, mit denen er sich beschäftigte, Trepanationen, Steinschnitte, Anwendung des Glüheisens bei sogenannten freiwilligen Luxationen[2]), dagegen waren es mehr die gewöhnlichen Fälle, für deren Behandlung ich mir Sicherheit wünschte. Diese überließ Rust aber dem jüngern ärztlichen Personale. Über die Geschwüre hatte er schon ein Werk geschrieben und interessirte sich jetzt weniger für sie, betrachtete seine Demonstrationen, zu denen er, wenn ich nicht irre, gar nicht verpflichtet war,[3]) mehr als Ergänzung frühern Unterrichtes und als Begründung eines weit verbreiteten Rufes als Operateur. Mir war mehr eine gewöhnliche chirurgische Klinik ein Bedürfniß, und wegen Hildenbrand, den Kliniker für innere Krankheiten, war ich eigentlich hergekommen. Damit stand es aber schlimm für mich. Hildenbrand schien sich für diesen Winter ganz der Beobachtung der exspectativen Methode gewidmet zu haben. Seine Gehülfen mußten ihm

[1]) Max Jos. Dr. Chelius, später Professor in Heidelberg, berühmt als Chirurg und Okulist, Verfasser vielbenützter Handbücher der Chirurgie, bzw. Augenheilkunde.

[2]) 1817 veröffentlichte Rust die Schrift Arthrokakologie oder über Verrenkungen durch innere Bedingungen, und über die Anwendung des Feuers bei diesen Krankheitsformen.

[3]) Stifft verbot ihm, Vorlesungen über operative Chirurgie zu halten und befahl sogar der Krankenhausdirektion, darüber zu wachen, daß R. nicht etwa heimlich Unterricht an Einzelne erteile.

lauter leichte Fälle, meistentheils Catarrhe, zusammenbringen, die dann mit ganz einfachen Mitteln, oder auch ohne dieselben, durch Ruhe und gute Diät genasen. Es war aber nicht leicht sich diese Weisheit, daß leichte Krankheiten auch ohne medicinische Behandlung geheilt werden können, zu holen. Hildenbrand erschien mit einem großen Schwarme von Studirenden, der ihn, wie ein Kometenschweif umgab, wozu er selbst den Kern bildete, und zwar einen recht soliden, denn er war ein großer, starker Mann. Ich konnte beim ersten Besuche keinen der mir bekannten fremden Ärzte in dieser Nebelhülle erkennen. Doch war sie so ansehnlich, daß es mir nicht möglich war, an jedes Bett zu kommen; denn wenn Hildenbrand als Kometenkern in ein Betten-Intervall nach dem andern eintrat, war er sogleich von einem Theil der Hülle umgeben, die das ganze Intervall ausfüllte und ein großer Theil der Hülle stand noch als Kometenschweif hervor. Ich ergriff also das Manöver, schon vorher Posto in einem Intervall zu nehmen, indem ich immer das eben sich füllende übersprang, also nur in die halbe Zahl derselben eindringen konnte. Wie gewöhnlich in Kliniken hatte jeder Kranker seinen ihn beobachtenden Klinicisten. An jedem Bette las nun der dahingehörige Klinicist seine Beobachtungen seit der letzten öffentlichen Visite in Lateinischer Sprache mit ermüdender Ausführlichkeit vor, die geringste Veränderung des Pulses, vorübergehender Husten, die Art des Schlafes, überhaupt die geringsten Symptome waren aufgeführt. Hildenbrand hörte zu, oder schien wenigstens zuzuhören und sagte nur sehr selten ein oder ein Paar Worte zur Correctur des Lateinischen Ausdrucks. Ich war erstaunt, nur ganz leichte Erkrankungen zu sehen und als Heilmittel immer nur Oxymel simplex (Honig mit Essig gekocht) genannt zu hören. Ich traute meinen Ohren nicht, und da ich ohnehin nicht deutlich verstehen konnte, was an den von mir übersprungenen Betten, verlesen wurde, so ging ich am andern Tage in die Klinik, aber nicht zur Zeit der Visite Ich konnte nun mit Muße alle Tafeln lesen, welche über den Betten befestigt, die Namen der Krankheiten und die angewendeten Medicamente angaben. Ich fand wirklich überall Oxymel simplex notirt, vielleicht hie und da mit einer kleinen Beimischung, was mir jetzt nicht erinnerlich ist, jedenfalls waren es aber sehr schwach wirkende.

Die Krankheiten waren etwas verschieden benannt, aber immer nur sehr unbedeutende Affectionen, meistens der Brust. Eine wirkliche Pneumonie oder andere entschiedene Krankheitsfälle fehlten aber. Ich konnte nicht zweifeln, daß Professor Hildenbrand zeigen wollte, daß die sogenannte Heilkraft der Natur geringe Unpäßlichkeiten selbst heile, wenn man nicht störend eingreift. Dabei sollten die Studirenden aber wohl den natürlichen Verlauf einfacher Krankheiten beobachten lernen, sonst wären die weitläufigen Krankheitsgeschichten ohne Zweck gewesen. Ich hatte nie gezweifelt, daß ein Catarrh auch ohne ärztliche Behandlung geheilt werde. Das an 12 oder 16 Betten, ich weiß die Zahl nicht mehr genau, anzuhören, und anderthalb Stunden darauf zu verwenden, schien mir ein viel zu großes Opfer, ich beschloß also nicht wieder zu kommen, bis diese exspectative (zuschauende) Behandlung vorüber sey. Von der medicinischen Klinik des Professors Hildenbrand war im Gasthof zum goldenen Hirsch [1]), dem Versammlungsort der hergereisten fremden Ärzte, wenig die Rede. Desto mehr sprach man von der chirurgischen Klinik des Professor Kern als von einer Curiosität. Dieser ließ die Heilkraft der Natur auf andere Weise walten. Er behandelte alle Wundflächen, durch Operationen oder zufällig erzeugt, sowie Geschwüre, mit Lappen, die zwei mal täglich in warmes Wasser getaucht wurden, ohne weiteren Verband und verkündete laut die Vortheile, welche der Staat durch Ersparung von Heftpflastern und Bindfaden haben werde, und natürlich auch die Vortheile der einfachen Behandlung für die Kranken selbst. Das Marktschreierische seines Verfahres machte ihn zum Gegenstande des Spottes, während man vor Hildenbrand Respect hatte und es bedauerte, daß er jetzt nur exspectativ verfahre, was mit zu beobachten Niemand sich die Zeit nehmen wollte. [2]) Dem Pro-

[1]) Noch heute bestehender Gasthof.

[2]) Die Schilderung, welche B. von Hildenbrands Klinik hier gibt, ist sehr wertvoll, weil sie einen trefflichen Einblick in die Denk- und ärztliche Handlungsweise des mit Unrecht nahezu vergessenen Mannes gewährt, der inmitten theoretischer Spekulation und therapeutischer Polypragmasie das Banner des Wiener Skeptizismus hochhielt. Wieder ein Beweis, daß Jahrzehnte vor der zweiten Wiener Schule die exspektative Therapie, die sorgsame Beobachtung der Naturheilkraft hier bereits bodenständig gewesen ist. (Vgl. S. 146.) Hildenbrand hat sich durch sein Buch über den an-

fessor Kern war, da er auch von seinen Collegen oft angegriffen wurde, viel daran gelegen, seiner Methode Geltung zu verschaffen, so daß er sich bei den Ärzten der damals in Wien zum Congresse versammelten Monarchen viel darum bemüht haben soll. Einen der aus Dorpat gekommenen jungen Doctoren forderte er einmal auf, sich zu ihm in den Wagen zu setzen, und fragte ihn dann, was man in Rußland zu seiner Methode sage, worauf dieser die kränkende Antwort geben mußte, daß er nie davon gehört habe. Diese Klinik ging ich unter Führung des Assistenten auch einmal durch. Es waren keine einfachen nassen Lappen, die man auflegte, da diese zu schnell trocken geworden wären, sondern sogenannte Compressen, größere, mehrfach zusammengelegte Stücke Leinwand, die ohne jeglichen Verband angelegt wurden, wenn sie ohne solchen sich halten konnten. Wo sie aber zu leicht abfielen, wurden sie durch ein größeres Stück Leinwand möglichst gehalten. Es war also die gewöhnliche einfache Salbe, die man an Stellen zu legen pflegt, die von Haut entblößt sind, durch einen feuchten Lappen ersetzt, was jetzt auch häufig geschieht, und alle Pflasterstreifen waren möglichst vermieden. Da ich aber den Stumpf eines im Oberschenkel Amputierten sah, in welchem der Knochen beinahe um einen halben Zoll vor den Fleischteilen vorstand, konnte ich nicht umhin, zu glauben, daß diesem Manne es künftig doch lieber seyn würde, wenn man die Pflasterstreifen nicht gespart und mit ihnen die Fleischtheile über die Knochen gezogen hätte. Unter den angeblichen Geschwüren war kein krebsiges oder sonst sehr entschiedenes, mit Ausnahme der syphilitischen. Diese wurden auch mit warmem Wasser behandelt,

---

steckenden Typhus (1810) ein dauerndes Denkmal gesetzt — wurde doch von ihm zuerst aus dem vagen Krankheitsbegriff »Typhus« eine bestimmte im Verlauf gut beobachtete Krankheitsform herausgegriffen, der Entzündungszustand der Gedärme festgestellt, die ambulatorische Art erkannt, die hygienisch-diätetische Behandlungsweise (Hydrotherapie), die Errichtung besonderer Spitäler oder Abteilungen für Typhuskranke empfohlen. H. reiht sich, wenn schon nicht als Gleichwertiger, jedenfalls aber als würdigster Epigone den großen Meistern der ersten Wiener Schule, Haen, Stoll und Peter Frank an, er war ein Vorkämpfer der Hygiene und Krankheitsprophylaxe, ein ausgezeichneter Krankenhausdirektor (seit 1811), ein klinischer Lehrer, der seine Zöglinge mit größter Gewissenhaftigkeit zur denkenden Beobachtung heranzubilden bestrebt war. Vgl. insbesondere seine Initia institutionum clinicarum (Einleitung in die klinische Heilkunde) und seine Ratio medendi.

außerdem aber wurden Einreibungen von Mercur gemacht. Kern soll übrigens ein guter Operateur gewesen seyn.[1]) Ich habe nur wenigen Operationen beigewohnt, weil es sehr schwer war, etwas zu sehen, wenn man dem Operateur nicht besonders empfohlen war. Mir war der private Operations-Cours, den ich mit wenigen Commilitonen bei Kern's Assistenten nahm, mehr werth.

Ich war in einer sonderbaren Lage. Die Naturwissenschaften hatte ich gewaltsam von mir gestoßen, um mich ganz der Praxis zu widmen. Um mich in diese vertiefen zu können, hatte ich mich gerade nach Wien gewendet, und in Wien lehrten jetzt alle Hauptprofessoren der medicinischen Praxis, der Therapeut Hildenbrand, der Chirurg Kern und der Geburtshelfer Boër, man solle der Natur ihren Lauf lassen, mit Ausnahme sehr seltener Fälle.[2]) Boër

---

[1]) Kern, der Reformator der Wundbehandlung, wurde erst viel später in seiner wahren Bedeutung erkannt. Bereits 1809 hatte er in der Schrift »Avis aux chirurgiens pour les engager d'aptopter une méthode dans le pansement des blessés« (deutsch 1810) seine Grundsätze entwickelt, die der damals allgemein üblichen Vielgeschäftigkeit in der Salben- und Pflasterbehandlung schroff widersprachen. Trotz zahlreicher Angriffe gelang es ihm, wenigstens eine Vereinfachung des bisherigen Verfahrens in der deutschen chirurgischen Praxis anzubahnen. Das größte Gewicht legte er bei Behandlung von Wunden auf die Anwendung von kaltem und warmem Wasser; bei Schußwunden gab es für ihn außer lauwarmem Wasser, mit welchem er dieselben bedeckte, »keine Salbe, keinen Balsam, um die Heilung zu fördern, als den Balsam, den die Natur selbst darbietet«. Mit Entschiedenheit verwarf er das Vollstopfen der Wunde mit Charpie, den Druck zur Entfernung des Eiters usw. »Folget meinem Beispiele«, rief er aus, »durch Anwendung dieser Grundsätze werdet ihr den Kriegern unendliche Schmerzen und dem Staate Millionen ersparen«. Bei Amputationswunden verwarf er den Verband und die Nähte, er behandelte den Stumpf offen, machte einige Stunden lang Umschläge mit kaltem Wasser, erst später legte er einige Heftpflasterstreifen an, und bei eintretender Eiterung wurde warmes Wasser appliziert. Kerns »Leistungen an der chirurgischen Klinik zu Wien 1805—1824«, Hospitalsberichte voll reicher Erfahrungen, behandeln die Frage der Wundbehandlung ausführlich, wobei stets die Verwerfung der gebräuchlichen, zahllosen Pflaster und Salben die Hauptrolle spielt. Andere Schriften betreffen die der Blasenleiden und Steinoperation, die Trepanation.

[2]) Die Zusammenstellung der Wiener Kliniker, wie sie hier durch v. Baer vorgenommen wird, beruht auf klarer Erkenntnis ihres reformatorischen Wirkens, das Gemeinschaftliche liegt darin, daß jeder von ihnen, Boër in der Geburtshilfe, Kern in der Chirurgie, Hildenbrand auf dem Gebiete der inneren Medizin gegen die herkömmliche gedankenlose therapeutische Polypragmasie energisch ankämpfte und dem ungestörten Walten der Natur gebührenden Spielraum läßt. Hildenbrands therapeutischer Skeptizismus, bzw. Nihilismus ist allerdings — mit Unrecht — durch Skodas Reformtätigkeit ganz in Vergessenheit gebracht worden!

hatte nämlich sein ganzes früheres Leben darauf verwendet, gegen Künsteleien und Kunstmittel, selbst das Anlegen der Zange bei Geburten, zu kämpfen. Man solle nur die Natur nicht stören, sie wisse sich selbst zu helfen. Auch kam während meiner Anwesenheit in Wien nur eine einzige Operation in dem dortigen großen Gebärhause vor. Die andern beiden Herren hatten erst später sich der exspectativen Methode zugewendet, weil überhaupt die Medicin in der Rückkehr von zu gewaltsamen und einseitigen Methoden begriffen war. Erinnerte ich mich nun, wie gut mir selbst und meinen Commilitonen der Mangel kunstmäßiger Behandlung in Riga bekommen war, so konnte ich die exspectative Methode nicht mißbilligen, allein ich fand es doch unzweckmäßig, darauf viele Zeit zu verwenden. Sicher giebt es doch viele Fälle, in denen das Abwarten nur schadet, diese hätte man, wie es mir schien, mehr berücksichtigen sollen, statt den Nutzen des Abwartens zu demonstriren und die dazu passenden Fälle aufzusuchen. Mir wenigstens wäre dieser entgegengesetzte Weg ersprießlicher gewesen, da ich schon mit hinlänglicher Skepsis angekommen war und sie los werden wollte.

Auch in den andern Anstalten konnte ich das rechte Fahrwasser für mich nicht finden. Bei Rust sah ich viele interessante Fälle, aber sie waren für mich eigentlich zu interessant, d. h. zu selten. Ich hätte lieber Luxationen eingerichtet und Beinbrüche geschient. Solche Operationen überließ aber Rust dem untergeordneten Personale, das sie außerhalb der Visiten vornahm. Wir sahen dann nur den Verband. Was halfen mir nun die seltenen Fälle, die mir in der Praxis gar nicht vorkommen würden, wenn ich die gewöhnlichen nicht mit Fertigkeit behandeln könnte? Die Behandlung der freiwilligen Luxationen mit dem Glüheisen zeigte wunderbare Wirkung, indem die Kranken gleich nach Anwendung desselben gingen, ohne zu hinken — obgleich dieses sich nach längerer Zeit wieder einzustellen pflegt. Davon konnte man erzählen, das war noch neu. Aber man konnte gar nicht erwarten, zur Behandlung so seltener Fälle zu gelangen. Am meisten sagte mir noch die Augenklinik von Beer zu, weil verwandte Fälle öfter wiederkehrten, und ich bemerken konnte, daß die Sicherheit der Diagnose bei mir zunahm ... Ich hatte gelegentlich

die praktische Medicin von einer Seite kennen gelernt, die mir ganz neu, aber durchaus zuwider war, in dem schmähsüchtigen gegenseitigen Urtheile der Herren Collegen. Prof. Zang,[1]) den ich zuweilen besuchte, sprach sehr wegwerfend von Prof. Kern und dieser ebenso von andern Wundärzten überhaupt. Alle aber überbot der sonst gutmüthige Boër an Rücksichtslosigkeit. Einmal that er einige Fragen an die Hebammen, die im Gebärhause unterrichtet wurden, und da sie Antworten gaben, die ihm nicht gefielen, sagte er in Gegenwart aller fremden Ärzte, die mit ihm gingen, ganz laut: »Das habt's wieder vom Esel, dem Steidele.« Prof. Steidele[2]) hatte insbesondere den Hebammen-Unterricht zu besorgen. Dieser Mangel an Urbanität mag damals bei den Wiener Ärzten eigenthümlich gewesen seyn, schien mir aber bei Naturforschern ganz undenkbar. . . . Die Augenklinik hatte ich noch nicht aufgegeben. Ich wollte es nochmals mit Hildenbrand versuchen. Ich fand aber wieder ganz leichte Fälle und ebenso stumme Klinik. Auf einigen Tafeln las ich wieder Oxymel simplex. Ich kann nicht zweifeln, daß Hildenbrand Materialien für ein Werk über den natürlichen Verlauf der Krankheiten oder die exspectative Methode sammelte. Sein letztes Werk: Meditationes clinicae ist mir unbekannt geblieben. Wenn dort dergleichen nicht vorkommt, so ist er vielleicht nicht zur Bearbeitung des Materials gekommen, denn er starb schon 1818. Für dieses Mal kann ich nicht behaupten, daß dasselbe Mittel überall angewendet wurde, denn ich fand diese Klinik für mich nicht zum Aushalten und lief geradezu auf die anmuthigen Hügel von Vöslau, um unter Gottes freiem Himmel zu überlegen, was aus mir werden sollte. . . .

---

[1]) Vgl. S. 193, Anm. 3. Er hatte schon Kerns erste Schrift, vgl. oben, scharf angegriffen.

[2]) Steidele war 1797—1816 Professor der theoretischen Geburtshilfe und alleiniger Prüfer; erst nach Steideles Rücktritt übernahm Boër beide, die theoretische und (klinisch) praktische Lehrkanzel der Geburtshilfe (1817).

III.

Zur Zeit des Wiener Kongresses.

Aus Richard Bright's »Travels from Vienna through Lower Hungary with some remarks of the state of Vienna during the Congress in the year 1814«

(Edinburgh 1818.)[1])

Bright suchte den Sonderling Barth (vgl. S. 201) in seinem Tuskulum auf und hatte Gelegenheit, dessen Kunstschätze und Zeichnungen zu bewundern. Von dort führt er uns in den Kreis der Wiener Naturforscher, dessen Mittelpunkt der hochbetagte Jacquin bildete, und dem der jüngere Jacquin, Professor der Chemie und Botanik Franz v. Jacquin, die Entozoënforscher Schreibers und Bremser angehörten.

. . . As a private collection, that of Professor Bahrdt must not be passed over in silence, — a man who, in the science of medicine, has done much to raise the character of Vienna. but whose enthusiastic love of the arts has unfortunately too much centered within himself. This extraordinary man, now arrived at a very advanced age, has long retired from society, and, surrounded in his cottage by gems, antiques and drawings, conceals himself beneath a cynic mask, which it requires all the solicitation of old friendship to withdraw even for a moment;

[1]) Richard Bright (1789—1858), dessen Name mit der Geschichte der Nierenpathologie untrennbar verknüpft bleibt. (1827 erbrachte er den Nachweis des Zusammenhanges von Eiweiß im Harn und Wassersucht mit einer Erkrankung der Nieren), nicht bloß ein hervorragender Arzt und Pathologe, sondern auch ein ausgezeichneter Naturforscher (Geologie, Zoologie und Botanik) und wissenschaftlicher Reiseschriftsteller, trat im Jahre 1814 eine Kontinentalreise an, welche ihn durch Holland und Belgien nach Berlin, nach Wien und Ungarn führte, von wo er im Sommer 1815 über Brüssel nach der Heimat zurückkehrte. Der prachtvolle, mit vielen Zeichnungen von Brights Hand geschmückte Reisebericht — ein stattliches Werk von 642 Seiten mit einem Appendix von 102 Seiten — ist von großem, vielseitigem Interesse. Bright sah die alte Wiener Schule noch in ihrer letzten Blüte, inmitten der glänzenden Tage des Kongresses, welchen er mit der Aufmerksamkeit eines politischen Denkers verfolgte. Hier interessieren uns bloß die Eindrücke, die der Brite vom medizinischen Wien empfangen hat.

and then as it were tantalizing, he offers only a cursory view of what might add so greatly to the pleasure and instruction of society. The antiques within his cabinet, and the gems within his mind, are equally denied to those who would seek them with ordinary claims. We may, however, hope that the world will shortly be made partaker in these treasures, as he has been long engaged in preparing a work on the subject of his Cameos, and has already had the engravings executed under his own eye, by a very promising young. artist, whom he has himself instructed . . .

. . . The university and the public institutions of Vienna draw forth, preserve, and collect a certain sum of science and literature; and at present, there are a few learned men, who, in spite of the want of emulation, and the absence of ordinary excitements, have obtained, by their zeal and industry, a high rank amongst the promoters of science, and cultivators of literature. Foremost of these stands the aged and revered Jacquin, who may, with propiety, be styled the chief of the little band of scientific persons now residing in Vienna . . . His son, Baron Jacquin, is the worthy supporter of this aged naturalist, and his able successor in the pursuits of science. He at present holds the botanical chair in the university, and as professor of chemistry, delivers a very valuable course of lectures to a numerous class. . . . The daughter of Baron Jacquin is married to Dr. Schreibers,[1]) a naturalist of extensive knowledge and unremitted assiduity. He resides with his family in apartments in the Imperial museum of natural history, of which he has the general superintendence . . .

. . . Dr. Bremser,[2]) the coadjutor of his labours, was as ardently engaged in elucidating the history of the parasitical

---

[1]) Karl Franz R. v. Schreibers (1775—1852), Neffe eines sehr beliebten und hochangesehenen Wiener Arztes Ludwig v. Schreiber (1735—1809), Physikus am Bürgerspital, promov. 1789 als Dr. med, unternahm eine wissenschaftliche Studienreise und wandte sich, eine Zeitlang noch praktizierend, ganz den beschreibenden Naturwissenschaften zu. Er wurde als Direktor der vereinigten Hof-Naturalienkabinette angestellt und war als solcher durch 46 Jahre in verdienstvoller Weise tätig. Von seinen Forschungen wäre insbesondere hervorzuheben, daß er zuerst über den Proteus anguineus Licht verbreitete.

[2]) Joh. Gottfr. Bremser, ursprünglich Arzt, sehr verdient um die Einführung der Vakzination, wurde 1811 Kustos des Naturhistorischen Kabinetts und zeichnete sich als Zootom aus. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich dem Studium der Eingeweidewürmer, auf welchem Gebiete er autoritatives Ansehen erwarb.

animals which live in the internal structures of the larger species. The collection of these objects, preserved in spirits, was commenced by Dr. Schreibers in 1803, and may now boast of greater extent and value than any other wich exists. The pains which have been taken to render it complete do the highest honour to all the parties concerned, and afford an exellent example to the directors of great national institutions, for the improvement of our knowledge in the more hidden secrets of the nature . . .

Was die ausübenden Ärzte anlangt, so fällt B. vor allem auf, daß gerade die berühmtesten von Geburt Ausländer sind, so Frank, de Carro und Malfatti; irrigerweise zählt er auch Joh. Val. v. Hildenbrand dazu, der allerdings jahrelang unter den Polen gelebt hatte, aber ein gebürtiger Wiener war. Mangelhaft sind ferner die biographischen Angaben hinsichtlich des großen Peter Frank, dessen überragendes Wissen, Welt- und Menschenkenntnis, dessen Regsamkeit in der Praxis trotz vorgerückter Jahre Bright's Bewunderung erregte.

. . . Amongst the practising physicians, there are some highly worthy of noticed, though it is somewhat singular, that of the most celebrated, scarcely anyone is an Austrian by birth. Neither Doctors Frank, De Carro, Malfatti, Capellini, nor Hildenbrand are Austrians and after enumerating these, very few remain whose names will be in the least familiar to a stranger. Of all I have mentioned, Dr. Frank is best known to the world, by his numerous and learned writings. Few men have spent their lives in more active labours of usefulness. He was first known as professor of medical jurisprudence at Pavia. He then came to Vienna, and filled the chair of clinical medicine in the University for twenty years.[1]) Removing to Wilna with his son, he there established another course of clinical lectures. Then he was called to St. Petersburg, where, during a residence of two years, he introduced clinical lectures, but not finding the climate agree with him, he returned to Vienna. His wish was to avoid practice, and to devote himself to his literary pursuits; but, notwithstanding this, he has much practice forced upon him as a consulting physician. The remainder of his time is occupied in completing the works he has begun,

[1]) Peter Frank war in Pavia (1785—1795) Professor der Medizin, Direktor der Klinik und des Krankenhauses, nebenbei gab er auch Vorlesungen über gerichtliche Medizin und Medizinalpolizei (für die es keine eigene Professur gab). In Wien war er kaum 9 Jahre (1795—1804) Professor.

particularly his elaborate treatise upon medical jurisprudence. He is a man of the most instructive and pleasing conversation, with knowledge both of books and men, and is most universally respected. He is now above seventy years of age, is perfectly firm and upright, and in all his faculties and dispositions, possesses the force and energy of youth, tempered by the mildness of advancing years.

Begreiflicherweise zog den Sohn Albions unter den Wiener Ärzten der geistvolle Genfer Jean de Carro, ein Schüler Cullen's besonders an, konnte er in ihm doch den Apostel Jenner's auf dem Kontinent verehren, ja noch mehr, den Mann, der durch Vermittlung des englischen Gesandten Lord Elgin's den Anstoß zur Einführung der Vaccination in Britisch-Indien gegeben hatte.

Dr. De Carro, likewise does much honour to Vienna, and his important exertions in the propagation of that greatest discovery of the age, the vaccine inoculation, will ever entitle him to the sincere thanks of his fellow-creatures. To him the Continent of Asia, as well as that of Europe, is indebted for the first introduction of this great blessing, and I shall make no scruple of here inserting a short account of his success, nearly in the words of a biographical memoir of De Carro, which has very lately been published by an Austrian Nobleman. De Carro, having received his medical education in England, had early opportunities of becoming acquainted with Jenner's important discovery, and, feeling the greatest reliance on his skill and accuracy, resolved to make the first trial upon his own two sons. »These children, on the 10 th of May 1799, became the first subjects of the cow-pox inoculation upon the continent of Europe.« The success of the experiment was complete, and the children were found to be wholly incapable of receiving the small-pox infection.[1]) De Carro now laboured sedulously

[1]) Jean de Carro hatte sich um die Einführung der Vaccination in Wien und in Österreich überhaupt ein eminentes Verdienst erworben, auch ist es richtig, daß die an seinen eigenen Kindern vollzogene Impfung vorbildlich wirken mußte. Um de Carro scharte sich alsbald eine Anzahl von trefflichen Wiener Praktikern (Careno, Portenschlag-Ledermayer Vater und Sohn, Guldener v. Lobes, Helm, Überlacher, Schiffmann, Eckmann, Fechner, Treber, Bremser, Vivenot, Castellitz, Gölis, Hasenöhrl, Koffler, der Wundarzt Lecher u. a.), welche mit Enthusiasmus und unter Opfern schwerster Art einen Kampf begannen, der nicht allein gegen den Krankheitsdämon, sondern auch gegen böswillige Neuerungsfeinde geführt werden mußte. (Der kaiserl. Leibarzt Stifft wußte sogar für einige Monate ein Impfverbot durchzusetzen.) Glücklicherweise fand die Impf-

to propagate the discovery through the whole of Europe. His efforts were attended with the most satisfactory results, and his writings became the standard authorities upon the subject. This, however, was but a small part of the benefit which he conferred upon mankind; for, after applying himself with unremitting zeal, he at length succeeded in introducing this great discovery into the British possessions, and other remote countries of the East, which he effected by communications of the virus over land.

---

bewegung Förderung durch hochstehende Persönlichkeiten (Erzherzog Karl, Staatsminister Graf Saurau, die Grafen Salm-Reifferscheid und Harrach) energische Förderung, auch kam ihr die furchtbare Blatternepidemie des Jahres 1800 zugute. Nachdem schon vorher mehrere glückliche Kontrollversuche an Geimpften mittels Inokulation von Blatterneiter gemacht worden waren, setzte endlich der große Peter Frank im Jahre 1801 den Beschluß durch, im Allg. Krankenhause, vor einer Kommission eine Reihe von Vaccinationen ausführen zu lassen, von deren Ergebnissen die Stellung der Regierung zur Impfung abhängig gemacht werden sollte. Am 1. September 1801 wurde dieser Beschluß zur Ausführung gebracht und da die am 12. November an 13 von 26 Kindern versuchte Einimpfung von Blattern keinen Erfolg hatte, so erließ die Landesregierung auf Grund dieses entscheidenden Resultates am 20. März 1802 ein Zirkular, in welchem die Kuhpockenimpfung anempfohlen wurde.

Wien war die erste Stadt auf dem Kontinent, wo geimpft wurde. Als erster Impfer fungierte aber nicht de Carro, sondern der Sanitätsreferent v. Ferro. In dessen Mediz. Archiv von Wien und Österreich unter der Enns 1799 heißt es: »Da es sehr schwer hält, fremde Kinder für derlei Versuche zu gewinnen und dabei auch nicht sicher ist, ob alles Nötige bei ihnen beobachtet werde, so nahm ich meine eigenen Kinder zu diesem Versuche (30. April 1799).« Am 10. Mai desselben Jahres wurde auch das Söhnchen de Carros vakziniert u. zw. mit Lymphe, die aus einer Pustel stammte, welche am Arm des Töchterchens von Ferro aufgegangen war (vgl. Ferro, Über den Nutzen der Kuhpockenimpfung, Wien 1802). Da Ferro mit beruflichen Pflichten als Sanitätsreferent überlastet war, so fiel dem jungen, enthusiastischen de Carro die Hauptaufgabe der Impfagitation zu. So sehen wir denn auch, daß Ferro in seiner obgenannten Schrift nur über spärliche und zum Teil zweifelhafte Fälle berichtet, während de Carro in seinem berühmten Buche »Observations et expériences sur l'inoculation de la vaccine (Vienne 1801)« über 200 Impfungen ausführliche Mitteilungen macht. Carro beschränkte seine Tätigkeit nicht allein auf Wien, sondern instruierte auch die Praktiker auf dem Lande und in den Provinzen, sandte Impffäden nach verschiedenen deutschen Städten und sogar über Konstantinopel nach dem Orient. Außer ihm waren zugunsten der Impfung in Wien Eyerel, Careno, Jos. v. Portenschlag-Ledermayer, Graf Salm, Bremser u. a. literarisch tätig. Da de Carro die Einführung der Vakzination in Britisch-Indien veranlaßt und den dafür ausgesetzten Preis von 1000 Guineen ausschlug, so verehrte ihm Jenner eine silberne Dose mit der Aufschrift: »Jenner to Jean de Carro« und eine Locke seines Haares. Vgl. de Carros »Histoire de la vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orientales (Vienne 1804, deutsch Breslau 1804).

His labours in this most meritorious work have called forth the grateful acknowledgments of the many countries which have benefited by them, and will remain a lasting memorial to his honour. The sciences and the arts are, in many other points, indebted to the zeal of De Carro; but all other glory is eclipsed in the single praise, of having been the worthiest follower in the path marked out by Jenner.

Die höchste Entwicklungsstufe unter allen medizinischen Fächern hatte in Wien damals die Augenheilkunde erreicht, die von Barth begründete und von dessen Schülern fortgeführte Schule war die Pflanzstätte des okulistischen Wissens und Könnens für ganz Deutschland unter der Leitung Beer's geworden.

The medical reputation obtained by Professor Beer has not been confined to Germany, but his merit has been acknowledged throughout Europe. He is the third in a succession of teachers on the treatment of diseases of the eye — a school of which Barth may be called the founder. To him succeeded Prochaska, who still holds the anatomical chair in the university; but Beer, at present, on all affections of the eye, is the teacher and authority of Germany.

Bright besuchte mehrmals das Blindeninstitut in Begleitung des Grafen Harrach — was unserem Reisenden die willkommene Gelegenheit gibt, dieses edlen Mannes, der aus Menschenliebe Arzt geworden war, zu gedenken. Er war Zeuge seiner philanthropischen und ärztlichen Tätigkeit und erfreute sich seines Umgangs, der das weitumfassende Wissen, die freisinnige Denkungsart des aristokratischen Arztes rasch erkennen ließ. Gerade damals gab der Kongreß demselben den Anstoß, aus seiner gewollten Verborgenheit an die Öffentlichkeit heranzutreten, in Form einer an Potentaten und Minister gerichteten Denkschrift, betreffend Vorkehrungsmaßregeln gegen die aus osmanischen Gebieten drohende Pestgefahr.

The Count Harrack, a man of extensive reading and singular philanthropy, must not be passed unnoticed, and does not the less deserve to be enrolled amongst the worthies of Vienna, because the purity of his benevolence would never allow him to claim such distinction. This singular man turned his attention to the study of medicine somewhat late in life, for the sole purpose of doing good, and continues to spend his time unceasingly in relieving the miseries of those who are unable to make pecuniary return for the attentions and advice they receive. This species of benevolent exertions is much needed in Vienna, where there are none of the smaller medical charities and dispensaries, which abound in our own country.

I several times accompanied this gentleman in his visits to the establishments for the education of the blind, and to a small hospital in a couvent of Elizabethines, where the nuns discharge all the offices of care and attendance towards the patients; and it was pleasing to see with what truly parental kindness he conversed and associated with all these objects of his charitable labours.[1]) Among the benevolent projects which have occupied the mind of this excellent man, it was his anxious wish to discover means for restraining the frequent extension and ravages of the plague in the Turkish dominions, where, as is well known, religious scruples oppose the adoption of those methods of prevention, which have been found so efficacious in other countries. He accordingly took advantage of the assembly of Congress, to present a memorial on the subject to the various potentates and ministers, hoping that they would, in conjunction, adopt some measures to induce the Port to consult its own true interest in that respect. I am not, however, aware that the subject ever obtained the attention which perhaps it merited; and the followers of Mahomet still continue to view the approaches of the plague with superstitious resignation. . . .

Mit großem Interesse besuchte Bright die Abteilungen des Allgemeinen Krankenhauses und spendete insbesondere den Kliniken Hildenbrand's (den er als würdigen Nachfolger eines Stoll, eines Frank erklärt), Beer's, Kern's und Rust Worte der Anerkennung. Von den anatomischen Sammlungen fand namentlich diejenige Prochaska's seinen Beifall, wegen der Injektionspräparate, welche mittels der geheimgehaltenen Methode Barth's angefertigt worden waren.

. . . My attention was naturally drawn, in a peculiar manner, to the magnificent General Hospital, where the medical lectures of Hildenbrand, the instruction of Beer, and the surgical practice of Rust and Kern, afford great attractions to those who are interested in such pursuits.

The Hospital is calculated to receive 2000 patients, but owing to circumstances connected with its funds, it did not, at the time I was there contain above 800. The building forms six or seven open squares, and the parts appropriated to the patients are divided into long wards and private chambers. The

[1]) Graf Harrach bezog den jährlichen Gehalt eines Primararztes, sandte aber jedesmal am nächsten Tage den doppelten Betrag als Geschenk zurück.

patients are distinguished into four separate classes, of which the three first comprise such as are not absolutely destitute, but are able to pay something towards the reestablishment of their health. . . . The wards are high and well proportioned, heated by stoves, and, as fuel is dear, the windows, which are small, but numerous, and provided with double glass, are never opened during winter. Ventilation is, however, tolerably effected by means of ventilators which open near the ceiling, and as there is much spare room in the hospital, the wards are changed and undergo a complete purification every six months. The medical department is numerously filled; four physicians and four surgeons reside in the building, besides others who are attached to it. The clinical wards are greatly superior to the others; they are situated in a separate building in one of the squares of the hospital, where the Professor Hildenbrand, under whose care these patients are placed, resides. This very able physician is the worthy successor of the celebrated Stoll and Frank; he devotes himself very assiduously to the improvement of the students, whose education, in the practical parts of medicine, he superintends. He visits the patients, in company with the pupils, as early as seven o'clock in the morning, and afterwards delivers a very excellent course of medical lectures in Latin. Professor Beer likewise lectures in this hospital, and gives his clinical instructions in a large ward set apart for diseases of the eye.

For assisting in the medical education of the students, there is a considerable collection of anatomical preparations, Both at the hospital and at the university. And at the Josephene medico-chirurgical academy, is to be seen a most splendid collection of anatomical casts in wax, made by the skilful Florentine artists, representing, in the minutest detail, all the parts of the human body, with their anatomical structure fully displayed; and, where requisite, the magnified representation of the parts accompany those of the natural size. There is yet one mere cabinet of this class of preparations, which is particularly worthy of attention. This is the museum of Professor Prochaska, which contains the most minute injections of the vessels of the human body in existence. In fact, the Professor is in possession of a certain art of injecting, which he received

from Barth, on conditions of secrecy, and thus, in defiance of all the rules of philosophic liberality, these two enlightened men deny to the world the valuable means they have discovered of increasing our knowledge of the most intricate parts of the human frame. In the meantime, Prochaska is ready, for fifty ducats, to supply to the curious small cabinets, accompanied with a microscope, and containing about seventy microscopic specimens, showing the most minute ramifications of different vessels in the various structures of the body. It appears that this art of subtle injection is the same which Lieberkühn employed before them, and which was lost after his death. It would, indeed, be a blot upon the scientific spirit of the university of Vienna, if a second time such a discovery should be suffered to perish [1]).

Zum Schlusse gedenkt B. der Findel- und Gebäranstalt, des Irrenturms — dessen Anlage ihm verfehlt erscheint —, der Taubstummenanstalt, der Badeanstalt und einiger sanitärer Einrichtungen. Von der strengen Regelung des Apothekerwesens hatte er sich selbst überzeugen können, in Form einer kleinen Reiseepisode, die er launig erzählt:

»As I walked along the Coertner Strasse (Kärtnerstraße) one evening, feeling slightly indisposed, I entered a shop, and made civil application for a most harmless remedy. The written prescription was immediately demanded. I had none, but at once wrote it for the druggist's satisfaction. The signature was scrutinized, and the name demanded. A printed register of practitioners authorized by government was examined, and my name of course not found. Neither explanation nor entreaty could avail; and, surrounded by medicines, the only assistance I could procure was a direction to the abode of the nearest authorized prescriber. Fortunately all the venders of drugs in Vienna were not equally conscientious. I obtained my medicine from another, and never again met with a similar refusal. My uncourteous druggist, however did but strictly obey the well-intentioned injunctions of the government.«

---

[1]) Prochaska hatte bei Barth, dem er als Gehilfe diente, dessen Injektionsmethode kennen gelernt. Er hütete seine Präparate als Privateigentum und verkaufte sie 1818 an die Universität. 82 Injektionspräparate aller Organe des menschlichen Körpers, und ganzer Körperteile, 9 Lymphgefäßinjektionen und eine Suite mikroskopischer Gefäßinjektionen.

Von Prochaska waren bei Übernahme der Professur in Wien (1791) im Erdgeschoß der Universität, neben der Leichenkammer, ein großes Zimmer und zwei kleinere anstoßende Gemächer als physiologisch-anatomisches Laboratorium eingerichtet worden.

Aus Joh. Friedr. Osiander's »Nachrichten von Wien, über Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe.«

(Tübingen 1817.)[1])

„Das allgemeine Krankenhaus liegt an der Alsterstraße, in

[1]) Joh. Friedr. Osiander (1787—1855), a. o. Prof. d. Geburtshilfe, Sohn und Schüler des berühmten Göttinger Geburtshelfers Friedr. Benjamin Osiander (1759 bis 1822), hielt sich von Oktober 1814 bis Juni 1815 als Begleiter des kgl. portugiesischen Gesandten am Kongresse, Grafen Lobo da Silveira, auf und verarbeitete die reiche Menge von Eindrücken und Erfahrungen, die er beim fortgesetzten Besuche der mediz. Institute und Lehranstalten gewonnen, zu einem 280 Seiten umfassenden Buche, um jungen Ärzten, die zwecks Vervollkommung nach Wien reisen, eine Einführung zu bieten, und um ein Bild vom Zustand der medizinischen Wissenschaft am Hauptsitze der hippokratischen Kunst zu entwerfen. Da wir nur einen Auszug veröffentlichen, lassen wir hier das Inhaltsverzeichnis folgen:

Inhalt:

I. Das allgemeine Krankenhaus von Wien und die medicinischen Kliniken in demselben. Eröffnung der Klinik im Jahre 1814. Lehrer an der Schola pract. Vindob. vor Hildenbrand. Kurze Beschreibung des allgemeinen Krankenhauses und der medicinischen Klinik der Universität in demselben. Über die therapeutischen Grundsätze, welche jetzt hier befolgt werden. Beispiele: Behandlung der Peripneumonie, der Blattern, des Nervenfiebers, des Typhus, der intermittierenden Fieber, der Mundklemme, der Lungenschwindsucht und Epilepsie. Fiebermittel: rad. Taraxaci, Rhus cotinus, Lichen parietinus. Medicinische Klinik für Chirurgen unter Raimann.

II. Der medicinisch-chirurgische Lehrcursus auf der Wiener Universität. Übersicht der öffentlichen Vorlesungen. Privatvorlesungen. Medicinische und chirurgische Studienordnung. Magisterium der Chirurgie und Augenheilkunde.

III. Die chirurgische Klinik der Universität im allgemeinen Krankenhause. Lehrer der Chirurgie in Wien. Beschreibung der chirurgischen Klinik. Pflanzschule zur Bildung von chirurgischen Operateuren. Operations- und Heilmethoden, welche in der chirurgischen Klinik eingeführt sind. Beispiele: Schenkelamputation von einem Zöglinge des chirurgischen Instituts verrichtet. Radicaloperation der Hydrocele; Castration; Radicale Bruchoperation; große venerische Geschwüre mit warmem Wasser behandelt. Scrophulöse Geschwüre. Eigenthümlichkeiten der Chirurgia medica des Prof. Kern. Vereinfachung der Chirurgie. Ausspruch von Louis. Äußerliche Anwendung des warmen und kalten Wassers. Verbannung der Salben, Pflaster, der Charpie etc. Wahrer Nutzen der einfachen Behandlung frischer Wunden. Resultate von Operationen.

IV. Die Klinik der Augenheilkunde. Lehrer der Augenheilkunde in Wien. Beschreibung der ophthalmologischen Klinik im allgemeinen Krankenhause. Die ambulatorische Klinik. Zahl der jährlich vorkommenden Kranken. Über Prof.

Beer's Lehrmethode und therapeutische Grundsätze. Beyspiele: Amaurosis, Ophthalmia catarrhosa-rheumatica. Ophthalmoblennorrhoea. Thränenfistel. Staaroperationen. Extractionen.

V. Eine chirurgische Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses. Sie war damals dem Prof. Rust untergeben. Dessen active Behandlung ist der in der chirurgischen Klinik eingeführten, mehr exspectirenden, entgegengesetzt. Beobachtung einiger medicinisch-chirurgischer Fälle. Wasserscheu, wogegen das sogenannte Schwarzenberg'sche Arcanum versucht wurde. Heilung einer großen Halswunde mit Verletzung der Luft- und Speiseröhre. Anwendung des glühenden Eisens in der Coxalgie. Extr. pampinorum vitis viniferae.

VI. Die Apotheke des allgemeinen Krankenhauses. Wiener Apotheken. Pharmacopoea austriaca. Verbannte Mittel aus derselben. Neuaufgenommene. Die Apotheke des allgemeinen Krankenhauses. Recepte aus der Ordinationis norma derselben; ihre Einfachheit und gute Verschreibungsart zu zeigen. Rad. Tarax. als Fiebermittel, Opium vernaculum, Silbersolution.

VII. Die Tierarzneischule. Die beiden letzten Directoren derselben. Jetzige Lehrer und Vorlesungen. Versuche mit Blausäure an lebenden Thieren.

VIII. Das Findelhaus. Einrichtung des Wiener Findelhauses. Unterstützung desselben durch eine Gesellschaft von Frauen. Resultate der Sterbelisten. Verpflegung der Kinder im Findelhause und außer demselben. Verhandlungen über die Ursachen der großen Sterblichkeit unter den Findelkindern. Des Verfassers Meinung darüber und dessen Vorschlag zur Einrichtung einer Findelanstalt. Krankheiten unter den Kindern. Augenentzündung der Kinder und Ammen; verschiedene Behandlungsarten von Boër, Beer und Rust.

IX. Das Institut für kranke Kinder. Bemerkung über Kinderhospitäler. Ursprung und Einrichtung des Wiener Kinder-Krankeninstituts unter Dr. Goelis Direction. Dessen Behandlungsart einiger Kinderkrankheiten; Mittel in fieberhaften Krankheiten; in der Rhachitis, im Keuchhusten der Milchkruste. Seine Meinung über die Häufigkeit der Skropheln. Die Kuhpocken sind nicht Ursache. Bemerkungen über die Kuhpocken. Knöcherne Lanzetten. Einfluß der Exantheme auf Körper und Geist. Zahl der Kranken, die im Institute behandelt sind.

X. Die Gesellschaft practischer Ärzte in Wien. Ihr Zweck und ihre Einrichtung. Nachrichten von zwey Versammlungen. Abgehandelte Gegenstände: Kälte als Heilmittel, z. B. gegen das Erbrechen der Schwangern; Vergiftung durch Petersilienwurzeln etc. Eine dem Verf. mitgetheilte Beobachtung von Urinerbrechen. Erzählung eines vom Verf. beobachteten Betrugs mit Urinbrechen. Eine Wahnsinnige bricht eine Kröte aus.

XI. Vermischte Bemerkungen, größtentheils über medicinisch-praktische Gegenstände. Die Zahl der in Wien practicirenden Ärzte. Medicinische Beobachtungen und Bemerkungen, die dem Verf. von Ärzten, die er in Wien kennen lernte, mitgetheilt sind. Staats-Rath P. Frank. Baron von Türkheim. Leibmed. Kreysig. Staats-Rath von Stifft. Gubernial-Rath Kogel. Prof. Xav. Bör. Neues Mittel gegen Carcinoma uteri.

XII. Das Gebärhaus und der geburtshülfliche Unterricht in Wien. Lehrer der Geburtshülfe. Das Gebärhaus. Die Abtheilung der zahlenden Schwangern unter Zeller, dessen geburtshülflichen Grundsätze und Behandlung der

der Alstervorstadt[1]), und ist eins der weitläuftigsten Gebäude Wiens. Die mit dem Hospital verbundenen, wenn auch dem

Wöchnerinnen. Nutzen des warmen Verhaltens derselben. Purgirmittel. Rad. Ipec. als blutstillendes Mittel. Aderlassen im Puerperalfieber. Meynung zweyer englischer Ärzte über diesen Gegenstand. Die öffentliche Klinik der Geburtshülfe unter Boër. Beschreibung der Einrichtung dieser Anstalt. Exspectirende Methode, welche hier befolgt wird. Behandlung der natürlichen Geburt. Geburtshülfliche Bemerkungen. Stellung des Kopfes zur natürlichen Geburt. Axe des Beckens. Gesichtsgeburt. Steißgeburt. Fußgeburt. Wendung. Anwendung der Geburtszange. Abgerissener Kopf. Bemerkung über den Schaambeinschnitt. Kopfgeschwulst. Blutung aus dem Uterus. Milchvertrübung. Brustabszesse. Excoriirte Brustwarzen. Aphthen. Schenkelschmerz der Wöchnerinnen. Puerperalfieber. — Geburtshülfliche Vorlesungen Steidele's für Studierende und Hebammen u. Fragmente über dessen Lehren. Geburtshülfliche Übungen am Cadaver.

XIII. Die Josephinische Academie und das anatomische Cabinet derselben. Directoren und Professoren. Ihre Vorlesungen. Die Gebäranstalt unter Schmitt. Das anatomische und pathologische Cabinet. Wachspräparate und andere anatomische Präparate.

XIV. Das pathologische Cabinet der medicinischen Klinik im allgemeinen Krankenhause. Einzelne merkwürdige Präparate, z. B. ein Kind mit Penis und Uterus. Magenfistel. Präparaten-Sammlung des Grafen v. Harrach. Dieser und Dr. v. Portenschlag sind Ärzte des Hospitals der Elisabethinerinnen.

XV. Sammlung von anatomisch-pathologischen Präparaten und Instrumenten, welche im Universitätshause aufgestellt sind: A. Das anatomisch-pathologische Cabinet der Universität. Ist von Dr. Barth angelegt. Aufzählung einzelner Stücke. B. Prochaska's anatomisches Cabinet, die dem Lieberkühn'schen ähnliche Präparate sind vorzüglich sehenswerth. C. Mayer's anatomische Präparate, D. Chirurgische Instrumenten- und Bandagen-Sammlung. E. Naturaliencabinet der Universität.

XV. Das Kaiserliche zoologische Cabinet. Der Director und die Custoden desselben. Zweckmäßige und geschmackvolle Aufstellung der Naturalien. Große Sammlung von Eingeweidewürmern. Bemerkungen über einige Präparate derselben; über Wurmkrankheiten. Dr. Bremser's Bandwurmmittel. v. Schreiber's Untersuchungen über die inländischen Amphibien.

[1]) Anmerkung des Verf.: „In dieser Vorstadt wohnen gewöhnlich die fremden Ärzte, welche der Hospitäler wegen in Wien leben. Wer aber einen halbstündigen Weg nicht scheut, wird, wenn er in der Mitte der Stadt wohnt, nichts versäumen, da die Visiten im Hospitale nicht sehr früh anfangen. Ein mäßiges Logis in der Alster-Vorstadt kostet gewöhnlich 11—15 Wiener Gulden monatlich. Die Wohnungen in der Stadt sind theurer. Mittag- und Abendessen findet man bey den Speisewirthen der Stadt oder Vorstadt, wo nach der Karte gegessen wird, und wo man für $1^1/_2$ bis 2 Gulden Wiener Papier recht gut zu Mittag speisen kann. Ärzten, die nach Wien reisen, um die Hospitäler zu besuchen, würde ich rathen, gleich in einem Wirthshause der Alster-Vorstadt abzusteigen. Sie treffen da, z. B. im goldenen Hirsch, fast immer Landsleute oder doch fremde Ärzte an, die ihnen über ihre Einrichtung die beste Auskunft geben können."

Lokal nach getrennten beiden Anstalten, das Findelhaus und das Haus der Wahnsinnigen, liegen in der Nachbarschaft. Die Gebäude des allgemeinen Krankenhauses sind meistens nur zwey Stockwerk hoch und umschließen in großen Vierecken mehrere Höfe oder freye Plätze, wovon der größte weite Rasenplätze enthält, die mit Acacienhecken eingefaßt und von Acacien- und Kastanien-Alleen und breiten fahrbaren Wegen durchschnitten sind. Ein freystehendes Haus in diesem größten Hofe [1]) enthält die Wohnung des Directors [2]), die medicinische Klinik, den Hörsaal, das pathologische Cabinet und die Ökonomie des Hospitals. Die Wohnungen der meisten Primar-Ärzte und Wundärzte des allgemeinen Krankenhauses und die ihrer Assistenten sind in den Hospitalgebäuden vertheilt. Das ganze Hospital soll für 2000 Betten eingerichtet seyn, es enthält aber selten so viele Kranke zugleich. [3]) .... Das Lokal der medicinischen Klinik besteht aus zwey geräumigen, durch viele Fenster erhellten Sälen, wovon, jeder zwölf, weit von einander abstehende Betten ohne Gardinen enthält. Der erste Saal ist für die Männer, der andere für die Weiber bestimmt, und beyde sind durch eine Thür miteinander verbunden. Gegenüber ist der medicinische Lehrsaal und das pathologische Cabinet. Es werden hier in dem sogenannten Schuljahre gewöhnlich 200 Kranke behandelt. Diese

---

[1]) Das heutige Direktionsgebäude.

[2]) So wie Frank, war auch Valentin von Hildenbrand damals zugleich Vorstand der Klinik und Direktor des Allgemeinen Krankenhauses. Nach Franks Rücktritt und der provisorischen Leitung durch den ältesten Primararzt (Kubik) war 1805 Nord Direktor geworden, dessen schlechte Verwaltung (vielerlei ökonomische Mißgriffe, mangelhafte Beaufsichtigung, aufsehenerregende Unglücksfälle etc.) 1811 zu seiner Verabschiedung ohne Pension führte. Im gleichen Jahre erfolgte die Ernennung Hildenbrands, der seit 1807 als Professor der praktischen Medizin fungierte, unter Beibehaltung dieser Stellung zum Direktor des Allgem. Krankenhauses. Unter Hildenbrand wurde die Finanzlage eine so günstige, daß die Verpflegskosten der Kranken der ersten und zweiten Klasse herabgesetzt werden konnten, auch machte er sich um die Sanierung (Errichtung von Infektionsabteilungen, hygienische Maßnahmen und Desinfektion durch Räucherungsapparate etc.) sehr verdient.

[3]) Was die Frequenz anlangt, so waren z. B. im Jahre 1810 (Med. Jahrb. d. österr. Staates) 12.374 mediz. und chirurg. Kranke, 251 Geisteskranke, 747 Schwangere, 2928 Kinder aufgenommen worden; im Jahre 1811 11.709 mediz. und chirurg. Kranke, 512 Geisteskranke, 1115 Schwangere und 2843 Findlinge; im Jahre 1812 10.358 mediz. und chirurg. Kranke, 212 Irre, 1489 Schwangere und 2809 Findelkinder.

Zahl ist nicht sehr beträchtlich; sie wird aber dadurch doch bedeutend, daß die Kranken aus mehr als 1000 Individuen, die im Hospitale beständig liegen, ausgewählt werden. Bey dieser Wahl nimmt der Director vorzüglich auf acute Krankheiten Rücksicht und auf solche Kranke, deren nahes Ende eine lehrreiche Section entspricht. Man sieht daher hier die Kranken oft wechseln und hat Gelegenheit, wenn auch nicht eine große Menge von Kranken, doch viele Krankheiten zu beobachten. Auch Wöchnerinnen, Kinder und Syphilitische sind von der Klinik nicht ausgeschlossen, doch habe ich ganz junge Kinder nie hier gesehen. Die Hauptvisite wird morgens von 8 bis 9 Uhr gemacht; aber auch des Abends macht der Director oder der Assistent der Klinik (damals Hr. Dr. Franz v. Hildenbrand, Sohn des Directors), eine zweyte Visite in Gegenwart der Praktikanten.[1]) Die Theilnahme an der Klinik ist für alle die, welche an der Wiener Universität promovirt werden wollen, gesetzlich auf zwey Jahre vorgeschrieben[2]). Diejenigen, welche eine Zeitlang Auskultanten gewesen sind, werden Candidati assistentes. Der Director theilt jedem einen Kranken zu, für den er Sorge tragen muß; er muß ihn öffentlich examinieren, Morgens und Abends seine Beobachtungen über ihn aufschreiben und bey der nächsten Morgenvisite am Bette des Kranken in lateinischer Sprache vorlesen; am Ende der Krankheit aber die Krankengeschichte ausgearbeitet dem Director übergeben[3]), der Name des Kranken, seine Krankheit und die täglichen Verordnungen werden auf einem Zettel über dem Kopfende des Bettes angeheftet. Alles wird am Krankenbette sowohl vom Lehrer als von den Schülern in lateinischer Sprache verhandelt. Die Sectionen werden in Gegenwart der Zuhörer von dem, bey der Klinik angestellten oder dem assistirenden Wundarzte oder von einem der Praktikanten gemacht. Hildenbrand bekennt sich, wie dies auch aus seinen Schriften erhellt, zu einer rationellen Empirie und ist der activen Methode in der Therapie nicht günstig. Er eifert beständig gegen die unhaltbaren Hypothesen

---

[1]) Franz Xaver v. Hildenbrand (1789—1849) erhielt 1830 die Leitung der Klinik.

[2]) Osiander gibt an, daß gewöhnlich 50—60 Studierende an der klinischen Visite teilnahmen.

[3]) Vgl. Hildenbrands Initia institutionum clinicarum (1807, auch deutsch).

und phantastischen Theorien der Ärzte [1]) und ist bemüht, seine Schüler von dem unbeständigen Wege der stürmischen Heilmethode zu dem einfacheren, sanfteren Wege der indirecten Medicin hinzuleiten .... Das, was dem angehenden Arzte in dieser Klinik am wohltätigsten seyn muß, ist die ruhige, vorurtheilsfreye Beobachtung der Krankheiten, zu der hier angeführt wird, die strenge Diagnostik und die immerwährende Rücksicht auf die epidemische Constitution und ihre Veränderungen. Hildenbrand ist nemlich eben so weit von der gastrischen Ansicht der Krankheiten und dem antigastrischen Heilverfahren als von der antisthenischen Heilmethode entfernt. [2]) .... Hildenbrand gehört zu den Ärzten, die den Charakter inflammatorius morborum wieder zu Ehren gebracht und den weit allgemeinern Nutzen eines gemäßigten antiphlogistischen Heilverfahrens vor der ezcitirenden Methode durch Wort und That gezeigt haben. [3]) .... Als diagnostisches Mittel habe ich die Auenbrugger'sche Percussion hier, von wo sie ausgegangen ist und in andern Ländern, z. B. in Frankreich, so viel Beifall gefunden hat, nie anwenden sehen. [4]) ... Außer dieser befindet sich im allgemeinen Krankenhause noch eine zweyte medicinische Klinik, welcher der Herr Rath und Professor, Joh. Raimann vorsteht. Dieser ist nun an Reinleins Stelle Professor der speciellen Therapie und der medicinischen Klinik für Wundärzte auf der Wiener Universität geworden. Die medicinische Klinik für Wundärzte hat ein eignes Local, welches aus 2 Krankenstuben jede mit 6 Betten neben einem eignem Auditorium besteht. Hier ertheilt Hr. Raimann

[1]) Melior omnino nulla foret, quam hypothetica medicina, phantastica et futilis, tot hominum sacrificiis cruenta.

[2]) Hildenbrand folgte weder dem Gastricismus der Stollianer, noch dem Brownianismus, sondern näherte sich mehr der Auffassung Ant. de Haens, wodurch er zur Mehrzahl der damaligen Ärzte im Gegensatze stand, was praktisch in seiner exspektativen Therapie (keine Brech- und Reizmittel) zum Ausdruck kam.

[3]) Osiander bringt im folgenden Beispiele von Hildenbrands Behandlungsweise.

[4]) Was um so auffallender ist, als Stoll doch wenigstens einen beschränkten Gebrauch von der Perkussionsmethode gemacht und seine Schüler darin unterwiesen hatte. Einige derselben waren schon früh literarisch für die gute Sache eingetreten (Eyerel, Gotthard u. a.). Inzwischen war Auenbruggers Methode noch dazu durch Corvisart zum Siege geführt worden (1808) — was allerdings in Wien noch nicht anerkannt wurde.

täglich Morgens von 8—9 Uhr den klinischen Unterricht in deutscher Sprache und hält dann seine Vorlesungen über die Therapie der inneren Krankheiten. Seine Zuhörer sind meistens junge Chirurgen, die zwar häufig nicht als Ärzte auftreten und nicht Doctoren werden wollen, denen aber der Unterricht und die thätige Anleitung zur Behandlung innerlicher Krankheiten in der Folge sehr nützlich seyn muß, da gewöhnlich die Chirurgen auf dem Lande nothgedrungen auch die medicinische Praxis ausüben müssen.[1])

Der medicinisch-chirurgische Lehr-Cursus auf der Wiener Universität..... Der ganze medicinische Cursus dauert fünf Jahre — das sog. Schuljahr der österr. Universitäten fängt mit dem November an und endigt mit dem August, dauert also 10 Monate — und die Vorlesungen werden in folgender Ordnung ertheilt.[2])

---

[1]) Joh. Nep. Raimann, der Schwiegersohn Stiffts, war später auch dazu ausersehen, Hildenbrands Nachfolger zu werden. 1814 hatte er die vorher von Reinlein geleitete innere Klinik für die niedere Kategorie der Wundärzte übernommen, er war ein gewissenhafter Lehrer und gab 1815 eine Einleitung zum klinischen Unterricht heraus.

[2]) Für die Entwicklung des medicinischen Unterrichts- und Prüfungswesens nach van Swietens Tode kamen zunächst die Reformvorschläge Störcks in Betracht, welche in dessen »Instituta facultatis medicae Vindobonensis« (Vindob. 1775) veröffentlicht sind. Darin wurde gefordert: als Vorbedingung für das Studium der Heilkunde eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung (insbesondere in der Naturgeschichte und Physik); Besuch der Vorlesungen über Botanik, Chemie, Anatomie und Physiologie, Ablegung eines Examens in diesen Fächern vor Zulassung zum Studium der Pathologie und Materia medica; erst nach Erwerbung der notwendigen Kenntnisse in den genannten beiden Disziplinen Zutritt zur Klinik. Studiendauer 5 Jahre: 1. Jahr Anatomie, Chemie, Botanik, 2. Jahr Wiederholung dieser Fächer und Physiologie, 3. Jahr Physiologie, Pathologie und Heilmittellehre, 4. Jahr Wiederholung dieser Fächer und Klinik, 5. Jahr Klinik, eventuell Chirurgie, Geburtshilfe, Spitalsdienst. — Zwei Rigorosen: Das erste umfaßte Botanik, Chemie, Anatomie, Physiologie, Pathologie und Heilmittellehre, das zweite bestand in der Erörterung praktischer Krankheitsfälle, besonders ihrer Behandlung, im Schreiben von Rezepten u. dgl. m. und daran schloß sich die öffentliche Disputation. Störcks Reformvorschläge erhielten die kaiserliche Genehmigung. 1785 wurde die Inaupural-Dissertation abgeschafft, an ihre Stelle trat eine praktische Prüfung am Krankenbette: Untersuchung einiger Kranker (in Gegenwart des klinischen Lehrers), Feststellung der Anamnese und Diagnose, Abfassung genauer Krankengeschichten über diese Fälle. (Vgl. Ferro, Einrichtung der mediz. Fakultät zu Wien, 1785.) Der Studienplan vom Jahre 1786 forderte für Ärzte und höhere Wundärzte eine Studienzeit von vier Jahren, in welcher jedoch die praktische Ausbildung in der Geburtshilfe nicht eingeschlossen war. Bald nach dem Tode des Kaisers Josef erfuhr das medizinische Unterrichtswesen neue Veränderungen. Den Professoren wurden genaue amtliche Instruktionen erteilt, nach

Im ersten Jahre: 1.) Einleitung in das medicinisch-chirurgische Studium und specielle Naturgeschichte von Hrn. Professor v. Scherer; diese nach Blumenbach's Handbuche der Naturgeschichte. 2.) Anatomie von Hrn. Prof. Mayer, nach seinem Buche: Anatomische Beschreibung des menschlichen Körpers, Wien 1813. 3.) Botanik von Hrn. Prof. Joseph v. Jacquin, nach Nic. v. Jacquin's Lehrbuche und nach Linné.

Im zweyten Jahre: 1. Physiologie, von Hrn. Prof. Prochaska in lateinischer Sprache vorgetragen, nach seinen Institut. phys. Wien 1805. 2.) Allgemeine Chemie von Hrn. Jos. v. Jacquin, nach seinem Lehrbuche der allgemeinen und medicinischen Chemie, Wien I. 1810. II. 1813.

Im dritten Jahre: 1.) Allgemeine Pathologie und Therapie von Hrn. Prof. Hartmann, in lateinischer Sprache, nach seinem Lehrbuche: Theoria morbi s. pathol. gen. Vind. 1814. 2.) Geburtshülfe von Hrn. Prof. Steidele, nach seiner: Abhandlung von der Geburtshülfe. Wien 1803. 3.) Materia medica et chirurgica nebst der Receptirkunst, in lateinischer Sprache vorgetragen von Hrn. Prof. Hartmann; früher nach Spielmann's Inst. mat. med., jetzt nach seinem eignen Lehrbuche der Arzneymittellehre. 4.) Einleitung in das chirurgische Studium und theoretische Chirurgie, d. i. allgem. und spec. Pathologie der äußerlichen Krankheiten von

---

denen sie sich verhalten, und die Lehrbücher vorgeschrieben, welche sie ihren Vorträgen zugrunde legen sollten. 1804 wurde die Studienzeit für die Studierenden der Medizin und höheren Chirurgie wieder auf fünf Jahre erstreckt, wobei das letzte Jahr hauptsächlich zur weiteren Ausbildung in den praktischen Disziplinen benützt werden sollte. Als Bedingung für die Zulassung zum Studium der Heilkunde wurde die Absolvierung des dreijährigen philosophischen Kurses an der Universität festgesetzt; Einführung von Semestralprüfungen. Das Jahr 1810 brachte einen neuen Studienplan, der den inzwischen obligat gewordenen Fächern Rechnung trug: 1. Jahr, Einleitung in das medizinisch-chirurgische Studium und specielle Naturgeschichte, systematische Anatomie und Botanik; 2. Jahr, höhere Anatomie und Physiologie, allgemeine Chemie, Pharmazie und Thierchemie; 3. Jahr, allgemeine Pathologie und Therapie, Ätiologie, Semiotik, Materia medica et chirurgica, Diätetik und Rezeptierkunst, Geburtshilfe, allgemeine und spezielle Chirurgie, chirurg. Verband- und Instrumentenlehre, Augenheilkunde; 4. und 5. Jahr, spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten, Kliniken, Besuch der Vorlesungen über Veterinärkunde, gerichtliche Medizin und Medizinalpolizei. — Der niedere Kurs zur Ausbildung von Zivil- und Landwundärzten erstreckte sich über zwei Studienjahre. Im ersten Jahre: Einleitung ins chir. Studium, theoretische Chirurgie, Anatomie, Physiologie, allgemeine Pathologie und Therapie, Materia medica et chirurgica, Diätetik, Rezeptierkunst, Bandagenlehre, im zweiten Jahre: medizinische und chirurgische Klinik, chir. Operationslehre, gerichtliche Medizin, Geburtshilfe, Tierarzneikunde. — Die Erteilung des mediz. Doktorats war an folgende Bedingungen geknüpft: Vorlage von Krankengeschichten über von selbständig in der Klinik behandelte Fälle, Prüfungen aus Anatomie, Kräuterkunde, Naturgeschichte, allgemeiner und spezieller Pathologie der innern und äußern Krankheiten, Semiotik und allgemeiner Therapie, hierauf aus Chemie, gerichtlicher Medizin und Medizinalpolizei, Augenheilkunde, Materia medica, Rezeptierkunst und praktischer Heilkunde; Dissertation und Verteidigung von Thesen.

Hrn. Prof. v. Rudtorffer, nach Arnemann's System der Chirurgie. 5.) Augenheilkunde, von Hrn. Prof. Prochaska. 6.) Über chirurgische Bandagen und Instrumente, von Hrn. v. Rudtorffer.

Im vierten Jahre: 1.) Specielle Therapie der innerlichen Krankheiten von Hrn. Prof. v. Hildenbrand, lateinisch vorgetragen nach eignen Heften. 2.) Medicinisch-practischer Unterricht und Übungen am Krankenbette, von demselben. 3.) Thierarzneikunde vom Director des Thierarzneyinstituts.

Im fünften Jahre: 1.) Fortsetzung der speciellen Therapie. 2.) Fortsetzung der Klinik. 3.) Gerichtliche Arzneykunde von Hrn. Prof. Bernt, nach seinem systematischen Handbuche der gerichtlichen Arzneykunde. Prag 1813. 4.) Medicinische Polizey von demselben, nach Hebenstreit's Lehrsätzen der medic. Polizeywissenschaft. Zu den ordentlichen Vorlesungen an der Wiener Universität gehören noch außer den genannten folgende, zu denen aber die medicinae studiosi nicht gesetzmäßig verpflichtet und welche zum Theil nur für chirurgiae studiosi bestimmt sind. 1.) Die des Hrn. Prof. Kern über practische Chirurgie, welche im chirurgischen Amphitheater des allgemeinen Krankenhauses täglich gehalten werden. 2.) Die Vorlesungen des Hrn. Prof. Beer über practische Augenheilkunde, bisher im medicinischen Hörsaale, jetzt in einem eigenen Auditorium des allgemeinen Krankenhauses 3.) Über specielle Therapie der innerlichen Krankheiten für Chirurgen, von Hrn. Prof. Raimann, in einem eignen Auditorium des allgemeinen Krankenhauses. 4.) Die Vorlesungen des Hrn. Prof. Herrmann über allgemeine Pathologie, Therapie und Materia medica für Chirurgen, welche er in einem jährigen Cursus im Universitätshause hält.

Die außerordentlichen Vorlesungen, welche theils publice, theils gegen ein bestimmtes Honorar ertheilt werden — für die ordentlichen Vorlesungen wird kein Honorar gegeben; der Studierende hat im Ganzen nur halbjährig 15 Gulden an die Universitätskasse zu erlegen — sind folgende: 1.) Hr. Prof. Heinr. Xav. Bör liest über Weiber- und Kinderkrankheiten; jene nach Plenk's Doctrina de morbis sex. foem. von 1808; diese nach dsssen Lehrbuche, von der Erkenntnis und Heilung der Kinderkrankheiten von 1807, und nach seinem: Versuch einer Darstellung des kindlichen Organismus von 1813. 2.) Hr. Dr. Pissling über philosophische und physikalische Vorkenntnisse für Chirurgen. 3.) Hrn. Prof. M. F. Schmidt Krankenwärterlehre, Sonntag Nachmittags vorgetragen.

Dieß sind die öffentlichen Vorlesungen. Außerdem ertheilen aber auch mehrere Professoren Privatunterricht in ihren Lehrfächern, zu welchem aber, zufolge eines eigenen Hofdekretes, nur Ausländer und solche, die an der Wiener Universität nicht förmlich studiren, zugelassen werden sollen. Diese machen sich die Vergünstigung auch häufig zu Nutze. Hr. Prof. Beer pflegt halbjährig einen oder mehrere Privat-Curse über die Anatomie des Auges, nach Präparaten und Kupferwerken zu geben, wofür das Honorar 10 Gulden beträgt. Eben so giebt er halbjährig gewöhnlich mehrere Curse über die Augenoperationen. Ein solcher Cursus dauert 2 Monate und koste jedem Theilnehmer, deren gewöhnlich 8—12 sind, 80 Gulden. Die Übungen werden an Köpfen, die von Hospitalleichen abgeschnitten sind, gemacht; für jeden Kopf wird ein Gulden bezahlt. . . . Ähnliche Privatissima über Augenoperationen ertheilt Hr. Dr. Jaeger, der Schwiegersohn des Hrn. Prof. Beer's. Dieser läßt die Operationen zum Theil an Köpfen, zum Theil an Thier- und Menschenaugen, in einem einfachen

Fantom, welches aus dem von Hrn. Dr. Reisinger beschriebenen, hervorgegangen ist, machen. In den chirurgischen Operationen unterrichten privatissime die HH. Zang und Kern, dieser jedoch seltener; häufiger sein Assistent für ihn. Hrn. Prof. Zang's Cursus dauert gewöhnlich $2^1/_2$ Monate und es können 12 daran Theil nehmen, wovon jeder 8 Dukaten zahlt. Die Leichen und Instrumente werden dazu vom Professor angeschafft, und jeder kann 8 Operationen nach eigner Wahl, außer den gewöhnlichen, machen. Privatunterricht in der Geburtshülfe oder in den geburtshülflichen Operationen wurde damals nicht ertheilt; jetzt soll aber der Assistent der geburtshülflichen Klinik Herr Dr. Birly aus Ungarn angefangen haben, Übungen am Fantom zu halten. In der Anatomie, oder auch über einzelne Theile derselben, wie die Neurologie giebt Hr. Prof. Mayer, Privatdemonstrationen, wobey er seine schönen Präparate vorzeigt. Im Anlegen der Binden und chirurgischen Maschinen ertheilt gewöhnlich der Assistent des Hrn. Prof. Rudtorffer Unterricht, wobey er das Instrumenten-Cabinet der Universität benutzen darf.

Um zu dem medicinischen Studium auf einer österreichischen Universität zugelassen zu werden, ist erforderlich, daß er den dreyjährigen Cursus der philosophischen Studien auf einem inländischen Lyceum vollendet hat. Die Gegenstände des philosophischen Studiums, welche größtentheils in lateinischer Sprache und von Geistlichen vorgetragen werden, sind: theoretische Philosophie, Mathematik, Geschichte, Religion, Physik, Interpretation lateinischer Classiker und griechische Sprache. Erst nachdem der bey dem Vice-Director des medicinischen Studiums sich Meldende gute Zeugnisse von daher beygebracht hat, wird er als medicinischer studiosus inscribirt. In allen medicinischen und chirurgischen Vorlesungen werden am Ende jedes halben Jahres sogenannte Semestralprüfungen von den Professoren gehalten, denen häufig der Vice-Director des medicinischen Studiums und der Decan beywohnen. Alle Zuhörer sind gegenwärtig, aber nur eine gewisse Zahl wird in einer Stunde aufgerufen und examinirt. Um zu dem Doctorexamen die Erlaubniß zu erhalten, muß der Candidat nicht nur in den Semestralprüfungen gut bestanden seyn und den 5jährigen Cursus absolvirt haben, sondern er muß im letzten halben Jahre 2 Kranke in der medicinischen Klinik öffentlich behandelt und ihre Krankengeschichten in lateinischer Sprache abgefaßt, der Facultät zur Prüfung übergeben haben. Diese Einrichtung des medicinischen Studiums, durch welche Österreich vor Mangel an geschickten Ärzten gesichert ist, und bey welcher Wien den Ruhm, nicht bloß gute practische, sondern auch gelehrte und gründliche Ärzte zu bilden und zu besitzen, nie verlieren kann, verdankt der Staat vorzüglich der Einsicht und dem Eifer des ersten kaiserlichen Leibarztes, Directors des medicinischen Studiums und Protomedicus in sämmtlichen Erbstaaten, dem Staats- und Conferenz-Rathe Hrn. J. A. Freyherrn von Stifft. Die neue Studienordnung wurde durch Hofdecrete von 1804 und 1810 eingeführt.

Das chirurgische Studium hat eine andere Ordnung als das medicinische, doch wird zur sogenannten höheren Wundarzneykunst beynahe dieselbe Ordnung erfordert.[1]) Die Civil- und Land Wundärzte aber, die nicht Magister der Chirurgie werden wollen, haben nur 2 Jahre zu studiren, und brauchen weder die Vorlesungen

[1]) Die Doktoranden der Chirurgie wurden zuerst über Anatomie, Chemie, Heilmittellehre, Rezeptierkunst, Augenheilkunde, gerichtliche Medizin, theoretische und praktische Chirurgie geprüft, dann genötigt, zwei chirurgische oder ophthalmiatrische Operationen an der Leiche auszuführen.

und die Klinik Hildenbrands, noch die lateinischen Vorlesungen Prochaska's und Hartmann's zu besuchen. Eine neue Einrichtung ist die des öffentlichen Examens, um Magister der Chirurgie zu werden. Dazu wird eine Privat- und eine öffentliche Prüfung erfordert. In einer solchen öffentlichen Prüfung, der ich beywohnte, wurden von einem Professor zwey Fragen aus einer Urne, welche die, auf Zettel geschriebenen Aufgaben enthielt, herausgezogen. Der Studiendirector las die Fragen vor, und der Candidat, der an einem anatomischen Tische stand, worauf ein Leichnam lag, beantwortete dieselben, indem er das Geschichtliche, das Anatomische und die Indicationen der verlangten Operationen angab, den erforderlichen Apparat zurüstete die Operationen machte und den Verband wie am Lebenden anlegte. Auch die Augenheilkunde hat ihr Magisterium auf der Wiener Universität, und nur die examinirten Magister der Augenheilkunde sind berechtigt, in Österreich als Augenoperateure aufzutreten; doch sind die Magistri chirurgiae und die Doctoren der Chirurgie dazu ohne ein besonderes Examen befugt.

Die Chirurgie wird gegenwärtig in Wien von drey Lehrern gelehrt, von den Professoren Vincenz Kern, F. X. v Rudtorffer[1]) und C. B. Zang. Hr. Prof. Kern ist Vorsteher der chirurgischen Klinik der Universität im allgemeinen Krankenhause und hält täglich in dem, an die Krankensäle anstoßenden Operationssaale Vorlesungen über die operative Chirurgie, Hr. Prof. Rudtorffer liest die ganze theoretische Chirurgie in einem einjährigen Cursus in dem Universitätshause und Hr. Prof. Zang ist Lehrer dieser Wissenschaft an der Josephinischen Akademie. Ich habe zwar das Vergnügen gehabt, diese drey Lehrer kennen zu lernen; ich muß mich hier aber auf Nachrichten von der chirurgischen Klinik des Hrn. Prof. Kern einschränken, da ich mit dieser allein etwas genauer bekannt geworden bin. Die chirurgische Klinik, in der Gestalt, wie wir sie jetzt sehen, existirt seit 1806, wo Hr. Prof. Kern an derselben sein Lehramt angetreten hat. Das Lokal ist parterre, links, vom Eingang in das allgemeine Krankenhaus und besteht aus zwey Krankensälen, einem Operationssaal und einigen Wohnungen für den Assistenten und die chirurgischen Zöglinge. Der Saal der Männer enthält 8, der der Weiber 6 Betten. . . . Zu der Zeit, als ich das Institut besuchte, folgten dem Professor am Krankenbette gewöhnlich 60—80 Studierende, und den Operationen wohnten nicht selten 200 Zuschauer bey. Mit dieser Klinik ist seit dem Jahre 1807 eine Pflanzschule zur Bildung chirurgischer Operateure verbunden, aus der viele ge-

[1]) F. X. Rudtorffer wurde 1793 Primarchirurg, 1809 Professor der Theoretischen Chirurgie an der Universität.

schickte Wundärzte hervorgegangen sind. Hr. Prof. Kern hat nämlich die Erlaubniß, aus seinen Schülern jedesmal 6 der Vorzüglichsten auszuwählen, die er in einem zweyjährigen Cursus privatim unterrichtet, in den chirurgischen Operationen an Leichen übt und dann öffentlich an Lebenden operiren läßt. Diese Zöglinge sind nicht immer bloß Chirurgen, sondern oft promovirte junge Ärzte, welche Talent und Liebe zur Chirurgie zeigen. Sie wohnen im Hospitale und erhalten vom Kaiser jeder jährlich 300 Gulden, wogegen sie aber verpflichtet sind, nachher dem Staate zu dienen. Gewöhnlich werden sie bald als Hospitalchirurgen, als Regimentsärzte oder auch als Professoren der Chirurgie auf den Lyceen angestellt.[1]) Noch muß ich einer andern guten Einrichtung erwähnen, durch welche Hr. Prof. Kern zur wissenschaftlichen Ausbildung seiner Schüler mitwirkt, nämlich der chirurgischen Lesegesellschaft, die mit der Klinik verbunden ist. Sie entstand durch Mitwirkung der Studierenden im Jahre 1807 und ist seitdem immer erweitert worden. Die Gesellschaft besitzt eine kleine, aber zweckmäßige medicinisch-chirurgische Bibliothek, die in einigen hübschen Schränken in dem Männersaale der Klinik aufgestellt ist, und hält mehrere medicinisch-chirurgische Zeitschriften, die unter den Mitgliedern der Gesellschaft circuliren. Monatlich wird eine geringe Beisteuer entrichtet, dafür können Studierende und auch Fremde, welche die Klinik besuchen, Bücher und Journale gegen Abgabe eines Zettels erhalten . . .[2]) Prof. Kern hat aus seiner Praxis, in Behandlung der Wunden und Geschwüre, fast alle gewöhnlichen äussern Mittel verbannt, als: Salben, Pflaster, Balsam, Essenzen, sogar Charpie und in den meisten Fällen auch die Binden; er substituiert diesen den Gebrauch des Wassers und eine einfache Bedeckung durch

---

[1]) Vgl. v. Eiselsberg und Hochenegg, Das chir. Operateur-Institut in Wien (Wr. klin. Wochenschr. 1907).

[2]) Osiander beschreibt im folgenden eine Anzahl von Operationen, die 1814—1815 von Kern oder dessen Schülern ausgeführt worden sind — in Anwesenheit distinguierter Zuschauer. Viele von den Leibärzten der zur Kongreßzeit in Wien anwesenden Monarchen — Sir James Wylie, Baronet erster russischer kais. Leibarzt, Generalchirurgus Wiebel, kgl. preuß. Leibarzt, Prof. Fenger, kgl. dänischer Leibarzt, Dr. Hardeg, kgl. württemberg. Leibarzt, Hofrat Bach, großherzogl. oldenburg. Leibarzt, Hofrat Stark, großherzogl. Weimarscher Leibart u. a. wohnten den Operationen bei.

Leinwand.... Kern benutzt das Wasser zum äusserlichen Verband, wie er sagt, als eine indifferente Materie, um die von ihrem Isolator, der äussern Haut, entblößte Fläche des Organismus zu bedecken und gegen nachtheilige Einflüsse zu schützen. Die Wärme wirke auf die Umgebung der Wunde sowohl als auf die Wunde selbst günstig ein. Salben und Pflaster dagegen seyen meistens nachtheilig wirkende, irritirende Mittel, wenn man sie auf entblößte, gleichsam innere Flächen bringe, die keine solche fremdartige Eindrücke gewohnt seyen. So wie Knochenbrüche etc. ohne äußerliche Arzneimittel heilten, so heilten auch alle andern Wunden der weichen Theile ohne sie. Die Heilung der Wunden sey ganz allein das Werk der Natur.... Die Kälte mittelst der Schwämme auf frische Wunden gebracht, vermindere auf eine heilsame Weise die organische Reaction, lindere Schmerzen, bewirke mäßige Eiterung und verhüte Nervenzufälle. Die künstlichen Verbände mittelst Binden und Maschinen könnten bis auf wenige Ausnahmen entbehrt werden.... Dieses ist die einfache Darstellung einer Sache, die ich für wichtig genug halte, um sie als Sache der Menschheit anzusehen und der ich die Aufmerksamkeit auch derer wünsche, die ganz entgegengesetzter Meinung sind.

Die Augenheilkunde wird in Wien von den Hrn. H. Prochaska und Beer gelehrt. Jener war bisher allein ordentlicher Lehrer dieser Doctrin an der Universität und Hr. Prof. Beer außerordentlicher Professor. Seit dem Jahre 1815 ist aber auch ein eigener Lehrstuhl der practischen Augenheilkunde für diesen errichtet worden. [1]) Die öffentliche Klinik des Hrn. Prof.

[1]) Barth's Nachfolger im Lehramt, Prochaska, Professor der Höheren Anatomie und Physiologie, zeichnete sich ebenfalls als Staroperateur aus, J. A. Schmidt, ebenfalls Schüler Barth's, lehrte am Josephinum neben seinen Hauptfächern (allg. Pathologie und Therapie) auch Augenheilkunde und zeichnete sich als Schriftsteller auf diesem Gebiete aus. — Der wissenschaftliche Begründer der Ophthalmologie und Schöpfer eines systematisch-klinischen Unterrichtes ist allein Georg Jos. Beer gewesen. Sein Ruf als Augenarzt und Lehrer in Privatkursen war — trotz der Anfeindungen Barths u. a. — in dem Grade gewachsen, daß er sich 1802 habilitieren konnte und ihm 1812, als sich die Regierung zur Begründung eines besonderen Lehrstuhls für Augenheilkunde entschloß, die Ernennung zum öffentlichen außerordentlichen Professor zuteil wurde. Schon 1793 war ihm die Erlaubnis erteilt worden, arme Kranke, welche am Star litten, im allg. Krankenhause zu behandeln und zu operieren (alljährlich in den Monaten Mai und Juni wurde zu diesem Zwecke ein Saal eingeräumt). 1810 hatte Rust den Antrag auf Errichtung einer Augenklinik

Beer im allgemeinen Krankenhause sowohl als die ambulatorische Augenklinik, welche er täglich als Stadt-Armen-Augenarzt in seinem Hause hält,[1]) werden am häufigsten unter allen klinischen Instituten Wiens von fremden Ärzten besucht. Es ist bekannt, wie groß die Zahl derer ist, die sich unter der Leitung dieses Lehrers und in diesem Institute zu Augenärzten gebildet haben. Hr. Prof. Beer betreibt aber auch mit unermüdetem Eifer seine Kunst und weiß seinen Ethusiasmus für dieselbe auch seinen Schülern mitzutheilen.[2]) Dem Institute für die Augenheilkunde ist im allgemeinen Krankenhause ein Saal gewidmet, der durch eine Bretterwand in zwey Hälften abgetheilt ist. Der Saal ist grün angestrichen und enthält 12 Betten. Morgens um 10 Uhr hält Prof. Beer seine Vorlesungen über Augenkrankheiten und um 11 Uhr das Clinicum . . . Die Operationen macht Hr. Prof. Beer größtentheils selbst, doch erlaubt er zuweilen einem seiner Assistenten oder einem von seinen geübtesten Schülern am Lebenden zu operiren. . . . Beer ist der activen Heilmethode zugethan sowohl im Unterrichte als in der Praxis. Seine Klinik rechtfertigt am vollkommensten das Gute, was man von der activen Medicin und besonders von den Vorzügen derselben zum Unterricht, vor der exspectirenden sagen kann. . . . Beer leitet seine Schüler zu einer strengen Diagnosis an, lehrt sie die Natur in ihren krankhaften Abweichungen von allen Seiten beobachten und übt sie in der Kunst zu sehen. Da Beer selbst ein geschickter Zeichner ist, so hat er sich diese Kunst umsomehr in einem hohen Grade zu eigen machen können, dann, nachdem er den Heilplan entworfen hat, führt

---

im allg. Krankenhause gestellt, aber der damalige Direktor Nord wies den Vorschlag zurück, der zwei Jahre später verwirklicht wurde. 1818 wurde die Augenheilkunde für die Studierenden der Medizin und Chirurgie als obligates Fach erklärt und Beer gleichzeitig zum Ordinarius ernannt.

[1]) Beer hatte 1786 selbst ein Ambulatorium für arme Augenkranke errichtet und dasselbe 20 Jahre hindurch unterhalten; 1806 wurde diese Anstalt in eine öffentliche umgewandelt. Auch benützte er zwei Zimmer seiner eigenen Wohnung zur kostenlosen Aufnahme, Behandlung und Pflege armer Augenkranker.

[2]) Beer's Lehrtätigkeit war außerordentlich fruchtbar, zählten doch die besten Augenärzte der folgenden Generation zu seinen Schülern: v. Walther, C. F. Graefe, Textor, J. N. Fischer, Langenbeck, Chelius, Ammon, Wellers, Ritterich, Dzondi, Benedikt, Flarer in Pavia, Fabini, Friedr. Jäger, W. Mackenzie in Glasgow, George F. Frick in Baltimore —, so daß Beer mit Recht als Vater der wissenschaftlichen Augenheilkunde bezeichnet wird.

er ihn mit einfachen, aber kräftigen Mitteln beharrlich aus und hat so oft Gelegenheit, seinen Schülern zu zeigen, wie die Kunst über die Natur triumphiren kann. . . .

Die größte Abtheilung der chirurgischen Kranken war in jener Zeit dem Hrn. Prof. J. N. Rust, damaligem Primar-Wundarzt des allgemeinen Krankenhauses, untergeben.[1]) Die Operationen, welche dieser berühmte Wundarzt machte, erregten große Aufmerksamkeit, und seine Klinik wurde von Einheimischen und Fremden sehr häufig besucht. Den meisten, so wie mir, war es interessant, neben Prof. Kern's mehr passiver Behandlungsart der chirurgischen Übel die active, aus den kräftigsten innern und äußern Mitteln bestehende Heilart des Prof. Rust kennen zu lernen und beide Methoden mit einander zu vergleichen. Prof. Rust, der sich, so wie Prof. Zang, gegen die oben beschriebene einfache Behandlungsart äußerlicher Krankheiten erklärt hat, ist der Meinung, daß uns die Fortschritte der Heilkunst und der Chirurgie mit bessern Mitteln bekannt gemacht haben, als das bloße Wasser sey. In dieser Abtheilung sah man wieder Plumasseaux, Bandagen, Salben und Pflaster, die aus Hrn. Prof. Kern's Klinik beinahe verbannt sind. Die große Menge von Plumasseaux, theils mit rother Präcipitat-, theils mit Kohlen-Salbe bestrichen, bildete mit jenen Verbandsapparate einen auffallenden Contrast. Viele, auch nicht venerische Geschwüre, wurden mit Sublimatauflösung oder mit einer Auflösung von Höllenstein und Opium behandelt, und atonische Geschwüre mit Aqua oxymuriatica bestrichen. Neben großen blutigen Operationen sah man hier das glühende Eisen oft anwenden[2]) und innerlich Mercurius praecip. ruber, Canthariden, Petroleum und andere heroische Mittel gebrauchen. . . .[3])

---

[1]) Joh. Nep. Rust (vgl. S. 199) wurde später in Preußen, wohin er sich der Nachstellungen Stifft s müde, gewandt hatte, zunächst Divisionsarzt, bald nachher Professor an der militärärztlichen Bildungsanstalt in Berlin, gleichzeitig Mursinnas Nachfolger an der Charité, 1818 ord. Professor an der Universität, sodann Geh. Obermedizinalrat und Referent im Ministerium, 1822 Generalstabsarzt der preußischen Armee. Er wurde der Reformator des preußischen Medizinalwesens.

[2]) Die Anwendung des Glüheisens bei Koxalgie etc. war eine Spezialität Rusts, Osiander teilt Ausführliches darüber mit.

[3]) Die beiden nächsten Abschnitte handeln von den Apotheken und der Tierarzneischule.

Das Findelhaus liegt einige hundert Schritte von dem allgemeinen Krankenhause entfernt, an der entgegengesetzten Seite der Alsterstraße. Es steht unter derselben Direction wie das allgemeine Krankenhaus, hat aber seinen eigenen Arzt, Wundarzt und eine Oberaufseherin. Das Wiener Findelhaus hat in neuern Zeiten unter der Fürsorge der Regierung und unter der speciellen Beihülfe einer Gesellschaft von adelichen Damen sehr gewonnen; allein seine Sterbelisten sind noch immer ein redender Beweis von der Unvollkommenheit dieser Art von Anstalten. . . Hr. Dr. von Scheidebauer, der Arzt des Hauses, sagte mir, daß in den besten Zeiten 30 von 100, in den mittlern 20 von 100 und in den schlechten nur 10 von 100 Kindern ihr Leben auf 1 Jahr brächten. . . Im Durchschnitt werden im Jahre 2500 bis 3000 Kinder im Findelhause aufgenommen, und 1000 sind gewöhnlich in den Vorstädten und auf dem Lande in Verpflegung. . . Die herrschenden Krankheiten unter den Findelkindern sind auch hier, so wie in andern Findelhäusern: alle Arten von Verdauungsfehlern, bösartige Diarrhoe, Aphthen, Augenentzündungen und Atrophien. Die sogenannte Zellgewebsverhärtung wird hier, so wie überhaupt in Deutschland, nicht häufig beobachtet. . . . .

So sehr es auch für den Unterricht wünschenswert ist, daß Wien ein Hospital für Kinder haben möchte oder daß im allgemeinen Krankenhause eine Abtheilung für kranke Kinder bestimmt wäre, die zu einer Klinik eingerichtet würde, so muß man vielleicht den Wiener Stadtarmen Glück wünschen, daß ihre Kinder kein Hospital anzufüllen bestimmt sind. Kinderhospitäler und Findelhäuser sind gewöhnlich nur dem Scheine nach öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten. . . Das Institut für kranke Kinder in Wien macht ein Kinderhospital auch entbehrlich. Diese Anstalt besteht darin, daß arme Eltern bey einem von der Regierung angestellten Arzt unentgeldlich Rath für ihre kranken Kinder erhalten und freye Arzney aus einer bestimmten Apotheke auf seine Verordnung holen können. Der Ursprung dieser wohlthätigen Einrichtungen schreibt sich aus dem Jahre 1787, wo J. J. Mastalier, ein damals berühmter practischer Arzt in Wien, bekannt machte, daß jede arme Mutter ihr Kind zu ihm bringen könne, um unentgeltliche ärztliche Hülfe und Arzney zu empfangen. Der damalige Hofapo-

theker Ritter von Czerny gab die freye Arzney, und viele Menschenfreunde unterstützten durch Geldbeyträge das Unternehmen. Joseph II. bewilligte im Jahre 1789 hundert Ducaten als Beytrag. So führte Mastalier 7 Jahre lang das Institut, sammelte für dasselbe ein kleines Capital und blieb bis an sein Ende im Jahre 1793 der Wohlthäter einer großen Zahl von Armen. Da machte die Regierung aus einem Privatunternehmen eine öffentliche Anstalt, deren Leitung dem Hrn. Dr. L. Ant. Goelis übertragen wurde. Dieser übernahm das, mit keiner Besoldung verbundene Amt, unterzog sich der Verpflichtung, täglich 2 Stunden für die Ordinationen zu verwenden, den Fond zu verwalten, für das Einsammeln milder Beyträge zu sorgen und von dem Fortgange des Instituts halbjährig Rechenschaft abzulegen. So besteht das Institut für kranke Kinder noch jetzt und ist unter den thätigen Bemühungen seines jetzigen Directors immer mehr in Aufnahme gekommen. Das Ordinationszimmer des Hrn. Dr. Goelis ist in seinem Hause an der Wollzeilstraße. Ich traf da am 6. März gegen 30 Frauen mit kranken Kindern, die nach der Reihe vorgelassen wurden. Zwey Gehülfen führten über die Angekommenen das Protocoll und schrieben Wohnung, Datum, Krankheit und die Recepte, welche Hr. Dr. Goelis dictirte, auf. Die kurze, aber gerade Untersuchung und bestimmte Diagnose sowie die sehr einfache Kurart war mir sehr angenehm zu beobachten. . . . Goelis glaubt, daß wir bald kaum noch ein Kind sehen würden, das nicht scrophulös sey, und leitet die Allgemeinheit der Scropheln zum Theil von der Vaccination her. Bekanntlich haben seine im Jahre 1812 schon gemachten Einwürfe gegen die Vaccine, die er in einem schriftlichen Aufsatz der Regierung übergab, eine Commission veranlaßt, welche die Einwürfe zu prüfen bestimmt war.[1]) . . Ungeachtet jener von ihm gemachten Ein-

[1]) Gölis machte in seiner Denkschrift als Haupteinwurf gegen die Kuhpockenimpfung geltend, daß sie nicht für die ganze Lebenszeit vor den Blattern schütze und daß ihr ein Heer von Übeln z. B. Konvulsionen, Ausschläge, Atrophie, Skropheln, Zahnkaries nachfolge. Die medizinische Fakultät widerlegte in einer Gegenschrift die vorgebrachten Argumente (vgl. Mediz. Jahrbücher 1812, I. 3. St. S. 81—159). Am 24. März 1812 erneuerte die Landesregierung im Erzherzogtum Österreich unter der Enns die Aufforderung zur Impfung und bedrohte diejenigen Familienhäupter, welche nicht Folge leisten würden damit, daß ihre Namen als Pflichtvergessene öffentlich bekannt gemacht werden sollen. 1811 wurden in Wien 3091 Vakzinationen, 1812

würfe hat Dr. Goelis immer thätig für die Ausbreitung der Vaccine gesorgt und er giebt selbst die Zahl der im Institute seit Einführung der Schutzpocken bis zum Jahre 1815 geimpften Kinder auf 7551 an. . . Die Ausdehnung und der Nutzen des Wiener Instituts für kranke Kinder leuchtet am besten aus der Zahl der Kranken ein, die hier behandelt werden. Dr. Goelis sagte mir, daß unter seiner Direction vom Jahre 1794 an 90.000 Kinder behandelt worden seyen. Die Gesellschaft practischer Ärzte in Wien ist zwar ein Verein von vielen gelehrten Ärzten, aber keine eigentliche gelehrte Gesellschaft oder Societät. Noch weniger ist sie ein Klub oder eine Zusammenkunft, bey der es mehr auf Unterhaltung als Belehrung abgesehen wäre.

Sie besteht in regelmäßigen Zusammenkünften einer gewissen Zahl practischer Ärzte Wiens, welche dabey die Absicht haben sowohl ihre Erfahrung und Beobachtungen sich mitzutheilen als über epidemische Constitution und andere, dem practischen Arzte wichtige Gegenstände sich zu besprechen und zu belehren. Es ist eine medicinische Börse, wie der seel. Richter solche Gesellschaften nannte, die in keiner großen Stadt fehlen sollte. Zugleich ist ein Leseinstitut von gelehrten, besonders medicinischen Zeitschriften damit verbunden. . . . . Die Zahl der Mitglieder ist mir zwar nicht genau bekannt; in der Sitzung vom 1. März 1815 mochten aber 30 bis 40 Mitglieder versammelt seyn, unter denen ich die H H. Guldener von Lobes, von Portenschlag Vater und Sohn, Fechner, H. K. Bör, Kogel, Bremser, Eckmann, Herden, Sensel, Helm, Wertheim erkannte. Monatlich zwey Mal, am 1. sten und in der Mitte jedes Monats, versammelt sich die Gesellschaft Abends von 6—8 Uhr. . . .[1])

Man rechnet, daß die Zahl der in Wien practicirenden Ärzte sich auf 250 bis 300 beläuft. Die Zahl der Chirurgen ist noch größer, wenn man mit diesem Namen die sogenannten Civilchirurgen, welche Barbierstuben halten, belegen darf. Die

---

wurden 6191 Vakzinationen vorgenommen; 1811 starben 637 Personen, 1812 bloß 148 Personen an Blattern.

[1]) Osiander berichtet in diesem Abschnitt über einige der diskutierten Themen und gibt dadurch wertvollen Einblick in die damalige ärztliche Vereinigung, welche als Vorgängerin der Gesellschaft der Ärzte angesehen werden kann.

eigentlichen Wundärzte führen meistens den Doctortitel oder sind graduirte Magistri chirurgiae. Unter den practischen Ärzten sind die Namen P. Frank, Malfatti, De Caro, Capellini, Türkheim, Guldener, Portenschlag, außer den schon mehr genannten, besonders ausgezeichnet. Unser verehrungswürdiger Frank lebt in Wien, zwar schon lange von allen Lehrämtern, die er vormals mit so großem Ruhme bekleidete, zurückgezogen, aber nichts weniger als unthätig. Wenn er gleich selten einen Kranken zur täglichen Behandlung übernimmt, so läßt er sich doch häufig zu Consultationen rufen und seine, auch in Wien zahlreichen Schüler haben das Glück ihren Lehrer noch immer als Schiedsrichter und höchste Instanz in schweren Fällen zu Hülfe rufen zu können. So wie Stoll 3 Perioden als Therapeut gehabt haben soll (die gastrische, die inflammatorische und die arthritische), so hat Frank 2 oder 3 Perioden gehabt, wovon die zweyte ihn jetzt fast als ein leiser Vorwurf trifft, obgleich die Zeit der quantitativen Ansicht, längst auch ihm entschwunden ist. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, mit Schülern von Frank aus der Zeit des Brownianismus zu sprechen und auch nicht einen gefunden, der sein plus und minus nicht abgeschworen und der mit Frank's Rückkehr zu der ehrwürdigen, in der Epitome wehenden Fahne, nicht auch zu ihr zurückgekekrt wäre [1]). . . . Hr. Baron L. v. Türkheim,

---

[1]) Über die Stellung Franks zum Brownianismus vgl. S. 144. Peter Frank widmete sich außer seiner konsultativen Praxis dem Abschluß seiner Werke. Der 5. Band seiner »medizinischen Polizey« erschien 1813, der 6. Band 1817—1819 zu seinem mehrbändigen Werke »De curandis hominum morbis epitome«, welches aus akademischen Vorlesungen entstanden, seine ärztlichen Anschauungen und Erfahrungen enthält, gab er 1812 Erklärungen heraus. Über dieses Handbuch, welches mehrere Auflagen erlebte und ins Deutsche übertragen worden ist, hat kein Geringerer als Bamberger nachfolgendes Urteil abgegeben: »Nebst zahlreichen kleineren Abhandlungen hat uns Frank besonders die »Epitome de curandis hominum morbis« und die darauf bezüglichen »klinischen Erklärungen auserlesener Beobachtungen« als Frucht seiner Studien am Krankenbette hinterlassen. Es ist dies ein in großem Styl angelegtes, leider nicht zur Vollendung gelangtes Werk, dem an Reichthum und sorgfältiger Bearbeitung des Beobachtungsmateriales wohl kein zweites aus jener Periode an die Seite gesetzt werden kann. Das Ganze ruht bereits auf richtiger, wenn auch noch unvollkommener physiologischer und pathologisch-anatomischer Basis. Die Ergebnisse der großen Forscher Haller und Morgagni, die Resultate der eigenen, mit großer Sorgfalt geübten Nekropsien treten mehr und mehr als leitende Gesichtspunkte, als die pathologische Anschauung beherr-

Hofrath und Referent in Sanitätsangelegenheiten bey der Kais. Hofkanzley, adelt durch seine Talente und seinen Rang den würdigen Kreis der Wiener Ärzte. Ich habe Hrn. v. Türkheim oft in einer heiteren Gesellschaft gesehen und in ihm den gelehrten Arzt und warmen Freund seiner Collegen verehrt.[2])

---

schende Faktoren in den Vordergrund und verdrängen fast ganz die bis dahin dominierenden grob mechanischen und chemischen Doktrinen: die Semiotik, obwohl noch vieler jener Hilfsmittel entbehrend, die uns gegenwärtig zu Gebote stehen, ist trotzdem in ihrer Beschränkung auf das unmittelbar durch die Beobachtung Wahrnehmbare von großer Schärfe und Feinheit und ermöglichte diagnostische Leistungen, die für jene Zeit gerade bewunderungswürdig erscheinen müssen. . . . . In der graphischen Beschreibung der Krankheitsprozesse, ihrer verschiedenen Verlaufsweisen und Bilder zeigt Frank eine nicht leicht zu erreichende Meisterschaft, die nur durch einen angeborenen, äußerst entwickelten Gegenstandssinn und lange sorgfältige Beobachtung am Krankenbette erworben werden konnte. Viele seiner Schilderungen könnte man auch jetzt, mit nur geringen, der Zeit zu machenden Konzessionen, einem klinischen Vortrage zugrunde legen. Bei keinem anderen medizinischen Schriftsteller jener Zeit findet sich eine solche Freiheit von doktrinären Anschauungen und dem Zwange der Theorien und Schulen, wie bei P. Frank, der hierin der würdigste Nachfolger von Hippokrates und Sydenham überall zunächst der Natur als der höchsten und sichersten Lehrmeisterin folgte. . . . . Seine Stellung gegenüber der damals herrschenden Richtung bezeichnet er selbst mit folgenden Worten: »Ich war ehemals der sogenannten Humoralpathologie zwar weniger als die meisten Ärzte unseres Zeitalters, dennoch aber mehr als billig zugethan. Obschon ich aber auch jetzt nicht der Meinung bin, daß man dieselbe ganz aus der Arzneiwissenschaft ausschließen dürfe, so habe ich doch für nöthig erachtet, mehrere Hypothesen über die vielfachen Schärfen der Säfte als unbegründet in diesem Buche zu vermeiden.« Auch an einer andern Stelle sagt er im Widerspruche zu den Ansichten seiner und auch der nächstfolgenden Zeit, ganz im Sinne der Gegenwart: »Man sollte nicht überall die Säfte beschuldigen, was bei der Krise der Fieber durch die Ausleerungswege fortgeschafft wird, ist oft mehr von der Krankheit selbst erzeugt, als daß es den Grund der Krankheit abgegeben hätte.« Den damals und noch viel später herrschenden Anschauungen über die Milchmetastasen bei Puerperalprozessen, über die Entstehung innerer Krankheiten durch Zurücktreibung der Scabies, trat er mit seltener Unbefangenheit entgegen, auch nahm er keinen Anstand über die mechanische Ursache des Fiebers zu erklären, daß die letzte Ursache des Fiebers bis dahin ganz unbekannt sei. Solche und viele ähnliche Stellen aus seinen Schriften beweisen zur Genüge, wie sehr er in klarer und unbefangener Erkenntnis der pathologischen Verhältnisse seiner Zeit weit vorausgeeilt war. . . . . An die Therapie Franks dürfen wir natürlich nicht den Maßstab der Gegenwart legen. . . . Immerhin kann man sagen, daß die Behandlungsmethode Franks eine für jene Zeit einfache, umsichtige und auf klar erkannte Motive gestützte war. (Bamberger H. v., Zur Erinnerung an Joh. Peter Frank. Mediz. Jahrb. hgg. v. d. k. k. Ges. d. Ärzte. Jhrg. 1886.)

[2]) Baron v. Türckheim, der später so überaus verdienstvolle Vizedirektor der medizinischen Studien, welcher die jüngere Wiener Schule am meisten gefördert hat.

. . . Der Hr. Staatsrath Freyherr von Stifft theilte mir die merkwürdige Sectionsgeschichte des im Jahre 1813 verstorbenen berühmten practischen Arztes Th. Closset mit.[1] . . . Hr. Dr. Kogel, Gubernialrath in Illyrien, erzählte mir mehrere Beobachtungen von [arthritischen Metastasen. . . . . Hr. Prof. H. Xav. Bör verschaffte mir Gelegenheit, Beyspiele seiner glücklichen Behandlung des Croups zu sehen.

. . . Der geburtshülfliche Unterricht ist in Wien unter die Professoren Boër, Steidele und Schmitt getheilt.[2] Herr Prof. Boër hält aber seit mehreren Jahren weder öffentliche noch Privatvorlesungen, sondern schränkt seinen Wirkungskreis als Lehrer der Entbindungskunst, größtentheils auf die geburtshülfliche Klinik des allgemeinen Krankenhauses ein; Hr. Prof. Steidele hält die öffentlichen Vorlesungen über Geburtshülfe an der Universität und Hr. Prof. Schmitt trägt sie an der Josephinischen Academie vor. Das Gebärhaus macht einen integrirenden Theil des allgemeinen Krankenhauses aus und steht unter der gemeinschaftlichen Verwaltung dieses Hospitals. Das Local des Gebärhauses ist ohne allen äußern und innern Schmuck, aber geräumig und seinen Zwecken entsprechend. Der Flügel des großen Hospitals, welcher die Gebäranstalt enthält, wird durch einen kleinen Hof rechts am Ende des großen gemeinschaftlichen Hofes vom übrigen Hospitale abgesondert. Außer dem Hauptthore des allgemeinen Krankenhauses, welches von einem Portier beständig bewacht wird,

---

[1]) Mozarts Arzt.

[2]) Osiander, der Sohn des größten Widersachers Boërs, leitet den sehr umfangreichen Abschnitt (65 Seiten) über die Geburtshilfe mit folgenden Worten ein, die wir um so mehr hiehersetzen, weil wir in unserem Auszug die streng fachlichen und kritischen Stellen ganz weglassen müssen

»Da ich bis jetzt freymüthig gesagt habe, was ich in Wien als Arzt erfahren habe, so kann ich kein Hehl aus dem machen, was ich in der Gebäranstalt von Wien sah und hörte. Alles, wovon ich hier Nachricht gebe, ist öffentlich geschehen und öffentlich gesagt, oder es ist meine Ansicht von der Sache, wobey das »ita videtur« wohl nicht immer wiederholt zu werden braucht. Ob es gleich schwer seyn wird, den Tadel zu vermeiden: daß ich nicht neutral geblieben und daß ich daher nicht unpartheyisch habe urtheilen können, so habe ich es doch gewagt, auf Gefahr der Mißbilligung manches Richters, zu sagen, was ich fand und wie ich es fand. Daß ich nicht neutral geblieben bin, bekenne ich frey, ich hoffe aber, daß billige Richter erkennen werden, daß ich gestrebt habe, die Pflichten des Anstandes und der Dankbarkeit mit denen der Wahrheitsliebe und Offenheit zu vereinigen.«

führt ein anderes unmittelbar zur Gebäranstalt. Dieses Eingangs bedienen sich zumahl die, welche unerkannt eintreten wollen. Die Thüren und Treppen des Hauses sind schmal und die Gänge, auch der oberen Etage, mit Backsteinen belegt; die Zimmer aber hoch, hell, geräumig, nicht überladen und vorzüglich die in der Abtheilung des Hrn. Prof. Boër von musterhafter Reinlichkeit. Die ganze Anstalt zerfällt in zwey Abtheilungen. Die eine, deren Vorsteher noch zu meiner Zeit Sim. Zeller von Zellenberg war, ist für die, welche für ihren Aufenthalt zahlen, bestimmt; die andere für die, welche unentgeltlich aufgenommen werden. Dieser Abtheilung, welche auch die practische Schule der Geburtshülfe, schola obstetricia heißt, steht Hr. Prof. Boër als Geburtshelfer vor. Außer den Gratisgebärenden enthält sie noch viele von denjenigen zahlenden Schwangern, welche die niedrige Taxe entrichten. . . . Dem Locale nach ist die Anstalt in drey Abtheilungen (Tracte) getheilt. Die erste Abtheilung begreift mehr als 12 mäßig große Zimmer parterre, welche für heimlich Gebärende bestimmt sind. Die meisten dieser Zimmer werden nur von einer Schwangern oder Wöchnerin bewohnt. Die zweyte Abtheilung besteht aus 6 Zimmern, jedes mit 4 bis 6 Betten. In diesen beiden ersten Abtheilungen werden die zahlenden aus den beiden ersten Klassen aufgenommen. Die dritte Abtheilung, aus 6 großen Sälen und einigen kleineren Zimmern bestehend, wovon die im zweyten Stockwerke für die Schwangern, die im ersten für die Gebärenden, Wöchnerinnen und die Kranken bestimmt sind, macht die practische Schule der Geburtshülfe aus, und hier allein werden Fremde zu Geburten zugelassen.

Die Abtheilung der zahlenden Schwangern . . . ist ein Zufluchtsort für unglückliche Schwangere und solche, die Ursache haben, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen. . . . Die Eintretende hat weder nöthig, ihren rechten Namen zu sagen, noch viel weniger den Vater des Kindes anzugeben, nur muß sie ihren wahren Namen in einem verschlossenen Billet deponiren, damit man nach einem Sterbefalle Auskunft über sie geben kann. Sie kann verschleiert das Haus betreten und wieder verlassen und braucht wenn sie eine Wärterin mitbringt, selbst nicht von den Wärterinnen des Hauses sich sehen zu lassen. Viele benutzen die Anstalt nur auf den Tag ihrer Niederkunft,

zahlen dafür 4 bis 6 Gulden und verlassen sie oft schon nach einigen Stunden wieder, indem sie dem Findelhause ihr Kind, gegen Erlegung der Taxe, übergeben. Frauenzimmer auch aus den entfernten Provinzen Österreichs benutzen diesen Zufluchtsort häufig. Das Local dieser Abtheilung ist in Continuität und Contiguität mit derjenigen Abtheilung, welcher Hr. Prof. Boër vorsteht, nur trennt ein eisernes Gitter den gemeinschaftlichen Gang, welche aus einer in die andere Abtheilung führt. Die Zimmer, welche ich sah, waren kleiner und niedriger als die Zimmer in der Abtheilung der Gratisklasse, auch weniger reinlich, gehalten und weit überfüllter; doch sollen weniger Kranke hier vorkommen und die Sterblichkeit geringer seyn. Zellenberg soll dieses, und wie mir deucht, nicht ohne Grund daher leiten, daß in diesen kleinen Zimmern alle Zugluft vermieden, und ein höherer Wärmegrad immer unterhalten werden kann als in den großen, hohen, hellen, luftigen und weniger heizbaren Sälen der anderen Abtheilung. . . . Die geburtshülflichen Grundsätze Zeller's sind aus seinen Schriften hinlänglich bekannt; sie kommen mit den Grundsätzen Boër's in vielen Punkten überein, obgleich diese beiden Geburtshelfer der Wiener Gebäranstalt keineswegs mit einander harmonirten. Die Ähnlichkeit in ihren Grundsätzen z. B. in der großen Erhebung des Hebels über die Zange, in dem Rathe, die Gesichtsgeburten zu den natürlichen zu rechnen und sie gänzlich der Natur zu überlassen etc., rührt ohne Zweifel davon her, daß beide in einerley Zeitperiode in England waren, und daß sie sich zu den Grundsätzen, die damals in England herrschend waren, bekannten. In anderer Hinsicht sind aber ihre Grundsätze sehr verschieden z. B. in der Behandlung der Wöchnerinnen. . . .

Die öffentliche Klinik der Geburtshülfe. Hr. Prof. Boër macht gewöhnlich täglich 2 Visiten in seiner Abtheilung des Gebärhauses, Morgens und Abends, die Morgenvisite von 9 bis 10 ist insofern öffentlich, als dazu auch fremde Studirende, die sich deshalb an ihn wenden, unentgeltlich Zutritt erhalten. Man versammelt sich in dem Geburtszimmer und folgt dann dem Professor in den Saal der Wöchnerinnen. Damals waren nur 2 mit einander verbundene Säle, jeder von 14—16 Betten im Gebrauche; ich sah aber auch einen dritten großen Saal, welcher auf der linken Seite des Geburtszimmers liegt und

damals nicht bewohnt wurde, aber einer guten Einrichtung zufolge, bestimmt ist, zur Abwechslung mit den jetzt bewohnten Sälen zu dienen. Diese Säle sind nach Art der übrigen Krankensäle des Hospitals gebaut, äußerst geräumig und hell. Eine besondere Erwähnung verdient die Bauart der Fenster, welche in den meisten Krankensälen des Hospitals angebracht ist. Nämlich die Fenster sind an der oberen Hälfte der hohen Wände angelegt und reichen nicht bis auf die Krankenbetten herab. Die Fensterbank ist so hoch, daß sie mit der Hand kaum erreicht werden kann, die Fenster selbst aber groß genug, um Licht im Überflusse zu geben. Durch diese Einrichtung wird die, von gewöhnlichen niedrigen Fenstern auf die Krankenbetten strömende Zugluft abgehalten, und wird es möglich, daß man Kranke und Wöchnerinnen nahe an die Fensterwand, in Betten ohne Himmel und Gardinen legen kann. Die Bettstellen sind von Holz, ohne Vorhänge und stehen weit genug von einander. Kinderbetten werden fast niemals gebraucht, denn die Kinder liegen bey ihren Müttern im Bette. Da die meisten schon nach wenigen Tagen ins Findelhaus abgegeben werden, so ist es gewiß zweckmäßig, daß sie wenigstens in dieser ersten Zeit der Brütwärme ihrer Mütter genießen. Die Wöchnerin bekommt vom Hospitale auf die Zeit ihres Aufenthalts im Notfalle Wäsche und Kleidung. Einige Betten sind mit einem 6 Fuß hohen Gestelle, an welchem grüne Vorhänge befestigt sind, umgeben, eben so wie auch in andern Krankensälen dieses Hospitals die Betten der Sterbenden und derjenigen, denen das Licht nachtheilig ist, umgeben werden. In diesen umschirmten Betten kommen die Kreisenden aus den von dem Entbindungszimmer und den Wöchnerinnensälen entfernt liegenden Wohnstuben der Schwangern zu liegen, um hier ihre Wehen abzuwarten. Erst wenn sich der Muttermund geöffnet hat und der eigentliche Geburtsact vor sich geht, werden sie ins Geburtszimmer geführt. . . . Zur Wartung der Wöchnerinnen und zur Pflege der Kinder sind mehrere Wärterinnen angestellt. Die Hebamme dieser Abtheilung ist eine bejahrte Frau, die, glaub ich, seit Errichtung der Anstalt ihrem Amte vorsteht, und deren Wirkungskreis sehr groß zu seyn scheint. Sie und der Assistent der Klinik wohnen im Hospitale und sind bey den Geburten meistens gegenwärtig. Der Professor

aber, der nicht im Hospitale wohnt, wird nur zu schwierigen Fällen gerufen. 6—8 Practikanten und eben so viele Hebammenschülerinnen wohnen gewöhnlich auf 8 Wochen im Hospitale und assistiren bey den Geburten. Jeder der Practikanten nach der Reihe wird sogenannter Journalist d. h. er muß die angekommenen Schwangern und die Entbundenen mit ein Paar Worten in ein Buch eintragen und einen Tag und eine Nacht bey allen Geburten seyn. Eigentliche Geburtsgeschichten werden aber nicht eingetragen und jenes Buch ist schon um deßwillen so unvollständig, weil es meistens junge, noch ganz unerfahrene chirurgiae studiosi sind, die es führen. . . . So oft ich die Klinik des Hrn. Prof. Boër besucht habe, war mir die Reinlichkeit und Ordnung, die hier herrscht, erfreulich. Der Fußboden war rein, wie in einer reinlichen Privatwohnung und die Luft in den Sälen der Wöchnerinnen so unverdorben, daß es mir anfangs räthselhaft war, wodurch dieses bewerkstelligt werde. . . . Nur gesunde und leicht erkrankte Wöchnerinnen liegen in den Sälen; für die Kranken ist ein eigener, ganz von diesen abgesonderter Krankensaal bestimmt. Die Behandlung der gesunden oder leicht erkrankten Wöchnerinnen ist höchst einfach und auch das therapeutische Verfahren Boërs so ganz expectirend, daß es wenig Stoff dem Beobachter darbiethet. Boër verschreibt höchst selten eine eigentliche Arzney und auf seine Verordnungen: von einem halben Seitel Wein, von etwas Pflaumenmuß mit Bittersalz, von einigen Dover'schen Pulvern, von einigen Löffeln voll Rhabarbertinctur, von Klystieren aus Schmalz und warmen Wasser, legt er selbst einen so geringen Werth, daß ich ihn mehrere Male sagen hörte: »sie kurirten hier alles mit Biersuppen, wozu andere große Gelehrsamkeit und theure Arzneyen nöthig hätten.«[1]) . . .

[1]) Hingegen verordnete er, zum Verdrusse der Verwaltung des allgemeinen Krankenhauses, den Schwangeren reichliche und gute Kost. Als ihm deshalb Vorstellungen gemacht wurden, erwiderte er, daß er die durch Schwangerschaft, durch Gram, Kummer und schlechte Nahrung geschwächten Weiber nicht mit Wasser, Bittersalz und arcanum duplicatum ernähren könne. Für sie sei eine gute Küche und ein guter Keller wichtiger als die Apotheke. In den folgenden Abschnitten schildert O. an Beispielen hie und da unter starker Opposition das therapeutische Handeln an Boërs Klinik. Boër hat davon selbst eine Zusammenfassung gegeben: a) es wurde kein Finger an den wie immer zur Geburt sich stellenden Kopf des Kindes gebracht, um ihn anders zu richten, als er stand; b) es wurde kein Finger an den

Hr. Prof. Boër sagte mir, daß in dem verflossenen Jahre nur eine Zangengeburt in seiner Abteilung vorgefallen sey. ... Ich kann nur so viel sagen, daß während der Zeit (wohl 5—6 Monate), daß ich das Gebärhaus besucht habe, vor keiner einzigen Zangengeburt die Rede gewesen ist. ... Weder eine Zange, noch irgend ein anderes geburtshülfliches Instrument habe ich in der Klinik gesehen; es wurde mir gesagt, daß die Hebamme diese in Verwahrung habe. Bei dem Instrumentenmacher Maillard aber wurde mir die Boër'sche Zange gezeigt, sie kostet 15 Fl. W. W. besteht aus bloßem Eisen und ist bekanntlich eine etwas verlängerte, aufgebogene, englische Zange, die Stile mit braunem Leder überzogen.

Alle diejenigen, welche in jener Zeit die Schola obstetricia besucht haben, können sich also nicht rühmen, zu wissen, was die Zange sey, und wie sie gebraucht werden müsse. Sie werden glauben, daß, da ihr Lehrer sie fast nie gebraucht, sie des Instrumentes nicht nöthig hätten, um als Geburtshelfer aufzutreten, sie werden also ihre Praxis anfangen, ohne die Anwendung des wohlthätigsten von allen obstetricischen Instrumenten zu kennen. Werden diese sich nicht bald getäuscht finden, wenn es darauf ankommt, in der Noth zu helfen. Sie werden auf die Hülfe der Natur vertrösten wollen, auf das Beyspiel ihres Lehrers und auf die Bildungsanstalt sich berufen, von der sie ausgiengen; werden sich aber damit die Gebärenden, die um ihre Hülfe bitten, begnügen? Gewiß nicht. Werden sie alsdann nicht gestehen müssen, daß es ihnen an Kenntnissen und an Geschicklichkeit fehle, um eine Kunst auszuüben, zu deren Erlernung sie keine Gelegenheit fanden? [1])

wie immer stehenden Muttermund gelegt, um ihn einzurichten oder zu erweitern; c) es wurden alle Gesichtsgeburten, d) alle Steißgeburten und e) alle Fußgeburten der Natur überlassen, wie immer diese Teile ursprünglich in das Becken sich stellen mochten; f) es wurde kein Kind, wenn es bereits geboren, sogleich mit dem Leibe vorgezogen, sondern man wartete gehörig ab, bis eine oder die andere Wehe es vollends herabbewegte; g) keine Nachgeburt ward ohne Eintreten eines gefährlichen, die Herausnehmung desselben notwendig machenden Umstandes mit der Hand aus der Gebärmutter hervorgeholt; h) Gebärende verhielt man im allgemeinen zu keiner eigenen Lage, sondern sie legten sich während des ganzen Herganges in einem gemeinen Bette nach Willkür auf die eine Seite oder den Rücken; i) keine Entbindung geschah im Stuhle; k) keine Kindbetterin und kein Kind, solange nicht ein eigentlicher Krankheitszustand erklärt sich einstellte, bekam einen Gran von Medizin.

[1]) Aus Boërs Übersichten ergibt sich, daß unter 29.891 Geburten die Zahl der Zangenoperationen 119 = 0·39 % betrug.

. . . Die Vorlesungen über Entbindungskunst des Hrn. Prof. Steidele an der Wiener Universität sind sowohl zum Unterricht der Studirenden als der Hebammen bestimmt. . . . In Zeit von 3 Monaten wird jedes Semester der theoretische Unterricht abgehandelt, dann aber noch eine kurze Zeit den Studirenden allein Anleitung im Gebrauche der Instrumente ertheilt. Nach den öffentlichen Semestralprütungen werden alle Zuhörer und Schülerinnen in zwey Klassen abgetheilt. Die aus der ersten Klasse müssen auf 2 Monate, so wie sie die Reihe trifft, die Klinik der Geburtshülfe im Gebärhause besuchen und können erst danach zum examen rigorosum zugelassen werden. Dieses Examen besorgt wiederum Hr. Prof. Steidele in Beyseyn des Directors oder des Vicedirectors des medicinischen Studiums und des Decans der Facultät.[1]) Am 17. November hospitirte ich zum ersten Male in diesen Vorlesungen, von 12—1 Uhr. Der Professor hatte außer einem Becken eine gläserne, große Flasche vor sich, darin zeigte er die Lage des Kindes; ein seidener, außen rother, innen weißer und im Grunde mit einem Kissen versehener Beutel diente ihm dazu, den Sitz der Nachgeburt, die Umstülpung der Gebärmutter usw. zu demonstriren; der Vortrag, mit Fragen an die Schüler vermischt, war so populär als möglich und der Fassungsgabe der weiblichen Zuhörer ganz angemessen, aber für Studirende schien er nicht eingerichtet zu seyn. Aus einigen Sätzen wird dies einleuchten. »Der Kopf paßt ins Becken, wie der Zapfen in die Bouteille.« »Wenn die Nabelschnur gedrückt wird, so stirbt das Kind, denn wenn ich auf einen Schlauch trete, so läuft kein Wein in den Keller.« »Das Ey setzt sich an die Gebärmutter fest, wie wenn eine Fliege in ein Glas voll Wasser fällt, sie schwimmt dann herum, bis sie endlich auf einmal an den Rand anpickt.« . . . Ich war mehrere Male gegenwärtig, als Hr. Prof. Steidele seine Zuhörer in den geburtshülflichen Operationen am Cadaver übte. . . . Ich habe hier zum ersten Male solche Operationen am Cadaver machen sehen, fand aber diese Art von Übungen abschreckend und nicht geeignet, Vorliebe für die Entbindungskunst zu erwecken. . . .[2])

---

[1]) Wiewohl Boër 1808 zum ordentlichen Professor befördert wurde, fungierte Steidele als einziger Prüfer, erst nach dessen Rücktritt vereinigte er die Lehrkanzel der theoretischen mit der der Lehrkanzel der praktischen Medizin.

[2]) Fast ein Menschenalter nach dem Wiener Kongreß veröffentlichte Osiander

Die Josephinische Academie. Ich kann über die medicinisch-chirurgische Josephs-Academie fast nur von dem Cabinete, welches sie besitzt, eigene Nachrichten geben. . . . Das wahrhaft kaiserliche Gebäude der Academie liegt in der Währingergasse, nicht sehr fern von dem allgemeinen Krankenhause und neben dem, mit ihr zusammenhängenden großen Militairhospitale. Außer einer ansehnlichen Bibliothek und den Sammlungen von chirurgischen Instrumenten, naturhistorischen, anatomischen und pathologischen Präparaten besitzt die Academie die weltberühmte, unter Fontana's und Mascagni's Leitung in Florenz verfertigten Wachspräparate.[1]) Diese sind oft beschrieben und bewundert worden. Auch ich habe die Kunst und den Fleiß bewundert, der an die Verfertigung dieser Wachspräparate verwandt worden ist und ihre schöne Aufstellung (jedes Präparat liegt unter Glas, auf einem weißen, mit Goldschnüren eingefaßten Atlasküssen) hat mir zu sehen Vergnügen gemacht. Ich halte sie auch für belehrend, sowohl dem bildenden Künstler als auch selbst dem Arzte und besonders dazu geeignet, jeden mit Bewunderung des organischen menschlichen Baues zu erfüllen. Doch muß ich gestehen, daß mir gute anatomische Abbildungen, selbst Kupferstiche, instructiver scheinen als diese Wachspräparate; besonders deswegen, weil man bey einer Zeichnung oder einem Kupferstiche eher an Zuverlässigkeit und Treue der Copie glauben kann als bey einer Wachsfigur deren bunte Farben fast immer die Phantasie des Künstlers aufträgt, und deren Starrheit der Natur fremd ist. Zudem sind noch die meisten Wachsfiguren gewöhnlich nach Zeichnungen und Kupfer-

Reiseerinnerungen aus den Jahren 1814—1815, welche eine Fülle des Interessanten über die Persönlichkeiten und das Wirken Boërs, Steideles und Peter Franks enthalten, wobei der Verfasser freilich hinsichtlich Boërs seiner in sachlichen Gegensätzen wurzelnden allzu polemischen Subjektivität keine Zügel anlegte. (Vgl. J. F. Osiander, Reiseerinnerungen, Neue Zeitschr. f. Geburtskunde, X. Bd., Berlin 1831, XI. Bd., Berlin 1842). Vgl. dazu als Gegenstück, Jos. d'Outreponts »Erinnerungen aus den Studienzeiten, Joh. Luc. Boër, Worte der Pietät, Worte der Wahrheit, Worte des Dankes. (Neue Zeitschr. f. Geburtskunde, XII. Bd., Berlin 1842.)

[1]) Eine Beschreibung der anatomischen Wachspräparaten-Sammlung des Josephinums in sechs Bänden (mit Kupfertafeln) lieferte Jos. R. v. Scherer. »Anatomische Originaltabellen«, nach der Natur gezeichnet, gemalt und geordnet nach der systematischen Einteilung der Wachspräparatensammlung der k. k. Josefsakademie in Wien (latein. Tabulae anatomicae, quae exhibent musaei anatomici Acad. caes. reg. praeparata cerea). Wien 1811—1821.

stichen verfertigt, und auch die besten zeugen immer, daß der Künstler die Natur in der Darstellung verschönern wollte. Die Figuren z. B. welche die Lymphgefäße der ganzen Oberfläche darstellen — wer hat jemals solche Lymphgefäße gesehen? Wer nach diesen Mustern sie am Cadaver aufsuchen wollte, würde Mühe haben, sie zu finden. Am treuesten sind Knochen, Muskeln und Blutgefäße dargestellt. Doch auch sie trifft meinem Gefühle nach, jenes Urtheil. Jeder Kunstverständige wird immer fragen: wie viel ist von der Darstellung natürlich, und wie viel hat der Künstler hinzugethan? Doch bin ich vielleicht im Voraus gegen Wachsfiguren zu sehr eingenommen gewesen oder machte das Cabinet nicht den angenehmen Eindruck auf mich. . . .

Das pathologische Cabinet der medicinischen Klinik im allgemeinen Krankenhause. Die Sammlung pathologischer Präparate, von der hier die Rede ist, wurde unter Frank's Direction an der medicinischen Klinik gegründet. Sie ist neben dem medicinischen Hörsaale des allgemeinen Krankenhauses aufgestellt. Jetzt ist ein eigener Prosector bey dem Cabinete besoldet, der es ordnen und vermehren soll.[1]) Der größte Theil der Präparate ist in Weingeist aufbewahrt, und die Aufschriften sind mit Oelfarben an die Gläser gemahlt . . . Ich erwähne bey dieser Gelegenheit noch der Sammlung des Hrn. Grafen Carl von Harrach. Der Herr Graf, Ritter vom deutschen Orden und practischer Arzt in Wien fing erst im männlichen Alter, aus Neigung und Vorliebe für die Wissenschaft an, Medicin zu studiren und übt die Kunst jetzt mit ebenso viel Ruhm und Glück als Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit unter seinen Mitbürgern aus. Er besitzt eine reiche Bibliothek, welche viele, auch neue medicinische Werke enthält, die selbst öffentlichen Wiener Bibliotheken zum Theil fehlen.[2]) Der Graf spricht neben den neuern Sprachen die lateinische in großer Vollkommenheit, eine Eigenschaft, die an

---

[1]) Nach Vetter (vgl. S. 124) besorgten Wundärzte (Hürtl, Schütz, Hayne, Kieninger) das pathologisch-anatomische Museum — sehr zum Schaden der Sammlung. Erst Hildenbrand bemühte sich wieder darum, eine Besserung der Verhältnisse durch Systemisierung der Prosektur herbeizuführen. Prosektor wurde Lorenz Biermayer. Vgl. dessen Diss. Museum pathologicum nosocom. Vindobon. 1815.

[2]) Vgl. das »Verzeichnis der von weiland dem Herrn Grafen Carl v. Harrach hinterlassenen Büchersammlung« (Wien 1830).

einem Wiener Arzt beinahe conditio sine qua non ist, da bey allen medicinischen Consultationen lateinisch gesprochen wird. Damals besorgte der Graf gemeinschaftlich mit Dr. von Portenschlag d. J. die Kranken des Hospitals der Elisabethinerinnen, eines, in dem Nonnenkloster zu St. Elisabeth in der Vorstadt Landstraße errichteten Krankenhauses, wo jährlich gegen 500 weibliche Kranke in 2 Sälen mit 50 Betten, von den Nonnen, die mit Soeurs charitables der Hospitäler von Paris große Ähnlichkeit haben, verpflegt werden. . . .

Sammlungen von anatomisch-pathologischen Präparaten und Instrumenten, welche im Universitätshause aufgestellt sind. A. Das anatomisch-pathologische Cabinet der Universität. Diese schöne Sammlung von Präparaten in Weingeist, von Knochen u. s. w. ist von dem vormaligen Professor der Anatomie und Augenarzt Dr. Barth angelegt.[1]) Man sagt, der Kaiser Joseph habe die Sammlung für 2000 Ducaten gekauft und der Universität geschenkt. Sie scheint wenig benutzt zu werden. . . . . B. Prochaska's anatomisches Cabinet. Die Privatsammlung des Hrn. Reg.-Raths Prochaska ist gleichfalls im Universitätsgebäude, wo er wohnt, aufgestellt. Die Präparate sind größtentheils für die feinere Anatomie und bestehen in menschlichen Früchten, in vortrefflich injizirten menschlichen Organen, sogenannten Corrosionspräparaten u. s. w.[2]) Die Hauptzierde der Sammlung sind aber die auf Lieberkühn'sche Art injizirten und präparirten Membranen und dünne Abschnitte von andern Organen, welche auf schmale Glasplatten geklebt, unter starker Vergrößerung das schönste Bild von der bewunderungswürdigen Feinheit des organischen Baues gewähren. Auf einer einzigen Glastafel sind immer mehrere solcher Präparate von wenigen Linien im Umfange aufgeklebt und alle passen unter den Focus eines Mikro-

[1]) Hyrtl (Vergangenheit und Gegenwart des Museums § XIII) berechnet die Barth'sche Sammlung auf 1576 Nummern (Nervenpräparate, Skelette, mikroskopische Injektionen tierischer und menschlicher Organe, Injektionen von Lymphgefäßen, Embryonen und menschliche Eier aus allen Schwangerschaftsmonaten und pathologische Knochensammlung).

[2]) L. c. 82 Injektionspräparate aller Organe des menschlichen Körpers und ganzer Körperteile, 9 Lymphgefäßinjektionen, mikroskopische Gefäßinjektionen, außer dem reiche Sammlung von Monstrositäten, Kranien (von Irren und Kretinen), Embryonen, menschliche Eier (graviditates extrauterinae), Gehörpräparate etc.

skops. . . . Prochaska verdanken wir die Wiedererfindung einer Kunst, die verloren gegangen und mit Lieberkühn und einigen seiner Zeitgenossen ausgestorben zu seyn schien. C. Mayer's anatomische Präparate. So wie Prof. Prochaska die Zubereitung der mikroskopischen Präparate geheim hält, so sieht Hr. Prof. Mayer das Zubereiten der mit Quecksilber injizirten Gefäße, besonders aber der Saamengefäße als ein Geheimniß an. Ich sah außerordentlich schöne Präparate dieser Art bey ihm [1]) . . . D. Chirurgische Instrumente. und Bandagen. Diese ansehnliche Sammlung ist neben dem chirurgischen Auditorium (in welchem van Swieten's vergoldete Büste dem Catheder gegenüber steht) aufgestellt und wird von Hrn. Prof. Rudtorffer zu seinen chirurgischen Vorlesungen benutzt. Sie enthält, wie alle solche Sammlungen außer den gebräuchlichen Instrumenten eine Menge obsoleter Dinge, die aber immer noch historisch merkwürdig sind. Die Apparate und Instrumente hängen in Glasschränken oder liegen in Glaspulten, so daß die zu einer Operation dienenden immer vereint sind. [2]) E. Das Naturaliencabinett. Zur Erläuterung der Vorlesungen über Naturgeschichte, welche Hr. Prof. v. Scherer [3]) an der Universität hält, dient die zoologische und mineralogische Sammlung, welche im Universitätshause sich befindet. Sie ist zwar alt und mit den Sammlungen des Kaiserl. Naturaliencabinets nicht zu vergleichen; doch enthält sie mehrere schöne Skelete. . . . Die vergleichende Anatomie wird in Wien noch wenig cultivirt und gar nicht gelehrt.

Das Kaiserliche zoologische Cabinet. Unter den reichen Feldern der öffentlichen Instruction, welche Wien dem Arzte darbietet, behaupten die Kaiserl. Naturaliencabinete einen hohen Rang. . . . Besonders ausgezeichnet ist aber dieses Cabinet

---

[1]) Von den Präparaten Michael Mayers, der 1800 Prochaskas Prosektor, 1810 Professor wurde, spielten die Quecksilberinjektionen der Hoden die Hauptrolle, sie waren aber nach Hyrtl künstlich zusammengestückelt, außerdem verfertigte er gute Gehörpräparate.

[2]) Die früher mit der anatomischen vereinigte Instrumentensammlung wurde unter Barth davon abgetrennt.

[3]) Joh. Andr. Scherer wurde 1806 als Nachfolger Peter Jordans mit der zur medizinischen Fakultät gehörenden Professur für allgemeine Naturgeschichte betraut; er beschäftigte sich insbesondere mit Chemie (chem. Untersuchungen der Luft), Endiometrie, Botanik (Algen), Meteorenkunde etc.

durch eine ansehnliche Sammlung von Eingeweidewürmern. . . . In allen, in der Menagerie zu Schönbrunn abgestandenen Thieren werden Eingeweidewürmer aufgesucht, und es liefern selbst mehrere reiche Küchen die Eingeweide seltener Fische etc. in das Sectionszimmer des Cabinets, wo in diesem Abfalle noch Schätze entdeckt werden. Ich habe in diesem Sectionszimmer einige Male mit Vergnügen gesehen, wie Hr. Dr. Bremser[1]) jenen verborgenen Wesen nachspürt. . . . Dr. Bremser ist Naturforscher und Arzt zugleich; er beschäftigt sich in der medicinischen Praxis vorzugsweise mit den Wurmkrankheiten, in deren Diagnosis und Kur er sich große Geschicklichkeit und Ruf erworben hat. Seine Theorie von der Entstehung der Eingeweidewürmer, kommt mit der der meisten neuern Naturforscher überein, die nicht nach der ältern, noch von Linné angenommenen Meinung nach, die Eyer der Würmer von außen, auf eine abentheuerliche Weise in den Organismus gelangen lassen, sondern sie, gleich den Infusionsthieren in den Organen, in welchen sie sich befinden, durch sogenannte Generatio spontanea entstehen lassen. . . . Ein Wiener Arzt J. Reinlein[2]), hat vor einigen Jahren noch in seiner Schrift: Animadvers. circa ortum Taeniae latae die unwahrscheinliche Hypothese, wie die Eyer der Würmer von außen in den Darmkanal gelangen, wahrscheinlich zu machen gesucht, indem er sagt: Schmeißfliegen fänden die Bandurmeyer in menschlichen Excrementen auf und verschleppten sie auf die Nahrungsmittel, mit denen sie dann genossen und im Darmkanal ausgebrütet werden. . . . Dr. Bremser ist kein Freund der drastischen Mittel in der

---

[1]) »Eine köstliche Anekdote aus der Kongreßzeit möge hier Platz finden. Kaiser Alexander besuchte in Begleitung des Kaisers Franz das naturhistorische Museum, geführt von Dr. Bremser, der für die Urzeugung so scharf ins Zeug gegangen war. Als Alexander an einem Kasten, welcher eine Reihe in Spiritus konservierter wurmförmiger Tiere enthielt — denen B. die Beweiskraft seiner Theorie zuschrieb — gleichgültig vorüberging, da faßte ihn der Doctor resolut am Arme und rief ganz begeistert: Aber Majestät, sehen Sie doch dies Wunder an, das mehr gilt als zwei Kaiserreiche! Der Czar, ganz erstaunt von dem ungestümen, wenig etikettemäßigen Wesen des Gelehrten, wandte sich an seinen kaiserlichen Kollegen und sagte: »Je crois, ce Monsieur la est fou«. »Ah« — replizierte Kaiser Franz — »a Narr ist der Doctor nöt, aber a narrische Freud' hat er halt an sane Viecher.«

[2]) R. hatte bis 1814 die mediz. Klinik für die niederen Kategorien der Wundärzte versehen und trat 1816 in den Ruhestand.

Kur des Bandwurms und das älteste Bandwurmmittel, die Farrenkrautwurzel hält er mehr für ein Gegenmittel gegen die Taenia lata der Schweizer als gegen T. Solium der übrigen Deutschen und Wiener. . . .

Aus Weissenbach's »Meine Reise zum Congreß. Wahrheit und Dichtung«.

(Wien 1816.)[1])

»Ich war eben im Begriffe meine Runde anzutreten, als ich schon Besuche empfing. Meine Freunde Hr. Dr. v. Porten-

[1]) Der Dichterarzt Alois Weissenbach (geb. 1766 zu Telfs in Tirol, gest. 1821 in Salzburg) ist wie manch anderer altösterreichischer Poet nur mehr den Literarhistorikern bekannt, und doch war es eine Persönlichkeit, die zu Beethoven, Goethe u. a. sowie zu den Erzherzogen Johann und Karl Beziehungen hatte, demnach das Anrecht besitzt, in der Galerie interessanter Zeitgenossen des beginnenden 19. Jahrhunderts einen Platz einzunehmen. (Vgl. J. E. Engl, Dr. A. Weissenbach, Beitrag zu dessen Biographie [Salzburg 1876], Rich. v. Strehle, A. Weissenbach, Erinnerungsblatt an einen Arzt und Dichter, Wiener med. Wochenschr. 1886, Nr. 50, von Wurzbach, Biogr. Lex., LII, S. 167 etc.) Von Weissenbachs dichterischen und schöngeistigen Werken, denen unzweifelhaft echte poetische Begabung und stellenweise Schwung, anderseits aber auch oftmals falsches Pathos und überladener Schwulst eigen ist — soll hier nicht gesprochen werden. Diese Charakteristika bietet auch die nachfolgende Schilderung, welche seiner Schrift »Meine Reise zum Congreß« entnommen ist. Es genügt hier der Hinweis auf die ärztliche Laufbahn. Weissenbach dankte seine medizinische Ausbildung der Josefsakademie in Wien, der er zeitlebens die dankbarste Erinnerung bewahrte, eine Pietät, die in geradezu überschwenglichen Worten ihren Ausdruck findet. Im Alter von 22 Jahren trat er als Unterchirurg in die kaiserliche Armee ein und machte in dieser Eigenschaft den letzten Türkenkrieg, die französischen Feldzüge bis 1799, die Belagerungen von Schabatz, Berber und Belgrad, die Gefechte und Schlachten bei Valenciennes, Mastricht, Novi mit, worauf er zum Oberarzt vorrückte. Vom Jahre 1804 an ist Weissenbachs Leben und Wirken mit der medizinischen Fakultät, bzw. mit der ärztlichen Schule in Salzburg verknüpft. W. erhielt 1804 den Ruf an die neuerrichtete medizinische Fakultät als Professor für theoretische und praktische Chirurgie sowie für Tierarzneikunde; sein Eröffnungsvortrag hatte die Würdigung Theophrasts von Hohenheim (Paracelsus) zum Gegenstand. 1805 und 1806 wirkte er als erster und zugleich letzter Dekan unter kurfürstlicher, bzw. k. k. österr. Regierung. Nach der Umwandlung der mediz. Fakultät in ein »großes chirurgisches Studium« erhielt W. die Lehrkanzel für praktische Chirurgie und leitete die schon 1804 übernommene Klinik im St. Johannisspitale weiter. Von 1811—1816 unter bayrischer Herrschnft, wirkte W. an der landärztlichen Schule, welche an Stelle des »medizinisch-chirurgischen Studiums« getreten war, als Direktor und Lehrer für Chirurgie, Zootomie und Anthropologie, auch erhielt er 1812 die

schlag, Hr. Franz Bogner traten ein,[1]) und bald nach ihnen der gewichte Übersetzer der britischen Lyriker, Hr. J. B. Rupprecht.[2]) . . . . . Ich ging aus dem Hause, ohne eigentlich mit mir und in mir ausgemacht zu haben, wohin ich den ersten Schritt wenden solle. . . . Sieh da! dacht ich mir, das Herz weiß was der Brauch ist; die erste Aufwartung dem Hausherrn des großen Reiches! Ich konnte mich Ihm nicht zeigen, aber zu den Fenstern seines Thronsaales und zu dem ewigen Gewölbe darüber konnte ich das Auge hinaufwenden und den tyrolischen Gruß aussprechen: Grüß' dich Gott! Von hier hatt' ich nicht mehr weit hin zu einem dem ich auch Gruß der Verehrung zu biethen hatte: zu Herrn Staatsrath von Stifft. . . . Wissenschaft und Kunst, deren öffentlicher Lehrer zu seyn ich die Ehre habe, lassen sich nicht mit den Gränzpfählen, die jetzt gleichsam ambulant oder um mich bildlicher auszudrücken, die Stecken zum baskischen Stelzentanze geworden sind, ihr Gebieth abmarken; sie erkennen keine Feinde als die Uneingeweihten und Unwürdigen. Sie hatten also schon von dieser Seite aus die Forderung an mich zu stellen, ich solle mich ihrem obersten Repräsentanten in dem Reiche, in das ich ein Gast gekommen, zeigen. Aber ihm ist ein der ganzen Welt theures Leben anvertraut; er hatte mir in den Zeiten, wo ich noch dem österreichischen Staate angehörte, wohlgewollt, mich immer mit auszeichnendem Vertrauen geehrt; er hat in den Zeiten der Stürme still und geräuschlos, wie alles Gute in diesem Lande zu treiben pflegt, mehr Herrliches und Gedeihliches für Kunst und Wissenschaft, zum Wohl ihrer Lehrer und Erlerner und auch ihrer Ausüber in allen Beziehungen gewirkt

---

Oberleitung des St. Johannisspitales. Nach der abermaligen Einverleibung Salzburgs in Österreich (1806) wurde die »landärztliche Schule« in eine niedere medizinisch-chirurgische Lehranstalt umgewandelt und W. wieder das Lehramt der praktischen Chirurgie sowie die chirurgische Klinik zugewiesen, in welcher Stellung er bis ans Lebensende blieb.

Im Herbst des Jahres 1814 reiste Weissenbach nach Wien und dichtete zu Ehren des Wiener Kongresses eine Kantate: »Der glorreiche Augenblick«, welche Beethoven in Musik setzte. Die Aufführung fand am 29. Nov. 1814 mittags vor allen Souveränen, hohen Herren und Damen des Kongresses statt, die Wiederholung am 2. Dezember.

[1]) Hervorragende Wiener Praktiker.

[2]) Joh. Baptist Rupprecht (1776—1841), hatte sich 1812 durch metrische Übersetzungen englischer Dichter bekannt gemacht.

als andere vor ihm in den Zeiten der Ruhe und des Überflusses,[1]) ja, er mußte der erste seyn, dem ich in Wien mich zu zeigen hatte! Auch empfing er mich wieder, wie immer, mit Wohlwollen und Herzlichkeit. Bey dem Mittagsmahle, zu dem er mich zu laden die Güte hatte, lernte ich Hrn. Dr. Fönner, Leib-Chirurgen Sr. Maj. des Königs von Dänemark[2]) und den gelübtesten Lehrer der Arzneywissenschaft an der hohen Schule zu Wien, Hrn. Dr. Hartmann kennen.[3])

Von da aus trieb es mich nordwest — hinaus vor Wall und Thor in die Währingerstraße, zu meiner unvergeßlichen Bildungsmutter, der alma Josephina. Auf dem Wege durch die Herrngasse zum Schottenthor hinaus, den ich in meinen Sprudel-Sud- und Kühljahren so viele hundert und tausend Mahl geloffen, und wo so viele Erinnerungen mich ansprachen, so manches Haus mir eine Denksäule dastand, kam ich beynahe in die Stimmung hinein, Göthe's erste Elegie auszurufen:

Saget, Steine, mir an, o sprecht ihr hohen Paläste!
Straßen, redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?

Auf dieser Höhe einer freudigen Stimmung erhielt ich mich bis zur Währingergasse. Sonderbar! gerade da trat ich

---

[1]) Der Leibarzt des Kaisers Franz, Andreas Stifft, wurde 1803 Präses der medizinischen Fakultät und übernahm die Leitung des medizinischen Studienwesens aus der Medizinalverwaltung, in welcher Stellung er eine beinahe unbeschränkte Herrschaft 33 Jahre hindurch ausgeübt hat. Er war einer der Hauptrepräsentanten der franziszeischen Epoche. Das günstige Urteil, welches W. über ihn fällt, wurde durchaus nicht von der Mehrzahl der Zeitgenossen, geschweige denn von den Späteren geteilt. Wenn wir nur die Zeit bis 1815 und nur die Verhältnisse der medizinischen Fakultät berücksichtigen — Stiffts übermächtiger schädlicher Einfluß hat sich viel weiter und leider noch auf ganz anderes erstreckt — so finden wir, daß unter ihm und infolge seines tyrannischen Regimes Peter Frank, Rust u. a. verdiente Männer Wien verließen und anderseits manch gänzlich Unfähiger eine hervorragende Stellung zugewiesen erhielt.

[2]) Fenger.

[3]) Philipp Carl Hartmann, seit 1811 Professor der allgemeinen Pathologie und Therapie, eine Zierde der Wiener Schule. H. hat das Verdienst den Ausschreitungen der Erregungstheorie und Naturphilosophie mit gründlichster Kritik entgegengetreten zu sein; er hat den gerade zu seiner Zeit oft verkannten Wert erfahrungsmäßigen Erkennens betont, ohne dabei die Bedeutung der Philosophie für eine synthetische Bearbeitung zu vernachlässigen. Er war ein Naturphilosoph, aber nicht in der Art der Anhänger Schellings. Hartmanns Theoria morbi s. Pathologia generalis war eines der berühmtesten Werke der damaligen medizinischen Literatur und seine populäre Schrift »Glückseligkeitslehre« trug den Namen des Verfassers in weite Kreise.

in den electrischen Dunstkreis meines Herzens, in die Gemeinde, in der ich ein einheimisches Glied so lange gelebt hatte. Beynahe kein Haus steht da, aus dem heraus mich nicht ein Tag aus einer schönen Zeit hätte grüßen sollen; aber es ergriff mich schmerzlich, keine Spur der Regsamkeit, die sonst von der Akademie aus hier durch die Gasse wogte, zu gewahren. Meine Schritte wurden jetzt langsamer; ich hielt an und sah mich um; nicht Einer begegnete mir, an dem ich das Daseyn eines akademischen Lebens hätte erkennen können, und wie ich nun durch das Gitterthor in den weiten Hof des herrlichen Gebäudes trat, hinein in die große Hausflur, wo die Stiegen hinaufführen zu dem Hörsaal, in dem wir, zu meiner Zeit, hunderte saßen, in die Gänge, die zu meinen Zeiten so geschäftiges Treiben und Drängen füllte, Ach! und jetzt nur eine öde Stille mich da umfing, so, daß mir schier vor meinem eignen Herzschlage zu grauen begann, da ward's mir wie einem der aus fernem Lande mit sehnsüchtiger Brust heimkehrt und sein Vaterhaus verödet und ausgestorben findet! Ich ging in den leeren Hörsaal und setzte mich auf den Platz hin, auf dem ich mehrere Jahre hindurch gesessen hatte. Indem ich nun in dieser wehmüthigen Stimmung in mir und in dieser einsamen Stille um mich, den Blick auf den Lehrstuhl hefte, dem ich gerade gegenüber saß, erschienen mir bald die drey mir unvergeßlichen Lehrer, Böcking[1]), Gabrieli[2]) und A. Schmidt[3]), die seit der Zeit meiner Lehrjahre heimgegangen sind. Diese Geisterbeschwörung war meiner Phantasie so natürlich gelungen, daß ich ehrfürchtig aufstand und mich verneigte, bedenkend, was diese Abgeschiedenen mir und so vielen Andern gewesen sind. . . . .« [4])

---

[1]) Wilhelm Böcking war bis 1804 Professor der Anatomie und Physiologie. Er erwarb sich das Vertrauen seiner Schüler und wurde als tiefer Denker gerühmt; sein Lieblingsgebiet war die Nervenlehre.

[2]) Josef Gabriel v. Gabriely war bis 1806 Professor der internen Medizin. Er wurde als vorzüglicher klinischer Lehrer gerühmt, der sich beim klinischen Unterricht der Sokratischen Methode bediente, indem er durch Fragen und Antworten therapeutische Probleme so lange ventilierte, bis die Schüler selbst die Auflösung gefunden hatten.

[3]) Joh. Adam Schmidt, der berühmte Okulist, Professor der Pathologie und Therapie von 1796 bis zu seinem 1809 erfolgten Hinscheiden.

[4]) Hier folgt ein Panegyrikus auf Schmidt und dann eine Verteidigungsrede zugunsten der Josephinischen Akademie, die W. in seiner Phantasie vor dem Gerichts-

»Ich fühlte freylich noch vor dem Beginnen meines Wortes, daß ich sie in doppelter Beziehung vertreten müsse, ein Mahl als die Bildnerinn der Individuen (der Feldärzte) und zum andern Mahle als die Bildnerinn des Ganzen (der Kunst und der Wissenschaft); in erster Beziehung als Schule im eigentlichen, in zweyter Beziehung als Akademie im höhern Sinne. Ich gestehe, daß mir das erste leichter geworden als das zweyte. Ich durfte mich deßhalb auf das Zeugniß von ganz Europa berufen. In Hinsicht auf diese Ausstattung (der Feldärzte) können sich die Österreichischen Heere eben so rühmlich, wie in so vielen andern Beziehungen, mit allen andern des Welttheils messen. Die Nahmen so vieler von dieser Schule ausgegangenen Heerärzte nennt das Vaterland überall mit so vieler Achtung, daß ich die betreffende Anschuldigung leicht damit beschwichtigen konnte. In dem Ergusse der Rede kam mir sogar der Stolz an, zu fragen, welches Heer darin und damit dem Österreichischen den Vorrang streitig zu machen sich anmaßen könne? Ich habe die meisten derselben in der Nähe geschaut und keines von allen hat mir dieses Stolzgefühl, das ja in mir und mit mir in sechzehn Jahren aufgewachsen war, gedemüthigt; am wenigsten möchten die französischen Feldärzte (der auch hierin ein — und aufgedrungene Proto-

---

hof der Wissenschaft stehen sieht, »schweigend und schamerfüllt bei der Frage: Warum sie in der großen Kriegszeit nicht Früchte auf den Altar gelegt habe?«

Der Verfall des Josephinums war längst hervorgetreten, war doch die Erfüllung einer dreifachen Aufgabe, die der Anstalt gesetzt war, 1.) als Lehranstalt für Militärärzte, 2.) als chirurgische Akademie und 3.) als permanentes Sanitätskomitee für die Angelegenheiten des Heeres zu dienen, ohne Arbeitsteilung, kaum erfüllbar. Der Studienplan setzte in seiner Gedrängtheit Vorkenntnisse voraus, die gerade die große Mehrzahl der nicht sehr wählerisch aufgenommenen Eleven am wenigsten besaßen; viele derjenigen, welche am Josefinum den Doktorhut erworben hatten, brachten denselben in Mißkredit. Zudem nahmen die Kriege, in welche Österreich Ende des 18. und am Beginne des 19. Jahrhunderts verwickelt war, sowohl die Lehrer als die befähigteren Schüler allzuhäufig in Anspruch. Auch hatte man bei der Besetzung der Lehrstellen nicht immer die nötige Sorgfalt walten lassen, und die Lehrkräfte waren durch ihre Agenden als Funktionäre der genannten Sanitätskommission so überlastet, so daß sie sich dem Unterricht und gar der wissenschaftlichen Aufgaben nicht genügend zu widmen vermochten. Als Akademie konnte das Josefinum unter diesen Verhältnissen schon gar keine Bedeutung erlangen, von den Abhandlungen der medizinisch-chirurgischen Josefs-Akademie erschienen nur zwei Bände (1787 und 1801).

typus, wie alles von jenseits des Rheins herüber) den Vergleich in einer solchen Würdigung aushalten. Und welche Feldärzte, fragt' ich mit dem Tone eines von dem Unrecht getroffenen, aber dadurch höher gehobenen Gemüthes, leisten dieß mit solcher Hingebung, um so geringen Preis von äußerer Ehre und für so kargen Lohn? . . . .

Für die zweyte Vertheidigung both sich freylich nur Weniges von positiven Erweisen dar. Seit dem letzten Bande der Abhandlungen, also seit einer beträchtlichen Reihe von Jahren hat die Akademie als solche wenig oder nichts mehr geboren. . . . Selbst von den gewöhnlichen Preisfragen, die ganz geeignet zu seyn schienen, unter den Feldärzten eine literarische Productions-Kraft aufzuregen, ist es seit längerer Zeit gänzlich stille. Von Seiten der leitenden und waltenden Stelle ist der Welt kaum etwas anders als der feldärztliche Schematismus zu Gesicht gekommen. — — — Von da aus, gleichsam von den Todten weg, ging ich zu den Lebenden, zu denen, auf die noch die Josephina mit mütterlichem Wohlgefallen, wenn auch mit dem brechenden Blicke, schaut. Wir lebten eine akademische Stunde zusammen. Wir alle sind ja Kinder ihrer ersten Geburt. Ich konnte meinem Lehrer und Freunde, dem herrlichen und herzlichen Wilh. Schmitt[1]) den Kuß auf Stirne und Hand drücken, und das war schon eine Entladung, die mir seit Jahren auf der Lippe und in der Brust gebrannt. Beim Weggehen fühlte ich wohl, daß ich dem Hause meiner schönen Jugendzeit mit dem Willkommen auch das Lebewohl sagen müsse.

Ich fuhr von der Alstergasse mit einem andern Freunde auf die Landstraße zum Mittagsmahle der Asklepiaden von Wien bey der Frau Mosel; zu einem Mittagsmahle, wie man vielleicht in Europa bey keinem zweyten dieser Art zu Gaste gehen kann. Es war Mittwoch, und an diesem Tage findet sich hier ein einziger Verein sowohl von ausübenden als lehrenden Ärzten zusammen, um in einer frohen Stunde die Schlange des

[1]) Wilhelm Josef Schmitt, der Vertreter der Geburtshilfe am Josefinum (seit 1804 als ordentlicher Professor), zeichnete sich durch gründliche Kenntnis der gesamten Medizin aus und war der erste in Wien, der auch die Frauenheilkunde nach modernen Prinzipien zu bearbeiten begann. Trotz dem Mangel an einem zureichenden Material entfaltete er eine reiche Forscher- und Schriftstellertätigkeit, deren Ergebnisse noch heute von Interesse sind.

epidaurischen Gottes vom Stabe zu schütteln. Die Zahl der Geweihten des Herrn war gerade zwey Mahl da, und keiner darunter, der nicht das Siegel der Wissenschaft und Kunst trägt; mehrere vom ersten Range in practischer und wissenschaftlicher Hinsicht: Freyherr von Türkheim, der annuente patre ast impellente Deo seine priesterliche Weihe im Tempel Hygeäns errang; Hr. Dr. Graf Carl Harrach, der, weil er Mensch geblieben, Arzt geworden ist; der in ganz Wien hochverehrte, güldene und des höchsten Lobes würdige Güldener von Lobes; der tief- und rechtsinnige Fechner, den ich per eminentiam den Mann nennen möchte; Herr Dr. Bremser, Deutschlands größter Enthimolog, und so viele andere bothen mir Gruß und Kuß. Mitten in diesem geweihten Kreise saß einer, der mich seit meinen ersten Jugendjahren gar viele Thränen gekostet hat: der mimische Veteran, Hr. Hofschauspieler Lange. Oben an der Tafel führte ein, mit der Gnade seines Kaisers auf der Brust, und mit der Gnade Gottes in der Brust geziertes Haupt den Vorsitz: Hr. Hofrath Ley. Das Mahl war freudig, jovialisch im echten Sinne, wie es nur die Gebildetsten aus einem gemüthlichen Volke feyern können. Die Laune warf mit vollen Händen ihr attisches Salz in die Schüßeln, und die Freude ihre Rosenblätter in die Becher. Mit gewissenhafter Treue befolgten alle das Gesetz: von ihrem Berufe nichts mitzubringen als das schuldlose menschliche Herz, das in dieser fröhlichen Stunde zu neuer Ermuthigung ganz losgebunden seyn soll von dem Schwure des alten Meisters, der seine Jünger auf ewige Weltzeiten an den Jammerruf der Schmerzen verpachtet und in den schwühlen, von krankem Aushauch gebildeten Dunstkreis niedertaucht. Dieses Gesetz ist um so weiser und gerechter, als von demselben Verein dem Ernste der Wissenschaft und Kunst ein anderes Haus und eine andere Stunde angewiesen ist. Am Ende der Tafeln ertönten froh- und tiefsinnige Skolien. . . . Ich habe, wie alle, mit Mund und Herz Chorus mitgesungen. Ich werde dieser Versammlung und dieser Stunde gewiß immer mit einer freudigen Empfindung denken. . . . So viele herrliche Menschen, einheimische und fremde; alle die Leibärzte, die ihre Souveräne an den Congreß geleiteten, lernte ich hier kennen. Für die Überzeugung, daß die Wissenschaft, der ich mich von Jugend an

geweiht, im Reiche der Geister die Besten für sich herausnehme, fand ich da eine vollgültige Gewährleistung; auch dafür, daß gerade in dieser Geister-Geburt und Pflege Wien einen Stammbaum und ein Geschlechts-Register aufzuweisen hat, wie keine andere Stadt. Die Nahmen: Van Swieten, Dr. Haen, Stoll, Quarin, Frank, Prochaska, Hildenbrand u. a. sind große Marksteine im Reiche unserer Kunst, die die Bildungsepochen derselben in das Jahrhundert und in die Welt hinausweisen. Eine ganze Versammlung von Berufsgenossen, die in kleinern Städten so leicht und so oft in feindlichen Gegensatz gerathen und sich anderswo wechselseitig leichter abstoßen als anziehen, im traulichen Kreise einer brüderlichen Gemeinde beysammen zu finden, und so gleichsam der ganzen Gilde den Gruß wissenschaftlicher Verwandtschaft in einem frohen Augenblicke biethen zu können, ist wahrlich eine schöne Gelegenheit, die ich im Nahmen der Kunst zum Gesetze erheben möchte. Auch liegt in dem Zwecke dieses Verbandes gewiß etwas Erhebendes: acht, im Dienste leidender Menschen, in den Krankenstuben, im steten Kampfe gegen den Tod und gegen das Heer von Trabanten und Trabantinnen, die alle die Kunst überbiethen wollen, hingeopferte Tage bey einem brüderlichen Mahle sich von einer frohen Stunde vergelten zu lassen. Am Schlusse der Sitzung mußte ich auch eine Strophe als Skolie bringen; hier ist sie:

Ich.

Wer ist es, der mir sagen kann,
Wie fangt das Wort des Meisters an?

Ein anderer.

Ars longa, vita brevis.

Ich.

Wie heißt, wird unser Lebensbuch
In Sarg gebunden, dann der Spruch?

Ein anderer.

Sit tibi terra levis!

Ich.

Das erste Wort soll ewig bleiben
Das zweyte laßt uns anders schreiben!
Gesellen, saget, wollt ihr das?

Ein anderer.

Wer thut uns das?

Ich.

Der in dem Glas,
Der nimmt das Wörtlein unten levis
Und setzt es oben statt des brevis.

Ein anderer.

Sit nobis vita levis!

Alle.

In Vino Veritas.

Namenregister.

Albertitz de 13.
Attenhofer 13.
Auenbrugger 14, 34, 37, 99, 230.

Barth 37, 182, 183, 201, 202, 203, 216, 221, 222, 224, 227, 237, 254, 255.
Battisti 106.
Beer 146, 148, 156, 182, 184, 190, 192, 193, 194, 199, 201, 203, 208, 213, 221, 222, 223, 226, 233, 237, 238.
Beinl 80, 170.
Bernt 233.
Biermayer 253.
Billot (Billiotte) 51.
Böcking 80, 157, 260.
Boër 146, 148, 150, 170, 171, 173, 186, 187, 188, 193, 208, 212, 214, 226, 227, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252.
Bör 226, 233, 242, 245.
Bogner 258.
Brambilla 13, 43, 72 ff., 83, 84, 85, 98, 104, 119.
Bremser 216, 217, 219, 220, 227, 242, 256, 263.

Cappellini 121, 145, 152, 218, 243.
Careno 148, 155, 219, 220.
Carro de 218, 219, 220, 221, 243.
Castellitz 219.
Chenot 3.
Closset 245.
Collin Joseph 6, 7, 8, 40, 95, 97, 99.
Collin Mathaeus 9, 37.
Crantz 3, 10, 11, 12.

Dewez 13.
Dietl 51.

Eckmann 219, 242.
Ehrenritter 182, 201.
Eisl 198, 199.
Eyerel 13, 96, 127, 220, 230.

Fauken 15, 39.
Fechner 219, 242, 263.
Ferro 12, 14, 31, 34, 39, 98, 122, 123, 155, 220, 231.
Frank Franz 119, 120, 145.
Frank Joh. Peter 113, 119 ff., 140, 141, 142, 143, 144, 145, 148, 151, 152, 153, 154, 158, 180, 185, 186, 188, 189, 190, 194, 197, 200, 206, 211, 218, 220, 222, 223, 226, 228, 243, 244, 252, 253, 259, 264.
Frank Joseph 120, 121, 143, 144, 145, 150, 153, 154, 156, 186.
Fuker 9.

Gabriely 80, 260.
Gall 154, 155, 158, 163, 164, 165, 166, 175, 176, 177, 178.
Gasser 9.
Gölis 199, 219, 241, 242.
Görgen 192.
Guldener v. Lobes 155, 219, 242, 243, 263.

Haen de 3, 4, 5, 6, 7, 8, 13, 20, 26, 56, 58, 93, 94, 95, 97, 99, 107, 108, 119, 211, 230, 264.
Harrach Graf Carl v. 186, 194, 196, 200, 220, 221, 222, 227, 253, 263.
Hartmann 232, 235, 259.
Hasenöhrl v. Lagusius 155, 219.
Helm 219, 242.
Herden 242.
Herrmann 233.
Hildenbrand Val. v. 59, 192, 193, 197, 199, 205, 208, 209, 210, 212, 214, 218, 222, 223, 225, 228, 229, 230, 231, 233, 235, 253, 264.
Hildenbrand Franz v. 229.
Hunczovsky 13, 80, 83, 170.

Ingenhousz 26, 37.
Isfordink 196.

Jacquin Franz v. 13, 216, 217.
Jacquin Nicol. Jos. v. 12, 30, 31, 37, 217, 232.
Jäger Friedr. 194, 199, 201.

Kern 197, 198, 199, 205, 210, 211, 212, 214, 222, 225, 233, 234, 235, 236, 237, 239.
Koffler 219.
Kogel 242, 245.

Kollmann 39.
Kollweg 39.
Kubik 228.

Leber 14, 26, 37.
Lebmacher 12, 37, 170.
Lecher 219.
Lederer 187.
Locher 15, 26.
Loeser 171.

Mack 13.
Malfatti 145, 200, 205, 208, 243.
Marherr 11, 13.
Mastalier 199, 240, 241.
Mayer 227, 232, 234, 255.
Melly 119.
Mertens 34, 39, 98, 100.
Mesmer 81, 82.
Mohrenheim 203.
Mühlfeld v. 56.
Müller J. M. 13.

Nord 146, 150, 178, 179, 192, 228, 238.

Parisani 86, 89.
Pasquallati v. 39.
Peutel 188, 189, 197.
Plenck 80, 96, 98, 147, 148, 157, 233.
Portenschlag-Ledermayer 219, 220, 227, 242, 243, 254, 257.
Prochaska 151, 183, 221, 222, 223, 224, 227, 233, 235, 237, 254, 255, 264.

Quarin Jos. 6, 26, 39, 40, 97, 98, 100, 102, 104, 105, 109, 113, 114, 118, 146, 147, 155, 168, 264.

Raimann 225, 230, 231, 233.
Rechberger 26, 27.
Reinlein 101, 116, 117, 197, 230, 231, 256.
Rensi 127.
Rudtorfer 193, 233, 234, 235, 255.
Rust 199, 200, 208, 213, 222, 226, 237, 239, 259.

Sallaba 13, 127, 166.
Scheidebauer 240.
Scherer v. 252, 255.
Schiffmann 219.
Schmidt Joh. Ad. 13, 184, 197, 201, 237, 260.
Schmitt Wilh. Jos, 196, 227, 245, 262.
Schosulan 201.
Schreibers Jos. 39, 217.
Schreibers Karl Franz v. 216, 217, 218, 227.
Sedey 37.
Soherr 130, 184.
Sommerer 109.
Staudenheim 195.
Steidele 113, 170, 214, 227, 232, 245, 251, 252.
Stifft v. 155, 197, 199, 205, 208, 231, 234, 239, 245, 258, 259.
Störck Anton 4, 7, 8, 10, 23, 26, 31, 33, 34, 36, 82, 95, 97, 98, 100, 101, 109, 155, 197, 231.
Störck Melchior 3.
Stoll 13, 31, 32, 34, 36, 37, 39, 43, 56, 58, 84, 85, 87, 96, 97, 99, 100, 101, 102, 104, 105, 108, 113, 114, 116, 119, 120, 121, 146, 150, 151, 156, 191, 192, 211, 219, 222, 223, 243, 264.
Strasgy 106, 107, 109.
Streitt 80.
van Swieten 3, 4, 7, 11, 13, 14, 15, 16, 29, 30, 32, 33, 56, 84, 90, 92, 93, 94, 95, 97, 182, 201, 207, 231, 255, 264.

Türkheim Baron v. 243, 244, 263.
Treber 219.
Überlacher 219.

Veith 205.
Vering 170.
Vetter 123, 124, 179, 253.
Vigiliis 118.
Vivenot 219.

Walther 184.
Wawruch 13.
Well 37.
Wertheim 242.

Zang 193, 196, 214, 234, 235, 239.
Zeller v. Zellenberg 109, 110, 167, 168, 226, 246, 247.

3 2044 062 660 048

DATE DUE

20 JUL 74 CJM

DEMCO 38-297

3 2044 062 660 048